This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

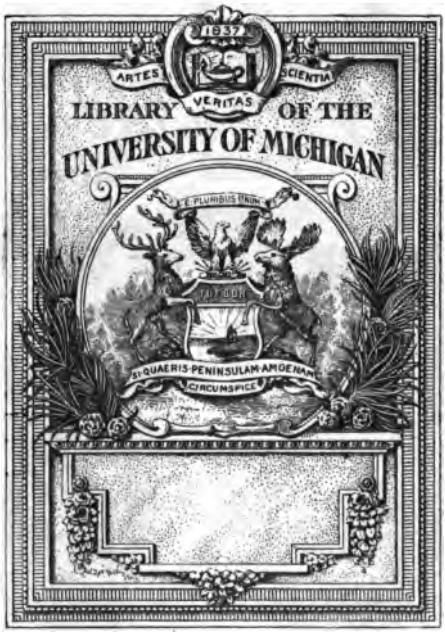
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 794,434



THE GIFT OF

Dr. H. L. Wirtz.

Prospekt.

830.6[illegible]

Konnten wir bei Beginn des 15. Jahrgangs den Lesern durch die Vergrößerung des Formats unserer **„Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“** eine **bedeutende Vermehrung des Inhalts** bieten, so hoffen wir sie mit dem vorliegenden Bande des neuen **siebzehnten Jahrgangs 1893** noch angenehmer zu überraschen durch eine noch **wichtigere Neuerung**, nämlich durch die Beigabe

zahlreicher Illustrationen.

Unsere „Bibliothek“ bietet also nicht nur die **neuesten** Erzeugnisse unserer **hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten**, sondern der Stift des Künstlers erläutert jetzt auch das Gelesene und verschafft so namentlich dem belehrenden Theile einen **weit größeren Reiz und höheres Interesse.**

Wir hoffen mit dieser Neuerung unser Programm:

☛ **den vielen Bücherliebhabern, denen dies wegen der**
☛ **damit verbundenen großen Kosten bisher nicht ver-**
☛ **gönnt gewesen war, Gelegenheit zur Anlegung einer**
☛ **wirklich gediegenen, Belehrung und Unter-**
☛ **haltung zugleich bietenden**

Privatbibliothek

zu gewähren, wesentlich zu fördern und bitten uns durch recht zahlreiche Betheiligung an der Subskription unterstützen zu wollen.

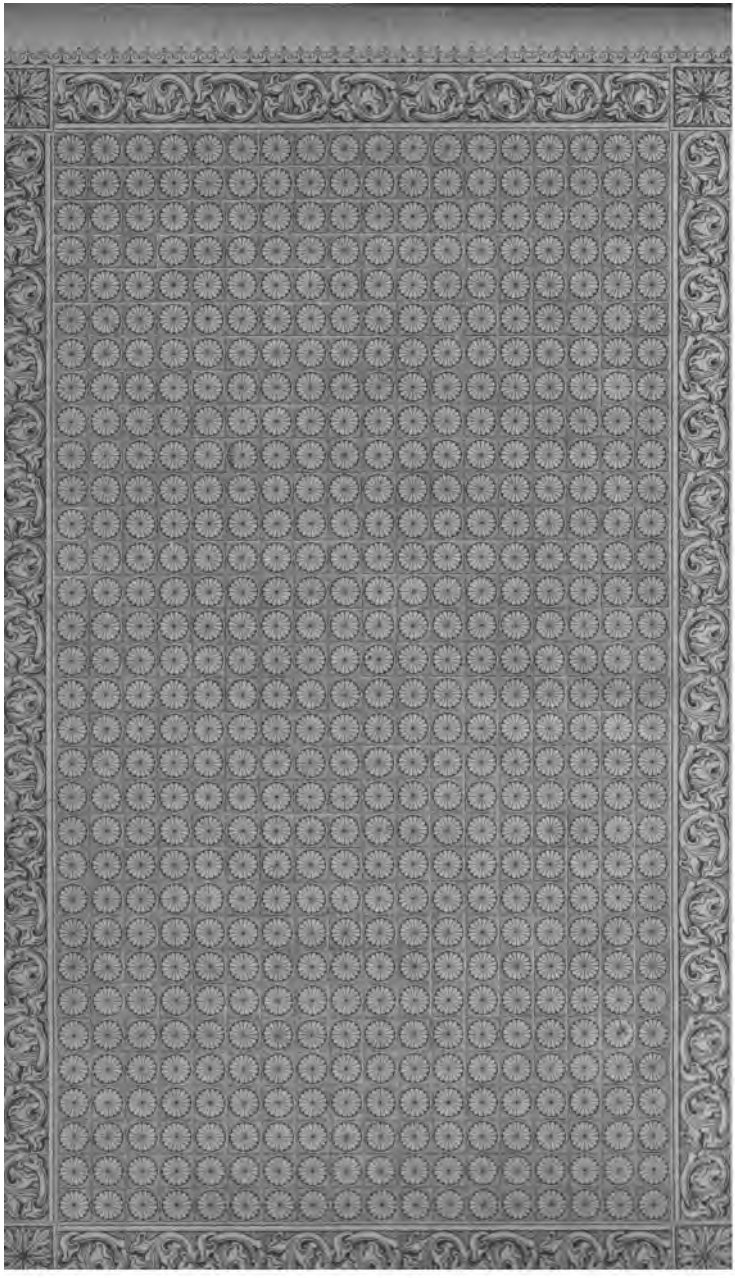
Die **Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens** erscheint vollständig in 13 **vierwöchentlichen, elegant in englische Leinwand gebundenen Bänden** mit **Goldrücken** und **Deckelpressung.**

Um die Anschaffung auch weniger Bemittelten zu ermöglichen, beträgt der Abonnements-Preis

nur 75 Pf. für den Band,

ein Preis, zu welchem der Buchbinder im Einzelnen noch nicht einmal **den bloßen Einband** zu liefern im Stande wäre.

Stuttgart. **Die Redaktion und Verlagsbuchhandlung.**



Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.

Zur Novellette „Ein Sommernachtstraum“ von Carl Ed. Klopfer. (S. 87)
Originalzeichnung von E. Kepler.

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,

sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1893.

Erster Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Spätes Recht. Kriminalroman von Friedrich Jacobsen.	7
Ein Sommernachtstraum. Novellette von Carl Ed. Klopfer	76
Mit Originalzeichnungen von E. Kepler.	
Die Schwägerin. Novelle von E. Merk	105
Aus der Residenz des Schah-in-Schah. Wanderungen durch Teheran. Von Alexander Ritter	149
Mit 8 Illustrationen.	
Fremdkörper im menschlichen Organismus. Medicinische Skizze. Von Dr. Fr. Parkner	164
Ein Blick durch's Fernrohr. Eine Reise in's Weltall. Von Paul Tunsch	175
Mit 9 Illustrationen.	
Weibliche Eroberungen. Zur Emanzipationsbewegung der Gegenwart. Von Richard March	188
Ein Tag auf einer Berliner Polizeiwache. Aus dem Leben der Reichshauptstadt. Von A. Oskar Klaußmann	198
Mannigfaltiges:	
Der verhängnißvolle Heirathsantrag	214
Schrecklähmung bei Thieren	217
Mit 3 Illustrationen.	
Rossini und die Eisenbahn	219
Warum sollen wir durch die Nase athmen?	222
Aprilscherze Peter's des Großen	224

240125

Seite

Die Macht des Dogen von Venedig ꝛc. 225
Wein- und Lachkünstler 227
Friedrich der Große citirt einen Geist 231
Allerlei von der Seekrankheit 232
Ein Frauenasyl 234
Die New-Yorker „Rothkappen" 235
Nur immer deutlich! 237
Ein interessantes Experiment 238
Chinesisches Theaterpublikum 238
Adel und Bürgerthum 239
Drastischer Bescheid 239
Künstlerlaune 240

Spätes Recht.

Kriminalroman

von

Friedrich Jacobsen.

(Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.

Der Hochsommertag neigte sich seinem Ende entgegen. Während die Sonne langsam hinter dem Kamm der Berge oersank, stiegen auf der entgegengesetzten Seite schwere Gewitterwolken auf, um sich immer drohender über den Wipfeln der Bäume zusammenzuschieben.

Es war ein mächtiger Wald, der sich von beiden Seiten der Chaussee in aufsteigender Linie meilenweit ausdehnte, und mit seinen düsteren Fichten wie den eingesprengten Buchenschlägen das Auge jedes Forstmannes erfreuen mußte; aber für den einsamen Wanderer, der, die staubige Chaussee entlang ziehend, hinter sich das Gewölk ahnte, und vor sich in den sinkenden Abend blickte, mochte der endlose Wald seine unfreundlichen Geheimnisse bergen.

Diesem Gedanken gab einer von den beiden Männern Ausdruck, die soeben um die letzte Waldecke bogen, und vielleicht zum zehnten oder zwanzigsten Male das gleiche einförmige Bild überblickten.

Jeder von ihnen mochte etwa dreißig Jahre zählen; Beide trugen Reisekleider und waren offenbar sehr ermüdet,

denn der Eine, ein blondbärtiger Hüne, setzte sich, unbekümmert um die aufsteigenden Gewitterwolken, auf den nächsten Meilenstein, las zwischen seinen Knieen durch über Kopf die aufgeschriebene Kilometerzahl, und sagte dann: „Hör' mal, Assessor, nun hab' ich die Geschichte bald satt! Wenn ich gewußt hätte, daß Hegenau am Ende der Welt liegt, dann würde ich doch bis morgen früh die Post abgewartet haben, anstatt mir in diesem gottverlassenen Erdenwinkel die Beine abzulaufen. Ich bin noch in dem glücklichen Besitz eines Hundertmarkscheines — habt ihr vielleicht auch Räuber in diesem reizenden Urwalde?"

Der Angeredete strich sich lächelnd die dunkeln Haare aus der hohen Stirn und rückte seine Brille vor die Augen.

„Du weißt, Felix," sagte er dann, „daß ich seit Jahren nicht in meine Heimath gekommen bin; ich kann Dir daher über den letzten Punkt keine Auskunft ertheilen. In meiner Kindheit ist wohl Allerlei vorgekommen, was sogar mit Deiner nächsten Zukunft zusammenhängt, aber seitdem sind ja fünfundzwanzig Jahre in das Land gegangen. — Uebrigens," fuhr er dann mit jener Pedanterie fort, die den eingefleischten Juristen kennzeichnet, „übrigens habe ich Dir bereits mitgetheilt, daß Du nicht bis Hegenau zu gehen brauchst, um Dein Ziel zu erreichen; nicht weit von hier muß rechts ein Waldweg abbiegen, der Dich dann in ungefähr einer Stunde nach Griesheim führt."

„Schöne Aussicht," brummte Doktor Kern, und klopfte den Staub von seinen Beinkleidern. „Das Gut liegt wohl ebenso einsam, wie dieser Kilometerstein, auf dem ich vorläufig meine Knochen deponiren werde?"

„Ganz einsam," bestätigte Assessor Rabe. „Ich dachte, das wäre Dir bekannt?"

„Mit nichten, alter Sohn, ich bin wie ein neugeborenes Kind, harmlos und unwissend. Auf die Annonce des Barons v. Osten, daß er für einige Monate gegen hohes Gehalt

einen Hausarzt suche, der sich ausschließlich seiner kostbaren Person zu widmen im Stande wäre, habe ich mich lediglich nach der nächsten Stadt erkundigt, und in Erfahrung gebracht, daß Hegenau nur einen uralten Arzt besitzt. Das lockte mich, man kann sich da vielleicht in's warme Nest setzen. Junge Mediciner sind heutzutage wie die Spürhunde, mein Junge, und ich hoffe, daß mein künftiger Patient mir die Zeit lassen wird, in der Gegend bei den Leuten bekannt zu werden."

Der Assessor hatte sich in das dürre Gras des Grabenrandes gestreckt und stützte den Kopf in die Hand.

„Ich wünsche Dir viel Glück mit Deinen Plänen," sagte er nach einer Pause, „und es sollte mich aufrichtig freuen, wenn wir als alte Universitätsfreunde längere Zeit in Hegenau zusammenleben könnten. Denn mein Kommissorium am dortigen Amtsgericht wird voraussichtlich in ein Definitivum übergehen, der Präsident deutete wenigstens so etwas an. Aber, lieber Freund, den Gedanken an freie Zeit wirst Du wohl vorderhand aufgeben müssen. Der Baron Lutz v. Osten auf Griesheim ist, so weit ich mich seiner entsinne, durchaus nicht der Mann, welcher sein Geld fortwirft, und wenn er Dich ausschließlich für seine Person gedungen hat — verzeih' das harte Wort — dann wird er auch Mittel und Wege finden, Deine Thätigkeit in Anspruch zu nehmen."

„Also ein hypochondrischer Geizhammel mit siebentausend Krankheiten!" brummte Kern dazwischen.

„Ganz trifft das wohl nicht zu. Der Baron ist jedenfalls ein kranker Mann, aber ich möchte bezweifeln, daß der Sitz des Uebels in einem körperlichen Leiden zu suchen ist; ich wüßte mir sonst nicht zu erklären, daß Herr v. Osten ziemlich eifrig auf die Jagd geht, dabei aber mit einer fast ängstlichen Scheu die Gesellschaft Anderer meidet. Es kann natürlich in den letzten Jahren auch anders geworden

sein, aber noch zu meiner Studienzeit hielten die Leute den Baron für menschenscheu."

Der junge Arzt machte ein ziemlich verblüfftes Gesicht und rieb sich die Stirn. „Das wäre ja verwünscht," brummte er. „'s ist just nicht meine Passion, mit verrückten Menschen umzugehen, da kann man ja nicht 'mal auf einen ordentlichen Skat rechnen. Und sonst befindet sich keine fühlende Menschenseele in dem bezauberten Kasten?"

Der Assessor riß einige verdorrte Grashalme aus und warf sie von sich. Es lag in der mechanischen Bewegung eine nervöse Unruhe, die dem Anderen entging. „Ich weiß ja nicht, Felix, was die Jahre gebracht haben, ich fühle mit jedem Schritt, der mich meiner Heimath näher bringt, wie fremd ich geworden bin. Aber wenn Wanda noch lebt und wenn sie sich noch in Griesheim befindet, dann wirst Du vielleicht weniger Veranlassung haben, Dich zu langweilen."

„Wanda klingt ziemlich weiblich," sagte der Doktor befriedigt. „Du weißt, Hugo, daß ich mich vor den Mädels niemals gefürchtet habe; also rede, bitte, weniger pythisch. Wer ist Wanda? Hoffentlich weder eine Tante noch eine Kuhmagd —"

„Es ist die einzige Tochter des Barons. — Aber was hast Du, Felix?"

Doktor Kern hatte den Kopf lauschend gehoben und betrachtete nun mißtrauisch die Wipfel der Bäume.

„Der Himmel fängt an zu murren," sagte er sich erhebend, „ich glaube, das da hinten ist ein Gewitter. Es grollte mitten hinein in Deine letzten Worte, just als wenn Du gelogen hättest. Also Wanda ist die Tochter des Barons? Gut, dann werde ich mich in sie verlieben! Komm', und mache kein Gesicht aus der vierten Dimension."

Sie schritten weiter, und der Assessor war sehr einsilbig geworden, während sein Gefährte sich offenbar in der besten Laune befand. Er schwenkte seinen Stock in der Luft und

frug plötzlich: „Sage 'mal, alter Schwede, ist diese Wanda auch kein hochnäsiges Fräulein mit ebensoviel Lenzen wie Ahnen? Glaubst Du, daß ein simpler Doktor der Medicin, Sohn eines Kanzleischreibers und Enkel eines Schornsteinfegers, Gnade vor ihren Augen finden wird? Heraus mit der Sprache, allwissender Pandektenwurm!"

„Wanda v. Osten ist nicht mehr ganz jung," entgegnete der Jurist mit unerschütterlichem Ernst. „Sie muß nach meiner Rechnung fünfundzwanzig Jahre zählen, aber ich habe selten ein Mädchen kennen gelernt, welches Liebreiz, Herzensgüte und Bescheidenheit in gleichem Maße vereinte. Die Armen hängen an ihr mit rührender Liebe, und sie selbst scheint keinen Werth darauf zu legen, ob man in einer Hütte geboren ist oder in einem Schloß."

Seine Stimme klang wärmer als zuvor, und der lustige Doktor lachte.

„Also ein weiblicher Demokrat — ganz mein Fall. Uebrigens klingt Dein Krächzen ganz verliebt, Freund Rabe, ich werde mich vorsehen müssen. Also fünfundzwanzig Jahre? Da muß man Respekt haben. — Was ist denn das?"

Von der Chaussee zweigte nach rechts ein Holzweg in den Wald ab, und an seinem Eingang hielt ein kleiner, mit zwei großen struppigen Wolfshunden bespannter Wagen. Die Thiere lagen mit lechzender Zunge im Staube, und ein junger Mann in der Mitte der zwanziger Jahre saß daneben auf dem Chausseestein. Er trug die gewöhnliche Kleidung der Landleute, aber jedes einzelne Stück war zerrissen und vom Einfluß des Wetters verwüstet, nicht minder aber deuteten die bartlosen Züge darauf hin, daß sich über dieser verwilderten und verkommenen Gestalt nur selten das Dach eines Hauses ausspannen mochte.

Auch der Assessor war aufmerksam geworden und blickte, an seiner Brille rückend, nach der seltsamen Erscheinung hinüber; dann schien plötzlich eine Erinnerung in ihm aufzutauchen.

„Der Joseph," sagte er leise, „wahrhaftig, es ist der Joseph. Ich habe geglaubt, daß er längst wäre, wo sein Vater ist, und nun lungert er hier auf der Landstraße, just, wo der Weg nach Griesheim abgeht. Es ist vielleicht doch besser, Felix, daß Du mich bis Hegenau begleitest, und Deinen Baron erst morgen aufsuchst."

Kern blickte seinen Gefährten verwundert an. „Was ist mit dem Menschen, Hugo, und wo befindet sich sein Vater? Warum soll ich Dich nach Hegenau begleiten?"

Es waren drei Fragen auf einmal, und Rabe winkte abwehrend mit der Hand.

„Stille, er kann uns schon hören, und ich möchte es ihm nicht in's Gesicht sagen. — Guten Tag, Joseph."

Der Bursche hatte sich erhoben und stand nun in seiner ansehnlichen Größe vor den beiden Männern. Er hatte eine schlanke und doch außerordentlich muskulöse Gestalt und die Linien seines Gesichtes waren fast regelmäßig zu nennen; aber ein finsterer, mißtrauischer Ausdruck entstellte sie, und die dunklen Angen funkelten irrlichternd unter den wirr niederhängenden sonnenverbrannten Haaren.

Er nahm die kurze Pfeife aus dem Munde und rückte nachlässig an dem abgegriffenen Filzhut.

„Guten Tag, Herrr Assessor!" sagte er endlich.

„Ihr kennt mich also noch, Joseph?" frug der Jurist und gab seiner vornehm knarrenden Stimme eine freundliche Färbung, die aber nur herablassend klang.

„Warum sollte ich Sie nicht kennen, Herr Assessor? Ich hab' Sie als Junge doch mehr als einmal geprügelt. Das ist nun freilich anders geworden, denn Sie sind jetzt ein großer Herr und bringen die Leute in's Gefängniß, oder anderswohin. Da muß man wohl den Hut abnehmen und gnädiger Herr sagen."

Er that es mit einer spöttischen Bewegung, und aus seiner Stimme klang ein tiefer, verhaltener, unerklärlicher

Groll. Dann wandte er sich kurz ab und riß seine Hunde in die Höhe.

Rabe schien es plötzlich eilig zu haben. Er drückte seinem Begleiter flüchtig die Hand und sagte: „Also dieser Weg führt geradeaus nach Griesheim. Wir werden uns wohl Beide sputen müssen, denn das Gewitter kommt immer näher. Adieu, Felix, hoffentlich sehen wir uns schon in den nächsten Tagen."

Doktor Kern schlug den angedeuteten Weg ein, aber er hatte erst wenige Schritte zurückgelegt, als er das Knirschen der Wagenräder und das Lechzen der Hunde hinter sich hörte. Es war ihm unbehaglich, den verkommenen Menschen in seinem Rücken zu haben, und er blieb daher stehen, um das Gefährt vorbei zu lassen.

Der Bursche sah ihn von der Seite an und machte ebenfalls Halt.

„Also nach Griesheim wollen Sie?" fragte er dann. „Sie sind auch einer von den Gerichtsherren?"

„Nein, guter Freund, ich bin ein Arzt," entgegnete Felix.

„So, also ein Doktor. Na, das konnte ich mir ungefähr denken, Sie sehen auch ganz anders aus, als der da unten. Aber der Weg nach Griesheim ist nicht so leicht zu finden, wie der Federfuchser meint, die Bäume sind in den letzten Jahren ein bischen durcheinander gewachsen, und außer meiner Karre kommt ein Wagen wohl selten genug hierher. Wenn's Ihnen recht ist, will ich Sie führen."

„Gehen Sie auch dorthin?"

Der Bursche schüttelte heftig den Kopf. „Man sieht, daß Sie hier fremd sind. Wenn der Satan mich nicht beim Kragen nimmt und hinschleppt, sollen meine Füße nicht auf den Hof von Griesheim kommen; aber den Weg kann ich Ihnen darum doch zeigen."

„Ich will Sie nicht bemühen," meinte Kern ausweichend.

Der Andere pfiff zwischen den Zähnen und gab seinen Hunden einen Fußtritt. „Sie fürchten sich wohl vor mir, Herr? Sehen Sie sich doch das Ding auf meinem Wagen an. Ein Rad ist wohl dabei, aber rädern thue ich Keinen damit, wie die Herren vom Gericht es früher thaten. Eine Handvoll Messer werden Sie auch finden, aber ich habe noch Keinem den Hals damit abgeschnitten. Ich bin ein simpler Scherenschleifer, Herr Doktor, und kein Räuber."

Sie gingen einige Schritte nebeneinander her, und Kern sagte begütigend: „Ich habe Ihnen ja nichts Schlimmes nachgesagt, Sie wunderlicher Kauz; warum werden Sie denn gleich so bissig?"

Der Bursche nickte mit dem Kopf. „Das ist richtig, Sie sehen freundlich und gut aus. Aber der Andere, Ihr Freund, der hat Ihnen wohl einen Floh in's Ohr gesetzt, he?" Und als Kern schwieg, fuhr er lauernd fort: „Es sollte mich wundern, wenn er es nicht gethan hätte; sie thun es ja Alle, besonders die vom Gericht. ‚Das ist der Joseph Bode,' sagen sie, wenn Einer 'mal herkommt und mit mir reden will, wie man mit anderen Leuten redet, ‚das ist der Joseph, der Vagabund. Im Zuchthaus hat er noch nicht gesessen, aber hinein gehören thut er doch, denn sein Vater sitzt ja auch darin — wegen Mord.' So sagen die Herren, und dann reißt der Andere aus wie Schafleder. — Hab' ich nicht Recht, Herr Doktor, gestehen Sie's nur!"

Es gingen dem jungen Arzte wunderliche Gedanken durch den Kopf. Da war wieder Einer von jenen Geächteten, an denen die Sünden der Väter heimgesucht wurden, und einer plötzlichen Regung folgend, legte er seine Hand auf die Schulter des verkommenen Menschen und sagte: „Man soll Keinen richten um fremde Schuld. Wenn Sie die eigene Hand rein gehalten haben von Unrecht, dann lassen Sie die Leute reden, was sie wollen. Ich verachte keinen Menschen um seiner Herkunft willen."

Der Bursche riß die Hunde heftig herum und glotzte seinem Begleiter in's Gesicht. Er schien im ersten Augenblick den Sinn der Worte nicht fassen zu können, dann aber dämmerte etwas wie Verständniß in seinen Zügen auf.

„Es ist gut," sagte er hastig mit zusammengebissenen Zähnen, „es ist gut. Und wenn Sie es auch nicht so meinen sollten, es klingt doch wenigstens gut."

Dann bog er sich plötzlich zu einem der lechzenden Hunde nieder, streichelte den struppigen Kopf des Thieres und murmelte unverständliche Worte. Es hatte fast den Anschein, als wolle er durch die sicherlich ungewöhnliche Liebkosung etwas ausdrücken, was er dem Menschen gegenüber nicht sagen mochte oder konnte — etwas, das ihm vielleicht nicht von der Zunge herunter wollte, weil es im Laufe der Jahre eingerostet war.

Dann ergriff er wieder das Leitseil, trieb die Hunde an und sagte im Vorwärtsgehen, halb über die Schulter gewendet: „Die Leute geben mir ihre Messer und Scheren, und wenn ich sie an den Schleifstein gehalten habe, dann sind sie wieder blank. Sie sind ja ein gelehrter Herr, glauben Sie, daß man es mit den Menschen auch so machen kann?"

Es war ein wunderliches Bild in unbeholfener Form, aber es verrieth doch ein ungewöhnliches Nachdenken, und Kern entgegnete: „Ich glaube es. Eure Messer und Scheren rosten nicht, weil der Stahl schlecht ist, sondern weil die Leute unachtsam damit umgingen. Ein unverschuldeter Makel auf dem Namen läßt sich auch abschleifen, daß er blank wird, wie er war —"

Er wollte noch etwas hinzufügen, aber ein schmetternder Donnerschlag nahm ihm das Wort vom Munde weg. Es ging ein Sausen und Aechzen durch die Wipfel der uralten Bäume, und die Hunde heulten mit eingeklemmten Schwänzen furchtsam auf.

Joseph Bode blickte mit einem sonderbaren Lachen nach oben.

„Fürchten Sie sich auch, Herr Doktor, wie die Biester da? Nein, verzeihen Sie mir die Frage, ein Mann, wie Sie, kann keine Furcht haben, wenn es blitzt. Aber der Regen wird bald anfangen, und ich will nicht, daß Sie naß werden, Sie sind das nicht so gewohnt, wie ich. Meine Wohnung liegt keine fünfzig Schritt von hier, und ich möchte Sie bitten —" Er brach plötzlich ab und zerrte verlegen an der Leine. „Sie werden doch wohl lieber nach Griesheim gehen wollen, Herr Doktor; von hier aus ist der Weg kaum zu verfehlen. Und wenn Sie befehlen, gehe ich mit. Meine Hütte ist schlecht, und sie hat meinem Vater gehört —"

„Kommen Sie," sagte Kern hastig, „wenn es nicht weit ist —"

Sie bogen ab und traten auf eine Lichtung. Man konnte von dort in einen bewaldeten Thaleinschnitt niederblicken, und am Abhange desselben klebte das Häuschen wie ein Schwalbennest.

Man konnte ihm kaum diesen Namen geben, und vielleicht war sogar die Bezeichnung „Hütte" noch zu stolz für den jammervollen Bau. Eine lange unbarmherzige Zeit hatte seine von ungebranntem Lehm flüchtig zusammengefügten Mauern durchfurcht und zerrissen; das moosübersponnene Strohdach hing wie der wirre Bart eines greisen Mannes über das einzige kleine blinde Fenster verzottelt nieder, und aus einem Loch im First, welches den Schornstein ersetzen sollte, quoll ein dünner Rauch und zerflatterte müde thalwärts in der sonnendurchglühten und gewitterschweren Luft.

Es war kein Gärtchen zu sehen, und nirgends die Spur einer menschlichen Hand, die doch den ödesten Platz auszuschmücken sucht, wenn er eine Heimstätte werden soll;

auf die welke dünne Grasnarbe war das winzige Ding hingestellt, wie die Laune der Kinderhand ein Stück aus dem Baukasten verzettelt. Dicht vor dem Eingang stürzte der Fels ab, und die Wipfel der von unten heraufwachsenden Tannen lugten neugierig über den Rand des Abgrunds; dicht hinter der Rückwand des Hüttleins strebte der Fels wieder empor und ließ wirres Gestrüpp von Brombeerranken auf das Dach niederhängen.

Es war nirgends ein Raum vorhanden für die menschliche Thätigkeit, und es regte sich kein Laut, der ihre Spur hätte verrathen können.

Doktor Kern hatte schon Manches in seinem Leben erfahren, aber ein solcher Anblick war ihm fremd. Er hatte die verschiedensten Gegenden des deutschen Vaterlandes durchstreift, in Alphütten genächtigt, den Sturm des Westerwaldes gespürt, und die Armuth der Rhöndörfer durchkostet — es war doch anders gewesen, es hatte auf der tiefsten Einsamkeit und auf dem unverhülltesten Mangel doch noch ein Widerschein gelegen von Leben und Lebensfreude; aber über diese Stätte mußte der Tod gegangen sein oder die Verzweiflung, und ihr Antlitz war doppelt verzerrt mitten im Grünen und Blühen der Natur.

Der Scherenschleifer bemerkte recht wohl den seltsamen Eindruck, welchen sein verödetes Heim auf den fremden Mann ausübte, und er sagte mit einem verlegenen Lachen: „Nicht wahr, Herr Doktor, das sieht häßlich aus, und Sie werden sich nicht groß darüber wundern, daß ich lieber mit meinen beiden Hunden auf der Landstraße herumliege, und in den Bauernscheunen oder einem Heuschober nächtige, als in dem verfluchten Loch unterkriche. Ich komme auch nicht allzuoft hierher, aber man muß doch auch 'mal eine Heimath haben."

„Und eine Menschenseele," fügte Kern hinzu, indem er auf den dichter werdenden Rauch deutete. „Diese Hütte scheint auch in Ihrer Abwesenheit bewohnt zu sein."

Joseph Bode blickte an seinem Begleiter vorbei in das schwarze Gewölke des Himmels.

„Eine Menschenseele?" entgegnete er dann zerstreut. — „Jawohl, Herr Doktor, Sie haben ganz Recht, das gehört dazu. Sie dürfen aber nicht erschrecken, wenn Sie meine Mutter sehen. Die alte Frau — oder so alt ist sie wohl eigentlich noch nicht — ich meine, die Frau hat auf der Welt nichts weiter zu thun, als das bischen Holz zu sammeln, und die paar Kräuter; da gehen die Gedanken immer im Kreise, und viel Gutes ist es ja auch nicht, woran sie denken kann."

Er ging durch den beginnenden Regen rasch voraus und stieß die Thür der Hütte auf. Kern folgte ihm, und die sich selbst überlassenen Hunde machten den Schluß.

Das Innere der Behausung entsprach den Vorstellungen, welche die Außenseite wachrief. Es war vielleicht nur noch trauriger.

Der einzige Raum war kaum mit den allernothwendigsten Geräthen ausgestattet, und in jenes graue Halbdunkel gehüllt, das der Mangel an Tageslicht im Verein mit schwelendem Rauch hervorzurufen pflegt. Im Hintergrund, in gefährlicher Nähe eines Strohlagers, brannte auf roh zusammengefügten Feldsteinen ein Feuer, und daneben hockte ein Weib.

Die Züge der Frau trugen noch die letzten Spuren früherer Schönheit, aber zugleich die tiefen Furchen eines vorzeitigen Alters, und das unter einem Kopftuch hervorquellende Haar hatte bereits die eisgraue Färbung der Jahre — der Sorge oder des Grames. Es konnten auch beide Zwillingsschwestern ihre welken Hände auf dieses Haupt gelegt und zugleich das Hirn angehaucht haben, denn aus den dunklen Augen des einsamen Weibes redete eine stumme, seltsame Sprache.

„Guten Abend, Mutter," sagte der Bursche mit einem

sonderbar kalten Ausdruck der Stimme, „da bin ich wieder 'mal. Steh' doch auf, Mutter, es ist ja ein fremder Herr bei mir, der den Regen abwarten möchte."

Frau Bode erhob sich langsam, stieß mit einem Stock in das Feuer und betrachtete bei dem aufflammenden Scheine den Gast. Von der Anwesenheit des Sohnes nahm sie kaum irgend welche Notiz.

„Sie haben einen schlechten Platz ausgesucht, Herr," sagte sie mürrisch. „Die Bäume draußen schützen wohl ebenso gut gegen den Regen, als dieses Dach." Und dann flog mitten in dem Rollen des Donners ein Zittern über ihre gebrechliche Gestalt. „Was das wieder für ein Wetter ist, Joseph; glaubst Du, daß es schon über uns steht?"

„Wie kann ich das wissen, Mutter," entgegnete der Gefragte ungeduldig, „es kommt und geht. Es hat nun fünfundzwanzig Jahre über uns geblitzt, und doch niemals eingeschlagen, warum fürchtest Du Dich?"

Die Alte murmelte etwas Unverständliches und nahm wieder Platz; Joseph ging hinaus, um die Hunde abzuschirren.

„Ich komme Ihnen ungelegen, Frau Bode," sagte Kern. „Sie brauchen's blos zu sagen, dann gehe ich wieder hinaus in den Wald; mehr als naß werden kann man ja doch nicht."

„Meinen Sie?" frug das Weib höhnisch. „Freilich, die feinen Herren können sich ja wieder trocken anziehen, die wissen ja nicht, was es heißt, nur die paar Lumpen am Leibe zu haben, und den Frost im Gebein. Meinetwegen können Sie schon bleiben — ich habe nichts dawider. Woher kennen Sie mich denn, daß Sie mich bei meinem Namen nennen? Es geschäh' mir ein Gefallen, nicht daran erinnert zu werden, daß ich einen Mann habe, der diesen verfluchten Namen trägt. Reden die Leute draußen schon

von der verrückten Martha, oder beſſer, reden ſie noch davon?"

„Ich habe auf dem Wege nach Griesheim Ihren Sohn kennen gelernt," entgegnete Kern freundlich; „er wies mich zurecht, und da kam das Gewitter."

„Natürlich, da mußte es wohl kommen. Alſo nach Griesheim wollen Sie, und der Joſeph hat Ihnen den Weg gewieſen? Ja, der muß freilich wiſſen, wo es liegt."

Sie nickte mit dem Kopf und blickte plötzlich mißtrauiſch auf.

„Sind Sie vielleicht Einer vom Gericht, oder von der Polizei?"

Es war ſeltſam, daß dieſe Frage nun ſchon zum zweiten Male geſtellt wurde. Doktor Kern fühlte ſonderbare Gedanken in ſich aufſteigen, aber er verſcheuchte ſie ſofort wieder und nannte ſeinen Stand.

„Da könnten Sie mich eigentlich kuriren," ſagte die Frau geheimnißvoll und mit einem plötzlichen Anflug von Zutrauen. „Ich habe das ſo im Kopfe, wiſſen Sie, hier vorne unter der Stirn. Es thut nicht weh, aber es will heraus, und wenn das Gewitter kommt, dann iſt es gar ſchlimm. Haben Sie dafür kein Mittel?"

Der junge Arzt ahnte ſeit einigen Sekunden, was es ſei. Der ſonderbare Glanz in den Augen des Weibes hatte während der letzten Minuten zugenommen, es ſchien, als ob die Nähe des Gewitters ungünſtig auf ihren Zuſtand einwirkte.

„Das ſind die Nerven, liebe Frau," ſagte er beruhigend, „wir Aerzte kennen das. Sie müſſen nicht ſo viel nachgrübeln über Dinge, die nun einmal nicht zu ändern ſind, und vor allen Dingen ſollten Sie den Verkehr von Menſchen aufſuchen. Wie lange wohnen Sie nun ſchon in dieſer entſetzlichen Einſamkeit?"

Frau Bode hatte ſich wieder auf ihrem Platze am Feuer niedergekauert und zählte an den Fingern.

„Es langt nicht," sagte sie dumpf, „zwei Hände reichen nicht hin, um das auszudrücken. Fragen Sie den Joseph, wie alt er ist, dann muß es stimmen. Wie er geboren wurde, fing es an — jawohl, mit der Nacht, wo es just so donnerte, wie heute. Warum wollen Sie das wissen, Herr? Es geht keinen Menschen an, was die Martha treibt, und wenn die Hütte eines Tages über ihrem Kopfe zusammenbricht, dann ist es auch recht. — Joseph, nimm meine Schürze und hänge sie vor das Fenster, der ganze Wald steht ja wie in Flammen!"

Der junge Mann war wieder hereingekommen und gehorchte schweigend dem Befehl seiner Mutter. Es war nun so dunkel in dem engen Raume geworden, daß Felix Kern nur bei dem zeitweisen Aufflammen des Feuers die unheimlichen Züge des geistesgestörten Weibes erkennen konnte.

„Ist sie immer so?" fragte er leise.

Joseph Bode schüttelte den Kopf. „Nein, Herr Doktor, manchmal ist sie ganz klar. Aber dann kommt es wieder ganz plötzlich über sie, besonders wenn ein fremdes Gesicht ihr aufstößt, oder wenn es so wettert wie heute."

„Und in diesem Zustand bleibt sie allein?"

Der Sohn zuckte gleichmüthig die Achsel. „Mein Gott, Herr, was soll man da viel machen? Ich muß leben und meinem Erwerb nachgehen, und ich sagte ja schon, daß sie meistentheils ganz hell ist. Und dann schickt das Fräulein auch dann und wann Jemand her, oder spricht auch selbst 'mal vor —"

Die Beiden waren unter die Thür getreten und redeten leise, obwohl Martha Bode in ihr theilnahmsloses Brüten zurückgefallen war.

„Welches Fräulein?" frug Kern.

„Je nun, die vom Gute — Fräulein v. Osten."

„Die kommt hierher?" fragte der Doktor halb ungläubig und sah sich unwillkürlich um.

Der Bursche biß sich auf die Lippen, und über sein trotziges Gesicht ging ein halb verlegenes, finsteres Lächeln.

„Ich habe sie nie darum gebeten, Herr Doktor, das dürfen Sie glauben. Aber was wahr ist, muß wahr bleiben. Ja, das feine Fräulein hat seinen Fuß schon unter das Dach dieser Mördergrube gesetzt, und sie ist heil wieder herausgekommen. Ich selbst war freilich niemals daheim, wenn es geschah, und sie" — er deutete mit einer Kopfbewegung nach rückwärts — „würde es mir wohl auch niemals verrathen haben, wenn es nicht von den Holzknechten gesehen worden wäre."

Er schrak plötzlich zusammen, denn Martha Bode stand unvermuthet hinter ihm und legte ihre dürre Hand auf seine Schulter. Sie mochte wohl etwas, oder vielleicht Alles gehört haben, denn sie sagte heftig: „Das geht Dich auch nichts an, Joseph, hörst Du, das geht Dich nichts an. Wenn die Wanda — ich meine das gnädige Fräulein — sich nicht für zu gut hält, die Armuth, das Alter und die Sorge mit ihrer weißen Hand zu lindern, dann sollst Du auch nicht einmal mit Deinen Gedanken daran rühren, und wenn Deine dunklen Wege doch einmal ihre Wege kreuzen, dann solltest Du Dich glücklich schätzen, die Spur ihrer Füße mit Deinen Lippen berühren zu dürfen."

Es klang durch diesen Ausdruck halb irrsinniger Verehrung doch ein warmer, echt menschlicher Laut, und der Scherenschleifer verstummte davor. Er bog sich zu seinen Hunden nieder, die in die Hütte gekrochen waren, und streichelte ihre dicken Köpfe — sie schienen das Einzige zu sein, woran sein Herz hing, die einzigen, denen er rauhe Worte und rauhe Behandlung zuweilen mit einer flüchtigen Liebkosung abbat.

Das Gewitter hatte sich etwas verzogen, und nur zuweilen rollte es noch matt aus der Ferne herüber. Aber die Nacht kam statt dessen mit schnellen Schritten.

„Wenn Sie das Gut noch erreichen wollen, dann müssen Sie sich beeilen," sagte Joseph Bode. „Ich würde Sie gerne bis an die Grenze der Hofmark bringen, aber die Alte weiß darum, und dann gibt es eine schlimme Nacht. Aber der Weg ist nicht leicht zu verfehlen."

So verabschiedete sich der Doktor von seinen seltsamen Wirthsleuten, und wanderte in den dämmerigen Wald hinein.

— — — — — — — — — — — —

Felix Kern war just nicht der Mann, sich viel mit unfruchtbaren Grübeleien zu beschäftigen, er nahm das Leben, wie es offen vor ihm lag, und übersprang am liebsten die Abgründe mit geschlossenen Augen. Sein Freund Rabe, der haarspaltende, scharfsinnige Jurist, lächelte oft über die harmlose Auffassung des jungen Arztes und sein unbegrenztes Vertrauen auf die Menschheit.

Aber an diesem Abend, vielleicht unter den Einwirkungen einer ungewohnten Umgebung, fühlte Kern, daß seine Sorglosigkeit von ihm gewichen sei. Da war irgend etwas, das er nicht durchschauen konnte, und es stellte sich ihm in den Weg, er vermochte das räthselhafte Gebilde nicht zu umgehen.

Die noch unbekannten Beziehungen, welche er mit Griesheim, dessen Besitzer und seiner Familie angeknüpft hatte, leiteten zurück auf das zerfallene Waldhaus mit seinen halb verkommenen und halb irrsinnigen Einwohnern, und wie sich auf der einen Seite die Pole anzogen, so stießen sie sich auf der anderen wieder ab.

Der Doktor raffte sich endlich gewaltsam aus seinem Brüten auf und stieß fast unwillig die Spitze seines Stockes in die Erde. Dann blieb er stehen und blickte sich um.

Unter seinen Füßen befand sich nicht mehr der feste Weg, sondern weicher, moosbewachsener Waldboden; rechts und links standen die Bäume nicht mehr in der regelmäßigen

Folge eines ausgehauenen Pfades, sondern ihre dunkeln, kaum mehr erkennbaren Stämme waren planlos durcheinander gewürfelt, und dichtes, verworrenes Gestrüpp hemmte überall das Weiterschreiten der Füße. Dazu war es fast urplötzlich finster geworden, und Felix bemerkte jetzt erst, daß er aus den lichteren Kieferbeständen in einen uralten Laubwald getreten sei, dessen dichtverschlungene Kronen nicht einmal ahnen ließen, ob über ihnen das Mondlicht flimmerte oder Dunkelheit schlief.

Es war seltsam, in dieser großartigen, meilenweiten Einöde die Wohnung lebender Menschen vermuthen zu können, und es war unheimlich, an das Gegentheil zu denken. Die Chaussee, auf welcher Kern und Rabe hergekommen waren, mochte etwa eine Meile östlich liegen, und wenn sich wirklich von dort aus der Wald noch zwei Meilen nach Westen erstreckte, und wenn sich wirklich hier in der Nähe das Gut befand, dann mußte es auf eine Weise in die Baumwüste eingebettet liegen, welche der Bestimmung eines Gutes vollständig widersprach. Wo bleiben dann die Felder, auf denen man Korn baut, wo die Wiesen, auf denen das Vieh weidet? Ging denn hier niemals das Halali über die Stoppeln, und wurde hier nur unter den Baumriesen lautlos der Hirsch gepürscht? Vielleicht von frevelnder Hand. —

Es begann ein sonderbares Knacken in den Büschen und hinter den dicken Stämmen, ein Knistern und Rauschen, wie von schleichenden Schritten. Vielleicht kam der Nachtwind auf?

Felix streckte tastend seinen Stock vor und traf auf irgend eine Fläche; er klopfte daran, und rechts wie links stob es in den Wald.

Durch sein Tastgefühl überzeugte sich Kern, daß er vor einer Art Rindenhütte stehe, und als er um dieselbe herumging, stolperten seine Füße über einen Gegenstand.

Ein abermaliges Tasten belehrte den Verirrten, daß sich ein vielleicht zwei Fuß hohes steinernes Kreuz mitten im Walde befinde, wie es an Stellen errichtet zu werden pflegt, wo ein Unglück sich ereignet hat, oder ein Verbrechen begangen wurde.

Es waren Zeichen des Todes, und doch wieder Spuren menschlicher Thätigkeit, und Felix schritt trotz eines leisen Unbehagens muthiger vorwärts, denn hier war abermals ein Weg, und, nach den weit zurücktretenden Seitenwänden zu urtheilen, sogar eine Art breite, wenn auch schlecht gehaltene Allee.

Nun fiel auch ein schmaler Mondstreif über die Wipfel der Bäume und beleuchtete einen am Ende der Allee liegenden ziemlich großen und unregelmäßig ausgeführten Bau mit Thürmen und Erkern.

Das mußte Griesheim sein, wenn es nicht Dornröschen's verzaubertes Schloß war, oder eine neckische Spukerscheinung dieses seltsamen Waldes.

Das Mondlicht funkelte matt und blaß in lichtlosen Fensterscheiben, und um den ganzen Bau, wie in demselben, regte sich kein Laut.

Der junge Arzt umschritt das schloßartig aufgeführte Gebäude, und nun sah er, daß er wohl infolge seines Verirrens von hinten an dasselbe herangekommen sein mußte, denn von vorne führte eine breite, schwerfällige Steintreppe zu der gewölbten Vorhalle empor, und einige wenige in die dicken Mauern tief eingelassene Fenster waren erhellt.

Ein grauhaariger Diener öffnete dem Klopfenden und leuchtete ihm mit der Lampe in das Gesicht.

Als Kern seinen Namen nannte, ging ein böser Zug über sein glatt rasirtes Gesicht, und er sagte in hochmüthigem Ton: „Ach so, Sie sind der neue Doktor, den der gnädige Herr sich verschrieben hat. Wir erwarteten

Sie erst morgen mit der Post, und es ist nur ein Zufall, daß noch Jemand wach ist. Die Herrschaften haben sich bereits zur Ruhe begeben, die Herrschaften pflegen sich um neun Uhr zurückzuziehen. Es ist schon neun Uhr vorbei."

Das klang fast wie ein Vorwurf, und Kern strich sich ärgerlich lachend den Bart.

„Sie sollten Gott danken, daß ich nicht den Hals gebrochen habe, Alter," sagte er, „dieses verwünschte Eulennest liegt ja versteckter als eine Mördergrube. Na, wollen Sie mich hier bis morgen früh stehen lassen, oder wieder in den Wald hinaus graulen? Ich hätte am Ende nichts dagegen —"

„Dieses weniger," entgegnete der Diener mit unbeweglichem Gesicht. „Ihr Zimmer ist in Ordnung, wie es sich gehört, kommen Sie mit."

Er schritt langsam voran und hob dann und wann die Lampe, als wenn er dem Fremden sofort einen Anblick der Umgebung gewähren wollte.

Sie war alterthümlich und düster, wie es in entlegenen Schlössern und schloßähnlichen Gebäuden der Fall zu sein pflegt, aber über dem dunkeln Getäfel der Treppen und Korridore schwebte noch außerdem jener Hauch von Moder und Schimmel, der uns an das Ende der Dinge mahnt und das Gefühl wachruft, als ob der Schall unserer eigenen Stimme aus dem Grabe heraufquillt und nur die Todten aufzuscheuchen vermöchte — und der junge Arzt zog seinen leichten Sommermantel fröstelnd um die Schultern.

„Friert Ihr hier nicht?" fragte er.

„Es kommt wenig Sonne herein," entgegnete der Alte, „aber wir sind das gewohnt. Sie werden sich auch daran gewöhnen und an Holz ist überdies kein Mangel."

„Das weiß der liebe Himmel! — Also hier?"

Der Diener hatte eine hohe Thür aufgestoßen und

trat in ein Thurmgemach. Er blickte sich scheu um, setzte die Lampe auf den schweren Eichentisch und wollte sich mit einer stummen Handbewegung entfernen.

„Halt, guter Freund," sagte Kern rasch, „so fix geht das nicht. Ich bin kein Geist, ich habe Hunger und Durst. Wie ist Euer Name?"

„Schwartz."

„Nun natürlich, braun, oder grau, oder schwarz, es paßt Alles zu diesem Sarkophag. Na, wird's bald?"

„Wie Sie befehlen, Herr Doktor," sagte der Alte und ging. Es war das erste Mal, daß er den Ankömmling mit dem gebührenden Titel anredete, und Kern lachte heiter hinter ihm d'rein.

„Man scheint hier ‚Knigge's Umgang mit Menschen' nicht zu kennen," sagte er lustig zu sich selber, „aber diesen Monsieur Petz wollen wir uns schon zähmen. Das muß gleich bei dem ersten Scheffel Salz geschehen, wenn ich's überhaupt so lange zwischen diesen Mauern aushalte."

Er bog den Kopf zurück und lauschte.

„Wie das hallt, wenn man hier spricht! Ich möchte wetten, daß es der erste Laut ist, den diese Wände seit Jahren zurückgeben. Früher mag es vielleicht dafür um so lustiger hergegangen sein."

Kern schritt durch das hohe, weite Gemach und betrachtete aufmerksam die Einrichtung desselben. Sie war durchweg im Rokokostyl gehalten und zeugte in den einzelnen Stücken von einer verschwundenen Pracht; aber noch lagen Spuren langjährigen Staubes auf dem dunkeln Mahagoni der Möbeln, und die seidenen Kissen waren von Motten zerfressen. In der Fensternische stand ein großer Schreibtisch mit halbrunder Platte und geschweiften Füßen.

Felix legte seine Hand auf das alte, schöne Stück und lächelte. Er hatte es sich vor vierzehn Tagen nicht träumen lassen, daß er seine ersten Rezepte an einem

hochherrschaftlichen Schreibtisch verfassen werde, und es dünkte den Sohn eines kleinen Beamten fast wunderlich.

„Es wird wohl nicht viel daran gearbeitet worden sein," murmelte er spöttisch und bog sich auf die Platte nieder, „oder doch — die vielen Tintenflecke — ei, ei!"

Schwartz trat wieder ein und brachte etwas kalte Küche und eine Flasche Wein. Er ordnete die Speisen stumm auf dem eingelegten Marie Antoinettetisch und frug, ob der Herr Doktor sonst noch Befehle zu ertheilen habe.

„Daß ich nicht wüßte — sagen Sie 'mal, dieses Zimmer ist wohl lange nicht bewohnt worden?"

„Vermissen der Herr Doktor etwas?"

„Nein, aber man fühlt das unwillkürlich —"

Der Diener blickte flüchtig auf. „Es kann stimmen," sagte er dann zögernd, „ich glaube, seit fünfundzwanzig Jahren. Die gnädige Frau ist in diesem Raume gestorben, oder vielleicht auch nebenan — man wird alt, und das Gedächtniß beginnt zu versagen. Ich empfehle mich."

Felix Kern setzte sich auf das Sopha und begann zu essen. Die Speisen waren gut und der Wein sogar vortrefflich, aber dennoch wollte es dem jungen Manne nicht so recht munden.

„Es ist die Ueberanstrengung," dachte er, indem er gähnen mußte. „Ich bin den ganzen Tag gelaufen. — Also in diesem Zimmer ist die Gnädigste gestorben, hier oder nebenan. Nebenan, da soll ich wahrscheinlich schlafen; na, sie wird ja nicht wiederkommen und mir den Hals umdrehen. Beim Zeus, ein langer Wittwenstand in diesem Steinhaufen — ich hätte mir eine Andere genommen!"

Er nahm die Lampe und leuchtete in das Nebenzimmer, und der Anblick eines frisch überzogenen und offenbar ganz modernen Bettes erschien ihm so tröstlich, daß er fünf Minuten später in den Kissen lag und furchtbar schnarchte.

Zweites Kapitel.

Das Amtsgericht in Hegenau war nur mit einem einzigen Richter besetzt, aber man konnte ungeachtet dessen nicht behaupten, daß der alte Rath Weber in seinem langen Leben jemals der Gefahr ausgesetzt gewesen wäre, sich zu überarbeiten. Das entlegene Städtchen war still und friedlich, und die wenigen, in den mächtigen Waldungen verstreuten Dörfer konnten kaum mitzählen.

Trotzdem hatte die Regierung es für gut befunden, ihm in der Person des Assessors Hugo Rabe jetzt eine Hilfskraft beizugesellen, und bei seiner Wahl war vielleicht erwogen worden, daß der junge Mann als Sohn des verstorbenen Ortsgeistlichen gleich diejenige Personalkenntniß mitbrachte, welche der alte Herr sich in langjähriger Thätigkeit erst hatte erwerben müssen.

Am nächsten Morgen nach Rabe's Eintreffen saßen die beiden Juristen in Weber's Bureau und plauderten miteinander. Diese Unterhaltung sollte wohl eigentlich eine Einführung in die Geschäfte bedeuten, aber der alte Rath kam dabei in seiner behaglichen Weise vom Hundertsten in's Tausendste.

„Sehen Sie, mein lieber Kollege," sagte er, und strich mit der Hasenpfote ein Sandkorn vom leeren Aktentisch, „es ist mir eigentlich ganz lieb, daß Sie gekommen sind. Ich hatte ja nicht darum gebeten und ich weiß recht wohl, daß man mir einen Wink geben will, mich pensioniren zu lassen, aber sehen Sie, darin bin ich nun dickfellig. Du lieber Himmel, das bischen Befehlen ist Einem schließlich in Fleisch und Blut übergegangen, und unter uns gesagt, die Arbeit, welche dafür geleistet werden muß — na, Sie verstehen mich ja."

„Hegenau war von jeher ein friedlicher Bezirk," entgegnete der Assessor lächelnd, als Jener den Faden seiner Rede richtig verloren hatte.

„Friedlich? Nun ja, freilich, ein bischen zu sehr. Und darum meinte ich, es wäre mir ganz lieb, daß Sie gekommen sind, denn nun kann man doch ein vernünftiges juristisches Wort miteinander reden. Es gibt ja doch schwierige Fälle. Da ist z. B. gleich das Heidrich'sche Depositum. Na, es ist ja gottlob in guten Staatspapieren angelegt, aber ein Theil derselben soll jetzt konvertirt werden, und es tritt die Frage an uns heran, ob wir die Papiere für Pari dem Fiskus zurückgeben, oder uns die Herabsetzung des Zinsfußes gefallen lassen. Und weiter fragt es sich, ob wir nach dem Wortlaut des Testaments die Sache allein zu verantworten haben, oder ob wir uns mit dem Herrn Baron, oder vielmehr mit dem gnädigen Fräulein in's Einvernehmen setzen müssen."

Der Assessor schüttelte den Kopf. „Ich überblicke die Sache nicht. Aber der Name Heidrich kommt mir so bekannt vor. Ich meine, ich hätte als Kind häufig in dem Waarenlager des alten Kaufhauses da drüben am Markte gespielt, und dann — ja richtig, nun fällt es mir wieder ein — hängt das nicht mit der Bode'schen Mordgeschichte zusammen, die hier vor fünfundzwanzig Jahren passirte? Und mit dem Baron v. Osten auf Griesheim?"

„Richtig, lieber Kollege, das hängt Alles miteinander zusammen, wie die Maschen eines Netzes."

Der alte Gerichtsrath schellte und sagte zu dem eintretenden Diener: „Bringen Sie doch 'mal aus der Gerichtsschreiberei die Heidrich'schen Testamentsakten herüber."

Dann lehnte er sich behaglich auf seinen Sessel zurück, faltete die Hände über dem runden Bäuchlein, und fuhr fort: „Also, wie Sie ganz richtig bemerkten, von dem alten Kaufmannshause da drüben am Marktplatz ging die Geschichte aus. Es ist jetzt verkauft und in andere Hände übergegangen, aber damals — ich meine so vor fünfundzwanzig Jahren und noch darüber hinaus — befand es

sich im Eigenthum des reichen Heidrich. Er wurde allgemein von den Leuten so genannt, aber freilich, daß er eine runde Million Thaler hinterlassen würde, das glaubte damals doch Niemand. Vielleicht ist's nur Einem bekannt gewesen, nämlich dem Baron Lutz v. Osten auf Griesheim, denn anders ist es wohl kaum erklärlich, daß der stolze Adelige sich um Anna Heidrich bemühte, als wenn sie eine Prinzessin gewesen wäre."

„Halt," unterbrach der Assessor den Bericht, „Anna war eine Tochter des alten Heidrich, nicht wahr?"

„Ganz recht, der Kaufmann hatte zwei Kinder, Hans und Anna. Zunächst muß ich von dem Hans reden. Das war ein wilder Gesell, er stellte allen Mädchen nach und muß wohl auch sonst noch allerlei auf dem Kerbholz gehabt haben, denn es soll zu argen Scenen zwischen Vater und Sohn gekommen sein, bis dann endlich bei Gelegenheit eines heftigen Streites der Sohn die Hand gegen den eigenen Erzeuger aufhob und ihn schlug. Ich weiß es nicht aus eigener Wahrnehmung, lieber Kollege, aber hier in dem Testament ist es niedergeschrieben, und es wird wohl seine Richtigkeit gehabt haben, denn Hans Heidrich verschwand plötzlich aus der Gegend und ist seit jener Zeit verschollen. — Das war der erste Schlag für den alten Mann, und der zweite folgte unmittelbar darauf. Wie der Baron v. Osten es angefangen hat, das Mädchen, die Anna, zu umgarnen, kann ich Ihnen nicht verrathen; aber obwohl Heidrich den Baron nicht leiden konnte, gab er doch endlich den Bitten seiner Tochter nach und ertheilte seine Einwilligung zur Eheschließung. Dem Lutz v. Osten mag's damals auf den Nägeln gebrannt haben, denn er nannte nichts weiter sein Eigen, als den alten zerfallenen Kasten, das Schloß Griesheim, und das war obendrein mit Hypotheken arg belastet. — Und nun kommt die Testamentsgeschichte: Einige Zeit nach dieser Eheschließung errichtete

nämlich der Kaufmann Heidrich ein Testament, laut welchem er über sein Vermögen folgende Bestimmungen traf: Seinen Sohn Hans enterbte er auf Grund von Theil II, Titel 2, §. 402 des Allgemeinen Landrechts, wo es heißt, daß die Eltern zur gänzlichen Enterbung eines Kindes berechtigt sein sollen, wenn dasselbe sich an einem der leiblichen Eltern mit Thätlichkeiten vergriffen hat. Dieser Fall lag ja vor, oder wurde wenigstens von dem Testator behauptet, und es ist auch niemals eine Anfechtung dieserhalb erfolgt. — Seine Tochter Anna setzte er auf den Pflichttheil, also nach Theil II, Titel 2, §§. 397, 417 des Allgemeinen Landrechts, auf ein Sechstel der ganzen Erbschaft, nämlich ein Drittel von der Hälfte, mit der Begründung, daß er zu ihrer Verehelichung mit dem Baron Lutz v. Osten zwar seine Einwilligung ertheilt habe, diese Einwilligung selbst aber durch unlautere Mittel ihm abgenöthigt worden sei."

Der alte Herr hatte sich warm gesprochen; er fuhr indeß gleich darauf fort: „Soweit, Herr Kollege, ist die Sache ja nicht gerade ungewöhnlich, nun aber kommt das Merkwürdige. Der Rest des Vermögens, also fünf Sechstel, sollte nach dem Tode des Erblassers in gerichtliche Verwahrung genommen und dort dreißig Jahre hindurch verwaltet werden; dafern während dieser Zeit Anna v. Osten, also die auf den Pflichttheil gesetzte Tochter des Erblassers, eine oder mehrere Töchter gebären würde, so sollten diese Töchter bis zum Ablauf der dreißig Jahre den Zinsgenuß des vom Gericht verwalteten Vermögens haben, und es sollte ihnen nach Ablauf dieser Zeit auch die Substanz, also das Vermögen selbst zufallen. Dafern sich aber während oben erwähnter dreißig Jahre eheliche Deszendenten des enterbten Sohnes Hans Heidrich melden würden, so sollten die Töchter der Anna v. Osten unbeschadet ihres bisherigen Nießbrauchs die Substanz des Vermögens nach dreißig Jahren mit

diesen Deszendenten nach Kopfzahl theilen. Wenn aber Anna v. Osten keine Kinder, oder nur Söhne zur Welt brachte, so sollten die Zinsen des im Depositum befindlichen Vermögens zum Kapital geschlagen werden, und das Ganze sollte nach Ablauf von dreißig Jahren dem Fiskus anheimfallen, wenn sich aber inzwischen eheliche Deszendenten des Hans Heidrich gemeldet hätten, diesen."

Amtsgerichtsrath Weber schöpfte tief Athem, und legte seine Hand auf die inzwischen herbeigebrachten Akten.

„So, Herr Kollege, steht es hier geschrieben, und so habe ich es damals nach den sehr bestimmten und ruhigen Erklärungen des alten Heidrich aufnehmen müssen. Was sagen Sie dazu?"

„Daß es das wunderlichste Testament ist, welches mir jemals vor die Augen kam," entgegnete Rabe kopfschüttelnd. „Daß Heidrich etwaige Nachkommen seines verschollenen Sohnes berücksichtigen wollte und deshalb das Vermögen dreißig Jahre hindurch verwalten ließ, finde ich am Ende begreiflich, denn es wäre ungerecht, die Kinder für eine Schuld des Vaters büßen zu lassen. Aber ich verstehe nicht, warum der Erblasser nicht auch eine gleiche Rücksicht auf die Kinder seiner Tochter nahm, oder warum er einen Unterschied zwischen Söhnen und Töchtern machte, noch dazu zu Gunsten der Töchter, während man sonst gewöhnlich die Söhne zu bevorzugen pflegt."

Der alte Jurist lächelte. „Sie haben ganz Recht, Herr Kollege, und als ich das Testament aufnahm, kamen mir dieselben Gedanken. Ich machte auch, wie es Pflicht eines Richters ist, den Testator darauf aufmerksam, und ich entsinne mich noch heute der Antwort, welche Heidrich mir ertheilte. ‚Herr Kreisrichter,' sagte er, ‚wenn ich meine Tochter Anna auf den Pflichttheil setze, so thue ich es aus Achtung vor dem vierten Gebot. Denn sie hat das vierte Gebot verletzt, und das muß seine Sühne haben. Damit ist es

aber auch gut, und ihre Töchter sollen darunter nicht leiden. Die heirathen 'mal, so Gott will, einen braven Mann, am liebsten einen Bürgerlichen, und verlieren den verwünschten Namen, den ich meiner Tochter habe anhängen lassen müssen. Aber mit den Söhnen ist das 'was Anderes, die bleiben Ostens so oder so. Sie wissen nicht, Herr Kreisrichter, was das mit dem Adel auf sich hat; der sieht nur auf die Fortdauer seines Namens, und darum häuft er Glanz auf Glanz. Ich habe ihn treffen wollen, Herr Kreisrichter, den Lutz. Wenn der sieht, daß seine Söhne keinen rothen Heller von dem schönen Vermögen kriegen, das ich mir ehrlich zusammengespart habe, wenn er weiß, daß sie in Armuth und Elend versinken werden, das wird ihm ein Wurm sein bis an sein Lebensende. Denn was ist der Name Derer v. Osten ohne Geld? Rauch und Schall, Herr Kreisrichter.' — So redete der Mann, lieber Kollege, und ich konnte ihn nicht herumkriegen, denn man sah den Haß aus seinen Augen leuchten. Aber in das Testament wollte er den Grund doch nicht aufgenommen haben. ‚Ich brauche ja Keinem Rechenschaft zu geben,' sagte er, ‚der Lutz wird es schon fühlen. Wenn er es aber schwarz auf weiß liest, daß ich ihn treffen wollte, dann könnte er einen Haß auf meine Tochter werfen, und sie schlecht behandeln. Das will ich auch nicht, denn sie bleibt doch mein Kind.' — Dann ließ er sich eine Abschrift von dem Testament geben, und im Fortgehen sagte er noch: ‚Morgen ist dem Lutz sein Geburtstag, das leg' ich ihm auf den Tisch.' — Ja, lieber Kollege, das war ein Mann nach alter Art, zäh und streng. — Schade darum, daß er so elendiglich enden mußte. Denn ich bin natürlich noch nicht fertig mit meiner Erzählung. Als Heidrich dieses Testament errichtete, erwartete man auf Griesheim den Eintritt eines frohen Ereignisses. Und nicht lange darnach ist dann dem Lutz v. Osten ein Mädchen geboren

worden. Ich war damals just in Urlaub gegangen und bin mit den näheren Umständen nicht bekannt. Aber das Andere habe ich nach meiner bald darauf erfolgten Rückkehr desto gründlicher auskosten müssen; nun, das ist Ihnen natürlich noch erinnerlich, die Geschichte ging ja damals durch die ganze Gegend."

Hugo Rabe nickte. „Sie meinen die Mordgeschichte? Ja, davon ist mir allerdings noch mancherlei zurückgeblieben, und die Erinnerung daran wurde wieder lebhaft in mir wachgerufen, als ich gestern dem Sohn des Mordgesellen begegnete. Aber von einem eigentlichen Zusammenhang zwischen den geschilderten Begebenheiten und diesem letzten Nachtstück ist mir doch nichts bekannt gewesen?"

„Der war auch nicht vorhanden," entgegnete der Gerichtsrath eifrig, „oder wenigstens nur insoweit, als dieselben Personen dadurch betroffen worden sind. Also, auf Griesheim wird ein Mädchen geboren — das ist die jetzige Komtesse Wanda — und die Mutter stirbt während der Geburt. Das war dann wohl auch die Ursache, weshalb der alte Heidrich am folgenden Tag nach Griesheim hinauskam; um das Mädchen hätte er sich wohl nicht groß gekümmert, aber sein todtes Kind hat er doch noch einmal sehen wollen. Na, Herr Kollege, er ist ihr dann auch schnell genug nachgefolgt. Am Abend — es war so um die Hochsommerzeit und noch ziemlich hell — verläßt Heidrich Griesheim, um nach Hegenau zurückzukehren; Sie kennen ja den Weg, er beträgt ungefähr eine Stunde und ist gar nicht zu verfehlen, und darum hat der alte Herr auch nicht allein den ihm angebotenen Wagen, sondern auch jede Begleitung abgelehnt. Er trifft aber nicht in Hegenau ein, und als man am nächsten Morgen, oder bereits in derselben Nacht Nachforschungen anstellt, findet man ihn erschlagen im Walde. — Sind Sie 'mal auf Griesheim gewesen, Herr Kollege?"

„Als Kind vielleicht das eine oder andere Mal, das heißt, in der Nähe, aber ich besitze nur eine dunkle Vorstellung von seiner Umgebung."

„Gut, vielleicht entsinnen Sie sich doch der langen Tannenallee hinter dem Herrenhause? Also am Ende derselben, ungefähr fünf Minuten von Griesheim entfernt, liegt ein alter Schuppen, in welchem das Heufutter für die Hirsche aufgehoben wird; hinter diesem Schuppen hat die Leiche gelegen. Es war kein Raubmord, Herr Kollege, denn es fehlte weder Uhr noch Börse, und dieser Umstand brachte die Gerichte natürlich auf einen sonderbaren Gedanken. Verstehen Sie mich?"

„Freilich," entgegnete Rabe hastig; „es ist ja Tollheit, aber —"

„Aber das Testament wies darauf hin, natürlich. Das Mädchen war wirklich geboren, und wenn Heidrich starb, dann kamen die Zinsen des ganzen großen Vermögens in den Nießbrauch des Kindes, oder was dasselbe sagen will, in den Nießbrauch des Barons. Vierzigtausend Thaler Zinsen, wie sich später herausstellte! — Nun war Heidrich noch gar nicht so alt, höchstens sechzig Jahre, und bei seiner kräftigen Konstitution konnte er noch zwanzig Jahre leben. Da lag es klar auf der Hand, daß Lutz v. Osten ein bedeutendes pekuniäres Interesse an dem Tode des Schwiegervaters hatte, denn die Zinsen standen ihm doch nur bis zur Volljährigkeit des Kindes gesetzlich zu, und wenn Heidrich bis dahin lebte, hatte er das Nachsehen. Die Gerichte forschten dann auch natürlich mit der größten Vorsicht in dieser Richtung, aber da stellte sich denn bald heraus, daß sie vollständig auf dem Holzwege waren. Besonders entlastend erschien das Zeugniß des damaligen Kammerdieners Schwartz — ich glaube, er ist noch auf Griesheim — denn dieser bekundete, daß der Baron und sein Schwiegervater sich über der Leiche der Verstorbenen ausgesöhnt

hätten und in Freundschaft voneinander geschieden wären. Er bekundete es sogar unter seinem Eide, und infolge dessen kam es gar nicht zu einer Vernehmung des Barons, denn inzwischen entdeckte man ja auch den richtigen Mörder."

„Also Bode."

„Freilich, den Parkwärter Klaus Bode. Es kam auch das Motiv zu Tage. Klaus Bode war früher Hausknecht bei Heidrich gewesen, und von diesem aus irgend einem Grunde fortgejagt worden. Er ward dann Parkwärter bei dem Baron, wohnte aber immer noch in Hegenau, weil seine junge Frau sich dort als Hebamme niedergelassen hatte. Wie seine Thäterschaft eigentlich an's Licht kam, ist mir augenblicklich entfallen, aber das Blut eines Erschlagenen schreit ja immer gen Himmel. Genug, bei seiner ersten Vernehmung gestand er den Mord unumwunden ein. Oder eigentlich nur einen Todtschlag. Er war an jenem Abend seinem früheren Herrn bei dem Heustadel begegnet, hatte ihn über seine Entlassung zur Rede gestellt, ein Wort hatte das andere gegeben, und schließlich — na, lieber Kollege, wir wissen ja aus unserer Praxis, wie das dann zu kommen pflegt. Er trug seine Hacke bei sich, und auf den Gedanken folgte die That. Die Geschworenen haben denn auch nur Todtschlag angenommen, und Klaus Bode wurde zu lebenslänglichem Zuchthaus verurtheilt. Er sitzt noch heute, so viel ich weiß, in Waldburg und spinnt Wolle."

„Und seine Familie ist gänzlich verkommen," fügte Rabe hinzu. „Seines Sohnes Joseph entsinne ich mich noch aus meiner Kindheit; er besaß einen bösartigen Charakter, wie das bei dem Erbtheil des Vaters wohl nicht anders möglich ist. Gestern begegnete ich ihm auf der Chaussee, er scheint sich jetzt als Scherenschleifer im Lande herumzutreiben."

Der Gerichtsrath Weber nickte. „Wir wollen nicht zu

hart urtheilen, lieber Kollege, denn Sie müssen nur die Verhältnisse bedenken. Die arme Frau — sie war um jene Zeit herum auch in die Wochen gekommen — stand ganz allein, und wurde natürlich von Jedermann gemieden. An eine Fortsetzung ihres Gewerbes als Hebamme war nicht zu denken; so verkaufte sie denn das Häuschen in Hegenau und bezog mit ihrem Kinde eine klägliche Waldhütte nahe bei Griesheim, welche ihr Mann sich kurz vorher zusammen gebaut hatte, weil er als Parkwärter von Griesheim häufig nicht in der Lage war, Abends nach Hause zurückkehren zu können. Und nun kommt etwas, das mich mit dem Charakter des Barons ein wenig aussöhnt. Er ließ den Knaben, der von seiner Mutter arg vernachlässigt wurde, auf seine Kosten erziehen, das heißt, er bezahlte für ihn Schulgeld und Kleidung, und schien die Absicht zu haben, aus dem Kinde des Mörders seines Schwiegervaters einen ordentlichen Menschen zu machen. Freilich, viel Glück hat er mit seinen Bemühungen nicht gehabt, und das ist wiederum menschlich ziemlich erklärlich. Der Bursche, der Joseph, zeigte nämlich, als er heranwuchs, eine absonderliche Abneigung gegen den Baron, und ich kann mir das recht wohl dahin auslegen, daß er in der Familie seines Wohlthäters den eigentlichen, wenn auch unschuldigen Grund von dem Unglück seines Vaters erblickte; vielleicht war es auch ein Rest von Scham, der ihn bewog, die Unterstützungen schließlich zurückzuweisen, was dann freilich zur Folge hatte, daß er vollständig verkam, und sich jetzt als verdächtiges Subjekt im Lande herumtreibt. Seine Mutter soll er nur selten aufsuchen, und ich glaube kaum, daß er mit der armen, halb irrsinnig gewordenen Frau großes Mitleid hegt; sie hat sich ja auch, wie ich bereits erwähnte, niemals sonderlich um ihn gekümmert."

Der alte Herr blickte auf seine Uhr und erhob sich.

„Da hätten wir denn glücklich den halben Vormittag verplaudert, lieber Kollege, und es wird die höchste Zeit sein, an das Arbeiten zu denken. Termin haben wir wohl nicht, was? — Ja, was ich noch sagen wollte, überlegen Sie sich doch 'mal die Sache mit der Konvertirung; der Ausdruck des Testaments, wonach das Vermögen vom Gericht verwaltet werden soll, läßt es zweifelhaft, ob wir eine so wichtige Finanzoperation ohne Zuziehung des Barons vornehmen dürfen."

Rabe war schon auf dem Wege nach der Thür und wendete sich noch einmal um. „Ich denke, Herr Rath, Fräulein Wanda v. Osten ist volljährig —"

„Ah, Sie meinen wegen dem alten Baron? Nun freilich, das Fräulein ist bereits fünfundzwanzig Jahre alt, natürlich — aber sie bekümmert sich wenig um das Geld. Der Baron hat Generalvollmacht, und ich glaube, er freut sich schon auf den Augenblick, wenn die ganze Masse zur Ausschüttung gelangt."

Rabe blickte flüchtig auf. „Das währt noch fünf Jahre, Herr Rath; es steht zu erwarten, daß Fräulein v. Osten bis dahin längst geheirathet haben wird."

Dann ging er in sein eigenes Arbeitszimmer hinüber und setzte sich grübelnd vor den leeren Aktentisch.

Was der redselige Amtsgerichtsrath ihm da Alles vorgeplaudert hatte, war ihm im Allgemeinen nicht ganz fremd, aber den eigentlichen Zusammenhang hatte er bis heute doch nicht durchschaut. Hugo Rabe war ziemlich früh von Hegenau fort auf die Gelehrtenschule gekommen, daran schlossen sich dann die Universitätsjahre und die Referendarzeit. Er war nur vorübergehend, und seit dem Tode seines Vaters gar nicht mehr nach der alten Heimath zurückgekehrt, und die Verhältnisse waren ihm fremd geworden.

Aber die Gestalt der jungen Schloßherrin stand doch sehr lebhaft vor dem geistigen Auge des Assessors. Er hatte

sie vor ungefähr fünf bis sechs Jahren in der Universitätsstadt getroffen und auf Grund gemeinsamer heimathlicher Erinnerungen Anknüpfungspunkte gefunden; das junge Mädchen war damals bei einem Verwandten ihres Vaters zum längeren Besuch und zeigte im näheren Verkehr durchaus nicht jenen Adelsstolz, der ein Erbtheil Derer v. Osten von jeher gewesen sein sollte. —

Hugo Rabe stützte den Kopf in die Hand und biß sich auf die Lippen.

Was wußte er denn überhaupt von diesem menschenscheuen Manne, was ging ihn derselbe an, was hatte er mit dessen Tochter zu schaffen? Wanda v. Osten hatte in jenem Winter bei gelegentlichen Bällen und auf dem Eise dem jungen Studenten ein freundliches Entgegenkommen bewiesen, wie man es einem Heimathsgenossen in der Fremde zu gewähren pflegt, aber er war doch unmöglich berechtigt, an diese harmlose Thatsache Folgerungen zu knüpfen! Wanda v. Osten war bis jetzt unvermählt geblieben, aber es wäre Wahnsinn gewesen — —

Während er noch sann und grübelte, trat Weber mit einem offenen Schreiben in der Hand bei ihm ein und rief schon an der Thür: „Das ist doch ein sonderbares Zusammentreffen, Herr Kollege! Erzähle ich Ihnen da vorhin die ganze Heidrich'sche Geschichte haarklein, und nun kommt das da! Ist es nicht, als wenn man die Todten gerufen hätte?"

Rabe warf einen Blick in den Brief. Das Gericht wurde darin von der Staatsanwaltschaft um Einsendung der Strafakten gegen den früheren Parkwärter, jetzigen Zuchthaussträfling Klaus Bode aus Hegenau ersucht, da Geneigtheit bestehe, ihn zu begnadigen.

„Ich finde das nicht so auffällig," sagte der Assessor achselzuckend. „Nach Ihrer Erzählung müssen jetzt gerade fünfundzwanzig Jahre seit jener Unthat verflossen sein.

Freilich sollte man solche Kanaillen nicht wieder herauslassen, und ich meine, daß Klaus Bode sich damit begnügen kann, seinen Kopf behalten zu haben."

Der junge Jurist sprach diese Worte ganz gleichgiltig und blickte dabei zum Fenster hinaus in den warmen Sonnenschein und das Grün der Bäume.

Der alte Mann neben ihm aber strich sich mit der Hand über das weiße Haar und entgegnete leise: „Haben Sie schon einmal in Ihrem Leben die Mauern eines Zuchthauses von innen gesehen, Herr Kollege? Ich glaube, wir möchten Alle schon nach einer Stunde hinaus, und fünfundzwanzig Jahre, Herr Kollege — ja, das sind recht, recht viele Stunden!

Drittes Kapitel.

Felix Kern öffnete die Augen und drehte sich in seinem Bette um. Er hatte vortrefflich geschlafen und war durchaus geneigt, das freundliche Licht der Morgensonne auf seine Stimmung und Umgebung einwirken zu lassen.

Bei näherer Ueberlegung stellte sich freilich heraus, daß es in der verflossenen Nacht doch Stunden gegeben haben mußte — oder vielleicht nur Minuten — in denen der spukhafte Geist des alten Waldschlosses unsichtbar auf leisen Sohlen durch das Zimmer geschritten sein mochte, oder es war das Geschrei des Uhu im Tannenforst gewesen, das den Schläfer zu Zeiten emporgeschreckt und ihn veranlaßt hatte, den Pendel der alten Stutzuhr über dem Kamin in Bewegung zu setzen, um die eintönige Stille der Nacht durch ein anderes Geräusch zu beleben. —

Kern stand halb angekleidet vor dem bestaubten, aus schwarzem Marmor zusammengefügten Kunstwerk und rieb sich verwundert die Stirn. Er wußte doch ganz genau,

daß die Uhr am Abend zuvor noch gestanden, daß sie auf neun Uhr gezeigt hatte, und jetzt tickte sie schwerfällig und regelmäßig, und ihre Zeiger wiesen auf fünf. Da es thatsächlich acht Uhr war, mußte ihr Lauf um Mitternacht begonnen haben.

„Sonderbar," brummte der junge Arzt, „ich habe doch, weiß Gott, keine somnambulischen Neigungen, ich müßte doch wissen, wenn ich aus der Kammer in die Stube gegangen wäre, um die alte Maschine in Gang zu setzen. Und wozu denn?"

Er schritt, seine Toilette langsam vollendend, durch das Zimmer und blieb abermals vor dem alten eingelegten Rokokoschreibtisch stehen. Das war denn doch zu toll! Auf der sonst ganz leeren Platte lag ein ebenso leeres Stück Papier, und wenn Kern mit der Uhr im Zweifel sein konnte, so wußte er doch ganz genau, daß dieses Papier am Abend zuvor noch nicht dort gelegen hatte.

Felix ging nach der Stubenthür und untersuchte das Schloß. Es war Alles in schönster Ordnung, der Schlüssel steckte von innen und war umgedreht, es hatte sonach Keiner das Zimmer betreten können. Und einen zweiten Eingang gab es nicht.

Ueber den Korridor kamen leise Schritte und näherten sich der Thür; Kern öffnete und stieß Schwartz dabei an die Nase.

Der unglückliche Diener hielt sich das getroffene Organ und murmelte etwas von dem gnädigen Herrn und „angenehm", worauf der Doktor entgegnete, daß er in einer Viertelstunde kommen werde. Dann winkte er dem Diener in das Gemach, schloß die Thür hinter sich und frug: „Sagen Sie 'mal, würdiger Greis, spukt es hier bisweilen?"

Schwartz zog die Schultern hoch und schüttelte den Kopf. „Der Herr Doktor wollen sich lustig machen, der Herr Doktor glauben ja doch nicht an so was —"

Dann aber fielen seine Blicke auf die Stutzuhr am Kamin, und über sein sonst so unbewegliches Gesicht zuckte ein Ausdruck des Erschreckens.

„Herr Doktor," sagte er leise, „was ist das? Haben Sie die Uhr in Gang gesetzt, Herr Doktor?"

Der Arzt schüttelte den Kopf. „Wessen Hände mögen das gewesen sein, Schwartz?"

„Ich weiß es nicht," entgegnete der Diener scheu, „ich kann es nicht wissen. Sie müssen es ja selbst gethan haben, Herr Doktor. Ich weiß nur, daß die Uhr da seit fünfundzwanzig Jahren stille gestanden hat, seit dem Tode der gnädigen Frau. Und ich dachte nicht, daß ich sie noch einmal in meinem Leben würde ticken hören. Man soll die Todten nicht aufwecken, Herr Doktor."

Jakob Schwartz ging auf den Zehen durch das Zimmer und faßte mit seinen dürren Fingern nach dem Pendel. Doktor Kern hat später gestanden, daß es ihm trotz seiner freigeistigen Anschauungen in jenem Augenblick etwas unbehaglich zu Muthe gewesen sei, und daß der alte Diener selbst eine verteufelte Aehnlichkeit mit jenem stillen Manne gehabt habe, dessen Hand dereinst dem Pendel unseres Lebens Stillstand gebietet.

— — — — — — — — — — — —

Bevor Felix sich hinunter begab, um den Baron zu begrüßen, warf er noch einen Blick durch das Fenster und sah, jetzt freilich im hellen Morgensonnenschein, die Tannenallee vor sich liegen, durch welche er Abends zuvor nach dem Schlosse gelangt war.

An beide Seiten derselben grenzten Baumgruppen und Büsche, die noch jetzt eine entfernte Aehnlichkeit mit ehemaligen Anlagen zur Schau trugen, aber die sich hindurchwindenden Wege waren mit Gras bewachsen, auf den Rasenflächen wucherten Löwenzahn und Herbstzeitlose, und wo an den schattigsten Plätzen Statuen gestanden haben

mochten, streckten Brennnesseln und Nachtschatten ihre giftigen Blätter über moosbewachsene Sandsteintrümmer. Weiter nach hinten schien der Park, wenn man ihm diesen Namen geben konnte, allmälig in den Wald überzugehen, und wenn jemals eine Grenze bestanden hatte, war sie von dem vordringenden Forst durchbrochen, dessen Baumriesen allmälig das Schloß zu umklammern und zu ersticken drohten.

Der Doktor schüttelte bei diesem trostlosen, nur durch das Licht des Tages gemilderten Anblick den Kopf.

„Wenn der Herr dieser Einöde," sagte er leise, „so viele Zeichen der Vergänglichkeit an seinem Leibe trägt, wie sein Besitzthum, dann wird meine Arbeit wohl umsonst sein, und ich werde gut thun, in Hegenau das Terrain zu sondiren! — Vorwärts, Mister Schwartz, ich bin bereit, meine Weisheit zu spenden."

Das im Erdgeschoß gelegene Gemach, in welches der Diener den jungen Arzt führte, war wo möglich noch düsterer als die hohen Bogengänge, die zu demselben führten. Das spärliche Licht, welches durch die halbverhüllten Fenster hereinfiel, versank förmlich in den tiefdunkeln Möbeln und glitt stumpf an der braunen Ledertapete nieder auf den teppichbelegten Estrich. Mitten zwischen diesen Erinnerungen einer vergangenen Zeit saß ein hochgewachsener Mann, dessen Alter kaum über das sechzigste Lebensjahr reichen mochte, dessen spärliches Haar und wirrer Vollbart aber, bereits schlohweiß gefärbt, an die Grenze des menschlichen Daseins mahnten.

Er begrüßte den Arzt mit einer müden Handbewegung, deutete auf einen Stuhl in seiner Nähe und sagte halblaut: „Ich heiße Sie willkommen, Herr Doktor, und gebe meiner Freude Ausdruck, daß Sie den Versuch auf sich genommen haben, einem einsamen Manne die Tage seines Lebens zu verlängern. Es ist jedenfalls eine traurige,

vielleicht auch eine vergebliche Arbeit, aber wir Menschen sind nun einmal so sonderbar angelegt, daß wir auch die Stunde der Erlösung hinauszuschieben suchen. Sie können sich entfernen, lieber Schwartz; wenn ich Ihrer bedarf, dann werde ich schellen."

Die beiden Männer waren allein, und Doktor Kern schwieg einen Moment, bevor er nach einem schnell beobachtenden Blick entgegnete: „Ich hätte gewünscht, Herr Baron, daß Sie Ihren künftigen Arzt mit mehr Hoffnung und weniger Trübsinn begrüßten; aber vielleicht werde ich im Stande sein, binnen Kurzem die Sache zu ändern. Wollen Sie mir Ihre Hand reichen?"

Es war wohl weniger die Aufforderung des Arztes, als die bestimmte Stellungnahme des gebildeten Mannes, der eine Kundgebung der Höflichkeit fordert, und Lutz v. Osten schien das auch zu fühlen. Er blickte flüchtig und mißtrauisch auf, streckte aber dennoch seine Rechte aus und sagte mit leichtem Spott: „Vielleicht ist Ihnen die Linke lieber? Ich habe gehört, daß der Puls dort kräftiger sein soll —"

„Ich danke," entgegnete Kern rasch, „es ist so besser. Und nun bitte ich zunächst um Ihre Krankheitsgeschichte."

Der Baron hatte sich in seinem hohen Sessel zurückgelehnt und faltete die Hände ineinander.

„Mein Gott," sagte er ungeduldig, „warum wollen Sie mich damit quälen? Ich denke, die Herren Mediziner sind dazu da, unsere Krankheit zu erkennen. Wenn ich wüßte, was mir fehlt, dann brauchte ich keinen Arzt. Aber das ist es ja eben, und darum will ich Jemand um mich haben, der es mir sagt, wenn nicht heute, so morgen oder übermorgen. Fühlen Sie meinen Arm an — da sitzt noch Kraft auf viele Jahre; hören Sie meine Stimme — die Lungen sind gesund. Ich kann gehen und reiten und fahren, wie es mir beliebt; ich treffe auf hundert Schritt den Hirsch

im Walde, und brauche keinen Fliederthee, wenn der Regen mich durchnäßt hat; mit einem Worte, ich bin gesund — was man eben so gesund sein nennt. Ich kann auch klar und logisch denken —"

Der Baron schwieg einen Augenblick und warf einen flüchtigen Blick hinter sich in die dunkle Tiefe des Zimmers. Dann fuhr er langsam fort: „Ja, Herr Doktor, ich glaube wenigstens, daß mein Geist im Stande ist, die Dinge richtig zu erfassen und auch richtig wiederzugeben. Natürlich, es wäre ja Unsinn, etwas Anderes annehmen zu wollen; wer im Kopfe nicht mehr richtig ist, der spürt es auch an seinen Gliedern. Aber es überkommt mich manchmal eine so sonderbare Angst, als ob das, was noch nicht da ist, einmal eintreten könnte, und dann rede ich wohl auch thörichte Dinge, auf die man nicht achten muß. Das ist es, Herr Doktor. Darum hege ich den Wunsch, wenigstens für einige Zeit einen Sachverständigen in meiner Nähe zu haben, der mir in solchen schweren Stunden zur Seite steht, mir ein wirksames Mittel verschreibt, um die Angst vom Herzen herunterzustoßen, und der mich nöthigenfalls auch auslacht. Denn der Henker soll's holen, wenn die ganze Geschichte was Anderes ist als Hypochondrie und Schwarzseherei."

Lutz v. Osten hatte immer lebhafter gesprochen, und nun sprang er auf, um das Zimmer hastig zu durchmessen. Da war keine Spur mehr vorhanden von seiner Hinfälligkeit, mit welcher er den Arzt im Anfang begrüßt hatte, aber dieses Auf- und Niederschreiten glich den Bewegungen eines gefangenen Raubthieres, und Kern hatte fast den Eindruck, als gehe hinter der einen körperlichen Gestalt eine andere unkörperliche, die jene vor sich hertreibe und nach ihr greife.

Fürwahr, die Luft dieses alten Schlosses wirkte ansteckend!

„Gestatten Sie zunächst, daß ich Ihren Körper einer Untersuchung unterziehe, Herr Baron," sagte Felix, und Lutz warf sich in einen Sessel.

„Klopfen Sie los, was hier unter der Schädeldecke steckt, werden Sie doch nicht herauspochen."

Nach einer Viertelstunde sorgfältiger Prüfung richtete der junge Arzt sich mit rathloser Miene auf.

„Ich finde nichts, Herr Baron, Sie sind vollständig gesund. Allerhöchstens ist ein kleiner Ansatz von nervösem Herzklopfen vorhanden, den ich durch ein einfaches Mittel leicht zu beseitigen hoffe. Sie dürfen sich nicht so sehr der Einsamkeit ergeben. Das ist Alles."

Der Baron lächelte bitter. „Es kommt Keiner zu mir, Sie sehen ja selbst, wie verlassen Griesheim gelegen ist. Und das Krämernest da unten im Thale ist mir verhaßt. Meine Tochter —"

Es war das erste Mal im Laufe der Unterhaltung, daß Lutz v. Osten derjenigen Erwähnung that, die ihm im Leben am nächsten stand, oder doch durch das Gesetz der Natur am nächsten gestellt war. Und ihr Name ging nur wie ein wesenloser Schall von seinen Lippen, dann brach er ab.

„Lassen wir das, Herr Doktor, damit ist es nichts. Haben Sie sonst kein Mittel in Ihrem Rezeptkasten?"

„Der Arzt wählt, und nicht der Kranke," entgegnete Kern unmuthig. „Suchen Sie sich zum Mindesten eine weniger düstere Umgebung aus. Dieses Gemach ist wie ein Keller, es muß doch im oberen Stock des Schlosses genug Räume geben, die der Sonne Zutritt lassen und einen freundlichen Blick auf den Wald gewähren."

Lutz machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand und erhob sich. „Lassen wir das," sagte er finster. „Wie haben Sie diese Nacht geschlafen? Sind Sie mit Ihrem Zimmer zufrieden? Meine Tochter hat das Alles besorgt,

ich komme nicht nach oben, und weiß nicht einmal, in welchem Gelaß man Sie untergebracht hat."

„Ich bin zufrieden," entgegnete Kern unbefangen. „Es ist ein Thurmgemach; im Nebenraum, wie ich höre, ist es —"

Er brach plötzlich ab. Vielleicht war es dem Baron nicht angenehm, an eine längst entschwundene Zeit erinnert zu werden, war es doch denkbar, daß selbst ein Raum von fünfundzwanzig Jahren nicht im Stande gewesen war, den Schmerz um ein verlorenes Gut in sich aufzunehmen.

Lutz v. Osten stand am Fenster mit dem Rücken gegen das Zimmer.

Bei den letzten Worten drehte er sich rasch um und fragte scharf: „Was haben Sie gehört, Herr Doktor?"

„Daß es das Sterbezimmer der gnädigen Frau gewesen ist," erwiederte Kern verwundert, und fügte lächelnd hinzu: „Sie dürfen sich darüber keine Sorge machen, Herr Baron, wir Aerzte sind nicht abergläubisch, wir wissen, daß die Todten ruhen."

„Natürlich. Aber dennoch — wer hat Ihnen das mitgetheilt?"

„Der Diener Schwartz."

Lutz murmelte etwas zwischen den Zähnen, was wie ein Fluch klang. Dann legte er plötzlich die Hand auf das Herz und sagte matt: „Ihre Diagnose mit dem nervösen Herzklopfen ist doch wohl richtig gewesen, Herr Doktor, denn da kommt es wieder. Wenn Sie mir dafür gelegentlich etwas verschreiben wollen, so werde ich Ihnen dankbar sein. Für jetzt bitte ich mich allein zu lassen, so vergeht es am schnellsten."

— — — — — — — — — — — —

Als Felix Kern auf dem Korridor stand, schlug er sich mit der flachen Hand vor die Stirn und murmelte: „Du bist ein Esel gewesen, alter Freund. Wenn meine Wissenschaft nur dazu gut ist, einem verrückten Hypochonder die Grillen

zu vertreiben, dann kann ich mir die Kollegiengelder zurückgeben lassen. Ich kalkulire, daß mein Aufenthalt hier nicht gar zu lange währen wird. — Ob das gnädige Fräulein ebenso schrullenhaft sein wird, wie der Herr Papa? Heda, Mister Schwartz!"

Der Diener kam soeben den Korridor entlang geschlichen und wollte offenbar in das Zimmer seines Herrn. Auf Kern's Ersuchen, ihn dem gnädigen Fräulein zu melden, zog er den Kopf zwischen die Schultern.

„Das gnädige Fräulein sind in den Wald gegangen," sagte er halblaut, „das gnädige Fräulein werden wohl nicht vor dem Mittagsessen zurückkommen. Haben der Herr Doktor sonst noch etwas zu befehlen?"

„Nein, Sie können meinetwegen —" Felix verschluckte die letzten Worte und wandte sich ab. Das Wesen des alten Schleichers mißfiel ihm gründlich, am Abend zuvor war derselbe beleidigend hochmüthig gewesen, und unter seiner heutigen Ergebenheit lauerte offenbar eine verborgene Kralle. Einerlei! —

Die Sonne stand ziemlich hoch am Himmel, als der junge Arzt das Schloß verließ und langsam, planlos nach irgend einer beliebigen Richtung fortschlenderte. Er hatte lediglich die Absicht, sich über seine nächste Umgebung nothdürftig zu unterrichten, und wenn das Glück ihm wohl wollte, einen Weg zu entdecken, der zu Menschen führte. Das Gefühl der unbedingten Einsamkeit drängte sich immer stärker seinem lebhaften und umgangsbedürftigen Geiste auf, und die Zeugen einer wohl längst begrabenen, aber vielleicht glücklichen und heiteren Vergangenheit, die ihn auf Schritt und Tritt umgaben, trugen nicht wenig dazu bei, ihn in jene absonderliche Stimmung zu versetzen, deren Echo so leicht in einer Menschenbrust zu wecken ist.

Kein Laut erscholl, der im Stande gewesen wäre, einen Widerhall zu wecken, selbst das nimmermüde Hämmern

des Spechtes schwieg im Tannenforst, und die Holztaube schlief.

Felix sah hinter sich; das Schloß war seinen Blicken entschwunden, und das Mittagsgespenst, von dem er als Kind gelesen, schritt lautlos und unsichtbar neben ihm über die glatten Kiefernnadeln.

Er griff mit der Hand in die leere Luft, um es fortzuscheuchen.

Und dann that sich vor seinen Augen bei einer Wendung des Weges plötzlich jenes Bild auf, das ihn schon gestern gefesselt, aber heute im brütenden Mittagssonnenlicht noch öder und verlassener zu sein schien, als es im Zucken der Blitze und unter dem Druck der niederhängenden Gewitterwolken gewesen war.

Um das Häuschen am Felshang regte sich kein Laut; auch der Rauch zog nicht mehr durch das Dach in den Forst, es war, als ob der Tod über das nackte Geröll gegangen sei und seine Hand auf das Herdfeuer gelegt habe.

Felix Kern schritt den bekannten Pfad entlang und lugte durch die angelehnte Thür der Hütte; seine Blicke wurden durch ein eigenthümliches Bild gefesselt.

Martha Bode lag angekleidet und von einer zerrissenen Decke halb verhüllt auf dem dürftigen Lager im Hintergrund des dämmerigen Raumes; sie hatte die Augen geschlossen und schien zu schlafen.

Neben ihr saß auf dem einzigen Holzschemel, den die Hütte aufzuweisen hatte, ein junges Weib.

Ein einfaches schwarzes Kleid, fast so schlicht wie das Gewand einer barmherzigen Schwester, umschloß den schlanken Wuchs, und die edlen Linien des geneigten Kopfes waren von einer schweren Krone dunkelglänzender Haarflechten eingerahmt. Ein schmaler, durch die Thür hereinfallender Lichtstreif spielte um die weichen Wangen des Mädchens.

So saß sie neben dem Lager wie ein Engel der Nacht, den eine barmherzige Vaterhand den Mühseligen und Beladenen in das umschattete Leben sendet, und ihre Hände legten sich von Zeit zu Zeit auf das welke Antlitz der Schlafenden, als wollten sie von dort die finsteren Gedanken hinwegnehmen und einen freundlichen Traum an ihre Stelle zaubern. —

Und nun öffnete Martha Bode die Augen, und ein unstät glimmender Strahl irrte aus denselben über das Gesicht des Mädchens.

„Bist Du wieder da, Kind?" sagte sie mit heiserer Stimme; „bist Du wieder bei mir? Es ist doch sonderbar, wie das zusammenkommt, wie es zu einander muß. Einsamkeit zur Einsamkeit, und Elend zum Elend. Lege Deine Hand noch einmal hierher auf meine Stirn. So, und nun laß mich wieder schlafen."

„Ihr seid krank, Mutter Bode," sagte das Mädchen beruhigend. „Ich wollte, wie so oft, nach Euch sehen, und fand Euch hier liegen. Das schlimme Wesen ist wieder einmal über Euch gekommen, aber es wird vergehen."

Die Alte hatte ihre Augen wieder geschlossen. „Meinst Du, Kind?" murmelte sie. „Ich wollte, es ginge nicht wieder fort, ich wollte, daß es mich mit sich nähme in die Tiefe. Aber es gehört nicht ganz zu mir, es geht fort, just wie der Joseph."

Dann machte sie eine hastig abwehrende Handbewegung, als ob sie ein Unrecht von sich weisen wollte.

„Nein, Kind, ich weiß ja, was Du sagen willst, aber das trifft hier nicht zu. Du darfst ihn nicht schelten, daß er mich allein läßt, er kann es nicht anders, denn es liegt im Blute. Als er ein kleiner Bub' war, habe ich es auch nicht viel besser mit ihm gemacht. Sein Vater —"

Sie brach abermals ab und zupfte an der Bettdecke.

„Er wird nicht werden, wie sein Vater," sagte das

junge Mädchen leise, als ob sie den stummen Wahngedanken der Alten gefolgt sei. „Den schrecklichen Menschen müßt Ihr vergessen, Mutter Bode, die Mauern des Zuchthauses geben ja doch Keinen wieder heraus, und er hat sich durch seine That von Euch losgemacht — mein Gott, was ist das!?"

Die eben noch so sanfte weiche Stimme hatte plötzlich den schrillen Klang der höchsten Angst angenommen, und Felix, den das seltsame Schauspiel bis zu diesem Augenblick wider seinen Willen draußen gefesselt hatte, riß hastig die Thür auf.

Er sah sofort mit kundigem Blick, was geschehen sei; Martha Bode wand sich in Krämpfen auf ihrem Lager, und das junge Mädchen kniete mit hilflos gerungenen Händen neben ihr auf dem nackten Erdboden.

„Ich komme schon, mein Fräulein," sagte er hastig, ohne den Versuch zu machen, sein sonderbares Erscheinen aufzuklären. „Treten Sie, bitte, ein wenig bei Seite, ich werde die Aermste bald wieder beruhigt haben. So ist es recht, und nun — bitte jenes Gefäß mit Wasser —"

Unter Anwendung der geeigneten Mittel kam die Kranke rasch wieder zur Besinnung, und es schien, als ob mit diesem Augenblick der Schleier von ihrer Seele gefallen sei.

Sie blickte mißtrauisch den beiden jungen Leuten in die Augen, fuhr ein paarmal mit der Hand durch die Luft, als ob sie etwas hinweg scheuchen wollte, und sagte dann vollkommen ruhig: „Sie sind wohl der Doktor von gestern? Hat es Sie schon gegraust da oben, daß Sie sich so rasch wieder fortgemacht haben? — Ach so, gnädiges Fräulein, nun verstehe ich. Der Herr ist mit Ihnen gekommen, und Sie haben mich just getroffen —"

Martha Bode stützte ihren Kopf auf den Ellenbogen und sann nach.

„Ich habe das böse Wesen gehabt, ganz recht, und bevor das eintritt, schwatze ich immer allerhand dummes Zeug. Ist's nicht so gewesen, gnädiges Fräulein? Arg dummes Zeug!"

„Ist Euch jetzt besser, Frau Bode?" frug die Angeredete statt einer Antwort.

„Besser? O ja, ganz gut, so gut, wie es einem kranken Hunde gehen kann. Es war brav von Ihnen, gnädiges Fräulein, daß Sie 'mal wieder nach einer alten einsamen Frau sehen wollten, und sogar einen Doktor mitbrachten; aber die Doktors können mir nicht helfen, das kann kein Mensch. Und nun gehen Sie nur wieder heim, das Schlimmste ist jetzt vorüber, und ich kann mir wieder allein helfen."

Sie richtete sich bei diesen Worten auf und stand wieder auf den Füßen.

Felix wollte Einspruch erheben, aber die Alte wies gebieterisch nach der Thür. „Ich will allein sein, und ich muß es," sagte sie rauh, „sonst kommt der Anfall wieder."

Und dann bog sie sich plötzlich mit einem Ausbruch wilder Zärtlichkeit auf die Hand der jungen Dame nieder.

„Gott segne Sie, gnädiges Fräulein, wenn es einen Gott im Himmel gibt." —

Die beiden jungen Leute standen nebeneinander vor der Hütte, und wußten kaum, wie sie dorthin gelangt seien. Dann nahm Felix seinen Hut ab, und begann: „Wenn mich meine Vermuthung nicht täuscht, gnädiges Fräulein —"

Aber das Mädchen unterbrach ihn. „Ich glaube, wir sind beide nicht in der Stimmung, gesellschaftliche Phrasen auszutauschen. Ich bin Wanda v. Osten, und Sie sind Herr Doktor Kern, ist es nicht so?"

Der Doktor setzte seinen Hut wieder auf. „Ja," entgegnete er einfach.

„Dann begrüße ich Sie als Hausgenossen, wie es schon heute früh meine Pflicht gewesen wäre."

Sie reichte ihm freundlich die Hand, welche er herzlich und aufrichtig schüttelte. Dann gingen sie eine Weile stumm nebeneinander her.

„Wie geschah es," begann Wanda das Gespräch, „daß Sie so rechtzeitig zur Hilfe kamen, Herr Doktor?"

„Ein Zufall, gnädiges Fräulein —"

„Bitte, das war die erste Unwahrheit; lassen Sie es auch die letzte sein."

Felix neigte den Kopf. „Ich war schon gestern hier, damals aber wirklich durch einen Zufall. Als ich heute Vormittag auf einem Spaziergang jener seltsamen Waldhütte wieder ansichtig wurde, bewog mich die Neugier —"

Wanda machte abermals eine Handbewegung. „Ich glaube, diesmal war es Theilnahme mit jener Unglücklichen, Herr Doktor."

„Vielleicht auch das, gnädiges Fräulein. Ich stand vor der Thür und lauschte —"

Das Mädchen nickte. „Das Eine war hübsch, das Andere nicht. Aber so sind wir Menschen. Und ist Ihnen nichts aufgefallen?"

„Zunächst die Anwesenheit der Baronesse v. Osten in den Hütten der Armuth."

Wanda schlug die Augen auf, und zum ersten Male bemerkte ihr Begleiter unter dem hellen Licht der Sonne den tiefen Ernst, welchen die Jahre in dieses schöne Mädchenantlitz gegraben hatten.

„Der Ruf meines Vaters als eines stolzen Mannes gibt Ihnen das Recht zu dieser Bemerkung, Herr Doktor," entgegnete sie ohne Bitterkeit. „Aber Sie dürfen nicht vergessen, daß meine Mutter bürgerlicher Herkunft war. Uebrigens hat es mit jener unglücklichen Frau auch eine besondere Bewandtniß. Sie ist ohne ihr Verschulden

durch ein schreckliches Schicksal mit unserer Familie verknüpft — Sie werden das später schon durch andere Leute näher erfahren —, und ich erachte es als meine Pflicht, ihr die traurige Last des Lebens mit meinen schwachen Kräften zu erleichtern."

„Einer Irrsinnigen," sagte Kern leise.

„Nein, Herr Doktor, das ist es ja eben. Die Leute halten sie dafür, und wenn sie ihre Anfälle hat, wie heute — ich war übrigens bisher noch niemals dabei zugegen — dann mag ihr Geist ja auch verschleiert sein. Aber sonst ist sie ganz vernünftig. Und darum wollte ich Sie fragen, ob Ihnen denn nicht aufgefallen ist, daß sie während ihrer Geistesstörung so ganz anders zu mir redete, als später? Sonst nennt sie mich gnädiges Fräulein und drückt ihre Dankbarkeit in einer fast ehrfurchtsvollen Weise aus, und während jenes Zustandes redete sie zu mir, wie man zu einem Kinde spricht. Und sie hat mich doch bestimmt erkannt, Herr Doktor."

Felix schüttelte den Kopf. „Ich habe es wohl gehört," sagte er, „aber wer vermag den Wahnideen Irrsinniger zu folgen? Das sind verborgene Räthsel der Natur."

Sie schwiegen Beide, und man hörte das Knistern der Tannennadeln unter ihren Füßen.

„Haben Sie meinen Vater schon gesprochen?" frug Wanda.

„Allerdings, gnädiges Fräulein. Ich habe den Herrn Baron genau untersucht und kann zu Ihrer Beruhigung mittheilen —"

„Ich weiß, was Sie sagen wollen, Herr Doktor," unterbrach Wanda den Sprechenden. „Sie haben so wenig wie die anderen Aerzte etwas an ihm finden können, was zu Besorgniß Anlaß gibt. Das ist es ja eben, was mich ängstigt. Man muß längere Zeit in seiner Nähe leben, um die Gewißheit zu erhalten, daß er krank — sehr krank

ist. Darum habe ich ja veranlaßt, daß ein Arzt in's Haus kam, Herr Doktor. O, Sie sollten ihn nur sehen, wenn er dasitzt, stundenlang vor sich hinbrütet und dann wieder mit einem jähen, unverständlichen Worte emporfährt — Sie sollten es beobachten, wie er des Nachts von seinem Lager aufsteht und ruhelos in seinem Zimmer auf und nieder schreitet, oder über Truhen und Schränken kramt nach werthlosem alten Plunder — Gott mag mich behüten vor dem entsetzlichen Gedanken, Herr Doktor, aber wenn ich aus jener armseligen Waldhütte in unser rauhes Schloß zurückkehre, dann weiß ich nicht —"

Wanda brach ab und blickte scheu über die Schulter hinter sich. Es war fast dieselbe Bewegung, welche Lutz v. Osten gemacht hatte, als er von der unerklärlichen Angst redete, die ihn quäle, und Felix betrachtete das Mädchen mitleidig.

„Sie leben so einsam, gnädiges Fräulein," sagte er.

„Ja, Herr Doktor," entgegnete sie ruhiger, „man sieht Gespenster am lichten Tage. Mich dünkt, als ob es selbst hier durch den Wald ginge wie ein Geist. Sie dürfen meine Erregung nicht unrecht deuten, ein Mädchen muß ja unter solcher Umgebung schließlich nervös werden. Und ich sage es Ihnen ja nur, weil Sie ein Arzt sind, noch dazu der künftige Arzt meines Vaters. Es soll ja hoffentlich Alles gut werden. Wir wollen recht tapfer zusammenhalten und gegen alle bösen Geister wie gute Kameraden ankämpfen, ich meine, man versteht sich schon besser, wenn man gemeinsam ein Werk der Barmherzigkeit hinter sich hat."

Sie reichte ihrem Gefährten abermals die Hand und duldete es, daß er mit seinen Lippen die schlanken Finger berührte.

Dann girrte plötzlich eine Holztaube über ihnen, und Wanda sagte, ihre Hand zurückziehend: „Nun aber wollen

wir schnell in das Schloß zurückkehren, mein Herr Bundesgenosse; Sie Aermster müssen ja einen furchtbaren Hunger haben."

— — — — — — — — — — — —

Das Mittagessen verlief ziemlich schweigsam unter den drei Theilnehmern. Es wurde etwas verspätet aufgetragen, aber der Baron frug nicht nach der Veranlassung; er richtete kaum einmal das Wort an seine Tochter und schien daran gewöhnt, sie ihre eigenen Wege gehen zu lassen.

Wanda erkundigte sich in ihrer freundlichen, hausmütterlichen Weise nach den Wünschen des Gastes und drückte ihr Bedauern darüber aus, daß die verfrühte Ankunft Kern's das Senden eines Wagens verhindert habe.

„Es war auch ein merkwürdiger Gedanke von Ihnen," sagte sie, „den langen, einförmigen Weg zwischen den Bergen allein zu Fuß zurückzulegen."

„Ich hatte Begleitung, gnädiges Fräulein," entgegnete Felix; „mein Freund Hugo Rabe, der als Assessor nach Hegenau versetzt ist, theilte mein Schicksal, und bei seiner Bekanntschaft mit der Gegend und ihren Verhältnissen —"

Der Baron setzte das Weinglas, welches er eben zu den Lippen führen wollte, so heftig nieder, daß der rothe Wein auf die Tischdecke floß, und Wanda blickte verwundert auf.

„Ist das der Sohn des verstorbenen Pfarrers Rabe in Hegenau, Herr Doktor?" fragte sie.

Kern bejahte.

„Das ist ein sonderbares Zusammentreffen; der Herr Assessor gehört auch zu meinen Bekannten, als ich die Pension in Bonn besuchte, war er Student und häufig mein Tänzer."

„Das ist mir ja ganz und gar neu, Wanda," sagte der Baron mit eigenthümlich scharfer Stimme; „und nun

vertritt der junge Mann das Gericht in Hegenau? Da werden Sie wohl häufig beisammen sein, Herr Doktor —"

„Wenn Sie meiner im Laufe des Tages nicht mehr bedürfen, Herr Baron," entgegnete Felix arglos, „dann ist es allerdings meine Absicht, nach Hegenau zu gehen; ich muß ohnehin wegen meiner Sachen Anordnungen treffen."

„Ich kann nichts dagegen haben," erwiederte Osten kurz indem er die Tafel aufhob, und Wanda fügte heiter hinzu:

„Dann grüßen Sie meinen alten Verehrer schönstens von mir. Mein Gott, wie doch die Zeit hingeht, es liegen nun schon sechs Jahre dazwischen."

Felix traf den Assessor noch auf dem Gericht. Der junge Streber hatte einen Haufen Akten um sich aufgethürmt und saß mit rothem Kopf dazwischen.

„Es ist kaum zu glauben," sagte er eifrig, „was für einen Augiasstall ich hier vorgefunden habe. Der alte Herr kann Gott danken, wenn er nicht mit ebenso viel Tausenden regreßpflichtig gemacht wird, als er Haare auf dem Kopfe hat. Ich möchte, weiß Gott, nicht die Verantwortung auf mich nehmen!"

Der Doktor setzte sich auf einen Aktenstoß und frug gemüthlich: „Was bringt Dich denn so in Harnisch, altes Haus?"

„Ich habe hier eben die Heidrich'schen Testamentsakten vor. Diese Wanda v. Osten besitzt ja ein unermeßliches Vermögen, und seit ihrer Volljährigkeit — das sind nun vier Jahre — sind die Zinsen desselben nach wie vor an den Baron ausgezahlt worden, obgleich sein Nießbrauch von jenem Tage ab gesetzlich erloschen ist. Und das Alles auf seine mündliche Erklärung hin, daß Wanda damit einverstanden sei."

„Dann darfst Du Dich beruhigen," entgegnete Felix

gelassen. „Wie ich Fräulein v. Osten beurtheile, legt sie wenig Gewicht auf Geld und Gut, und es erscheint am Ende ganz natürlich, daß sie mit der Sache einverstanden ist; der Baron ist doch ihr Vater."

Hugo Rabe blickte mißtrauisch auf. „Du scheinst ja schon recht eingehende Bekanntschaft gemacht zu haben. Wenn Fräulein v. Osten so wenig auf ihren Vortheil bedacht ist, dann wird es hohe Zeit, daß Sie einen Mann bekommt, der ihre Interessen wahrnimmt."

„Mache ihr doch einen Antrag," entgegnete Kern launig. „Ein reiches Mädel kann Jeder brauchen, und wenn dieser Goldfisch mir einen schönen Gruß an ihren alten Verehrer aufträgt —"

Der Assessor stand auf. „Hat Sie das wirklich gethan, Felix?"

„Nun natürlich; ich werde doch mit so wichtigen Dingen keinen Scherz treiben. — Bist Du im Besitze eines neuen Fracks?"

Hugo Rabe merkte nicht den Spott in der Stimme seines Freundes. Er durchmaß nachdenklich das Bureau und sagte endlich vertraulich: „Weißt Du, Felix, der Gedanke, mich dem jungen Mädchen zu nähern, liegt eigentlich gar nicht so fern. Mit ihrem Adel ist es ja doch nur halb, denn die Mutter war eine Bürgerliche. Und dann ist der Juristenstand doch noch immer angesehen genug, um seinen Vertretern alle Thüren zu öffnen. An das Vermögen denke ich ja gar nicht in erster Linie, obgleich — na ja, wie das so ist. Die Hauptsache bleibt, daß wir uns bereits kennen, und daß ein altes Interesse vorhanden ist. — Hast Du Zeit?"

„So viel Dir beliebt."

„Dann laß uns einen Schoppen trinken. Der Kukuk soll die Akten holen, drüben im ‚Bären' will ich Dir die ganze Geschichte erzählen. Du bist nun einmal Haus-

genosse auf Griesheim, und wenn Du zu meinen Gunsten sondiren willst, dann ist es gut, wenn Du mit den Verhältnissen vertraut bist. Komm, alter Freund, der Bärenwirth hat ein vorzügliches Spatenbräu."

Der glückliche Assessor versetzte dem vor ihm liegenden Aktenstück einen verächtlichen Stoß, und nahm den Arm des Doktors.

Dieser brummte etwas Unverständliches von „Nürnberger" und „Hängen", aber er ging mit, denn die Aussicht auf einen soliden Schoppen beschäftigte ihn in diesem Augenblick mehr, als alle Schätze Golkonda's und alle Erbtöchter des Landes.

Viertes Kapitel.

Es faßt uns ein heimliches Grausen, wenn wir, die freie offene Landstraße entlang wandernd, einen jener fensterlosen, von düsteren Dächern überragten rothen Backsteinwürfel erblicken, den menschliche Hände erbaut haben, um der beleidigten menschlichen Gesellschaft eine irdische Sühne zu verschaffen. Und wenn unsere Augen im Stande wären, das Geheimniß dieser finsteren Mauern zu durchdringen, dann würde sich vielleicht an Stelle des Grausens unserer ein Gefühl tiefen Erbarmens bemächtigen, und wenn das Schicksal uns ein Richteramt in die Hände gelegt, würden wir feilschen um jedes Jahr, das die Macht der Gewohnheit so leicht verhängt, und das durch die Zellen der Gefangenen auf Krücken schleicht. —

Das Zuchthaus Waldburg lag, wie zum Hohn auf seinen Namen, mitten in einer öden, baumlosen Gegend. Wenn die Sträflinge paarweise zur Arbeit vor die Mauern der Anstalt geführt wurden, dann vermochten ihre trüben Augen wohl am fernen Horizont die Umrisse grüner Berge zu erkennen, aber vor ihren Füßen brannte die Sonne auf

nackten, steinigen Boden, und der Sturm brach sich nur an den klafterdicken Eckthürmen ihres Grabes. Da gab es keinen Winkel, wo sie sich im lechzenden Freiheitsdrange hätten vor den Augen der Wächter verstecken können, da gab es keinen Felsblock, der groß genug war, um den Flüchtling vor der Kugel des Postens zu decken — wer die Thore von Waldburg hinter sich zuschließen hörte, der ließ die Hoffnung draußen.

Wegen dieser „Vorzüge", die durch eine starke Befestigung erhöht wurden, verwies man meistentheils nur Sträflinge in die Anstalt, denen das Gericht eine langjährige Freiheitsstrafe auferlegt hatte, oder die nur durch die Gnade des Landesherrn vor des Henkers Beil bewahrt geblieben waren; und so konnte der Aufseher, welcher an einem schönen Nachmittage eine Abtheilung Gefangener in einem der Höfe überwachte, ohne Uebertreibung behaupten, daß die aus ungefähr zwanzig Mann bestehende Rotte zusammen eine Strafzeit darstelle, die den Raum eines Jahrhunderts weit überragte.

Er machte diese Bemerkung einem Postboten gegenüber, der nach dem Direktor der Anstalt frug und einen eingeschriebenen Brief aus dem Justizministerium vorwies.

„Donnerwetter!" sagte der Mann respektvoll, „da haben Sie wohl lauter Mörder in der Kolonne!"

Der Beamte zuckte die Achsel, und überlief mit den Augen die Reihe der Sträflinge, welche nach Vorschrift der Freistunde paarweise, die Hände auf dem Rücken, hintereinander das Viereck des Hofes umschritten.

„Nein," entgegnete er dann, „blos Einen. Der nächste in der dritten Reihe, Nummer Dreißig. Das heißt, er ist auch nur wegen Todtschlag zu lebenslänglichem Zuchthaus verurtheilt, aber ich glaube, daß die Geschichte nahe genug am rothen Block vorbeiging. Heda, Nummer dreißig, willst Du wohl gleich die Hände auf dem Rücken behalten!"

Der Angerufene war ein kleiner, grauhaariger Mann von gebückter Haltung. Er mochte wohl ursprünglich größer und kräftiger gewesen sein, aber die langjährige Haft hatte allmälig seine hagere Gestalt der Erde entgegengebeugt, und in seinen schlaffen Zügen lag jener müde, gleichgiltige Ausdruck, der, von jeglichem Mangel an Hoffnung Zeugniß ablegend, vielleicht nur in der Erde selbst einen dauernden Trost zu finden glaubt.

Er brachte seine Hände mechanisch in die vorgeschriebene Stellung und der Aufseher sagte mürrisch: „Das sollte nach fünfundzwanzig Jahren doch nun allmälig gelernt sein. Aber just die Alten nehmen sich immer allerlei Freiheiten heraus."

„Mein Gott im Himmel, fünfundzwanzig Jahre!" murmelte der Briefträger entsetzt. Er warf einen scheuen Blick auf den Unglücklichen, der sich in seiner Freistunde die Freiheit einer Handbewegung herausgenommen hatte, und dann ging er hastig in einem großen Bogen um die Sträflinge herum nach der Wohnung des Direktors.

Der Aufseher blickte ihm nach, und sagte: „Ja, ja, Alterchen, wir haben hier kein Mädchenpensionat. Hm, also ein eingeschriebener Brief aus dem Justizministerium? Wird wohl wieder die Antwort auf ein Gnadengesuch sein, aber die abschlägigen Bescheide werden nicht eingeschrieben. — Ei, ei, sollte wirklich 'mal Einer das große Loos gezogen haben?"

Langsam und mechanisch schritten die Sträflinge weiter um das nackte, baumlose Dreieck des Hofes. Die Sonne brannte auf ihre kahlgeschorenen Köpfe nieder und schläferte jede Regung eines Gedankens ein, wenn sie anders noch zu denken vermochten. Was sollten sie denn auch grübeln, es war ja ein Glück, wenn ihr Tagwerk gedankenlos blieb und ihr Schlaf traumlos.

Besonders der Eine, den der Aufseher mit Nummer dreißig bezeichnet hatte, ließ den Kopf schlaff und theilnahm-

los auf die Brust niederhängen, und hob kaum bei einer Biegung des Weges die Augenlider — er kannte wohl jeden Stein des gepflasterten Hofes so genau, wie die Züge seines Gefährten, der nun schon seit zehn Jahren an seiner Seite arbeitete und schlief.

Das war das System des Zuchthauses.

Die Betten in den Schlafsälen der Anstalt waren mit fortlaufenden Nummern versehen, nach diesen wurden die Sträflinge benannt, und nach diesen zusammengestellt. Es gab Glücksnummern und Unglücksnummern. Die Zahl 30 galt in den Ueberlieferungen des Zuchthauses als eine der letzteren.

Der Vorgänger des jetzigen Inhabers war in seinem Bette gestorben, der Tod hatte seine fünfzehn Jahre Strafe abgekürzt; sein Nachfolger sollte nach den Willen des Gesetzes ebenfalls zwischen dieser Nummer die Augen schließen; denn ihm war thatsächlich jene so grausig unbestimmte, und doch so bestimmte Strafzeit zuerkannt, die man „lebenslänglich" nennt. —

„Er soll am Halse aufgehangen werden, bis er todt ist," sagt das alte englische Gesetz über die Vollstreckung der Todesstrafe; und wir könnten hinzufügen: „Er soll vernichtet werden an seinem Leibe, und an seinem Geiste, und an seiner Ehre und an Allem, was den Menschen zum Menschen macht — bis er todt ist." Das ist die grauenvolle Seite der Gerechtigkeit!

Vielleicht dachte Nummer dreißig noch in diesem Augenblick an alles dieses, wie er vor fünfundzwanzig Jahren daran gedacht haben mochte, als man ihn von der Anklagebank in die Zelle zurückführte — aber wenn er es wirklich that, dann war es nur ein stumpfes Brüten, ein Kreislauf der Empfindungen, wie das Wandern der Füße auf dem gepflasterten Hofe. —

Die Freistunde ging ihrem Ende entgegen; der Auf-

seher blickte auf seine Uhr, und trat an die große im Hofe hängende Glocke heran, um den Strick zu ziehen. Da gesellte sich ein zweiter Beamter zu ihm und sagte: „Nummer dreißig soll zum Direktor kommen."

Er fügte noch leise einige Worte hinzu, und der Andere hob erstaunt den Kopf, öffnete den Mund, um die bezeichnete Nummer aufzurufen, besann sich dann aber, und schritt auf die Sträflinge zu, die auf einen Wink seiner Hand Halt machten.

Er stellte sich dicht vor den grauhaarigen Mann, räusperte sich, und sagte in einem sonderbaren, halb barschen, halb freundlichen Tone: „Sie sollen — hm — Du sollst zum Herrn Direktor herauf kommen; die Uebrigen treten ab in den Arbeitssaal."

Es mußte etwas Ungewöhnliches geschehen sein, und durch die Reihe der Sträflinge lief, wie der Hauch des Morgenwindes ein leises, ganz leises Murmeln; bei Leibe kein Murren, sondern nur ein scheuer Ausdruck des Nachdenkens. Der Aufseher hatte „Sie" gesagt — er hatte sich zwar sofort wieder verbessert, aber es war doch geschehen, und sicherlich nicht aus Zerstreutheit oder gar infolge eines absichtlichen Ueberschreitens des Zuchthausreglements.

Und sonderbar — auch dieses Murmeln wurde überhört.

Nur Derjenige, den es eigentlich betraf, verrieth mit keiner Regung sein Erstaunen. Er trat stumm aus der Reihe und gesellte sich zu dem ersten Beamten, indem er ebenfalls der Vorschrift gemäß einige Schritte vor denselben hintrat, um das „Kehrt, marsch" zu erwarten, und sich dann unter den Augen des Wächters vorwärts zu bewegen.

Aber auch hier geschah etwas Merkwürdiges; der Beamte winkte ihn an seine Seite, und schritt neben ihm

her, fast als wenn er mit seines Gleichen ginge. Nur „fast", nicht ganz ebenso, denn er blickte gerade aus, und verschluckte hastig einige Worte, die ihm offenbar auf der Zunge schwebten. —

Der Direktor stand bei dem Eintritt des Sträflings neben seinem Schreibtisch, auf welchem ein Aktenstück und ein großes offenes Schreiben lag.

Seine hohe, straffe Gestalt und der kurz gehaltene graue Schnurrbart verriethen auf den ersten Blick den alten Militär, und die Züge seines Gesichts hatten infolge der langjährigen Handhabung einer eisernen Disziplin fast eherne Formen angenommen.

Aber aus seinen ruhigen grauen Augen redete doch noch eine andere Sprache, die wohl selten genug zum Ausdruck gelangen mochte, die aber dennoch in ihrer stummen Beredtsamkeit — manchmal gewiß unbewußt — einen Weg zu den harten Verbrecherherzen gefunden hatte.

Herr v. Feldern wartete, bis der Beamte wieder abgetreten war; er liebte es, mit seinen Gefangenen unter vier Augen zu verhandeln, und hatte diese Gewohnheit auch nicht aufgegeben, seit vor Jahren ein verbitterter Sträfling bei solcher Gelegenheit die Hand gegen ihn aufzuheben gewagt hatte.

Nummer dreißig stand vor dem Manne, von dessen Wohlwollen das kärgliche Glück seines elenden Daseins abhing, in derselben theilnahmlosen Haltung, die er draußen zur Schau getragen hatte; er legte seine Hände nur vorschriftsmäßig an die Nähte der grauen Beinkleider, und senkte die Augen auf den Boden.

„Sehen Sie mich an, Klaus Bode," sagte der Direktor nach einer kurzen Pause tiefen Schweigens.

Der zum ersten Male seit langen Jahren mit seinem bürgerlichen Namen angeredete Mann zuckte zusammen und hob dann die tiefliegenden Augen zu seinem Vorgesetz-

ten. Er mochte seinen Ohren nicht trauen, und es war ihm, als ob eine längst vergessene Erinnerung wieder in ihm aufwache und mit leiser Hand an die Pforte seines verschlossenen Herzens poche. „Klaus Bode," so war er einmal vor vielen, vielen Jahren zum letzten Male genannt worden, als man ihn in das Journal der Anstalt eintrug — seitdem nicht mehr.

Der Direktor legte seine Hand auf die Akten. „Sie sind vor fünfundzwanzig Jahren wegen Todtschlag, begangen an dem Kaufmann Heidrich in Hegenau, zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt worden, und haben bis zum heutigen Tage diese Strafe in der hiesigen Anstalt verbüßt. Sie sind jetzt sechsundfünfzig Jahre alt und haben sich tadellos geführt."

Der Sprechende schwieg einen Augenblick und blickte vor sich nieder; er erwartete offenbar keine Antwort, und Klaus Bode dachte auch gar nicht daran, eine solche zu ertheilen. Was vor seiner Einlieferung geschehen, oder vielleicht auch nicht geschehen war, das stand ja in den Akten, und war mit dem letzten Federstrich unweigerlich abgeschlossen, seit jenem Tage aber lebte der Sträfling unter beständiger Aufsicht, man kannte jede Bewegung seiner Hand und jedes Zucken seiner Augenwimpern, es gab nichts, gar nichts, wonach er hätte gefragt werden können, es müßten denn seine Gedanken gewesen sein — und wer frug nach seinen Gedanken?

„Sie haben sich musterhaft geführt," fuhr der Direktor fort, „und es ist aus diesem Grunde über Sie an höchster Stelle berichtet worden. Es ist Ihnen vielleicht bekannt, daß sich in unserem Königshause ein freudiges Ereigniß vollzogen hat —"

Der alte Herr unterbrach sich unwillkürlich, und um seine Lippen glitt ein mitleidiges Lächeln; er dachte daran, daß solche Ereignisse den Sträflingen aus Barmherzigkeit

vorenthalten zu werden pflegen, damit keine unnützen Hoffnungen aufkeimen.

„Nein, das können Sie wohl nicht wissen," fuhr er fort und fügte rascher hinzu: „Sie dürfen sich dort auf jenen Stuhl setzen, Klaus Bode."

Dem Sträfling brauste das Blut vor den Ohren. Die Nennung seines Namens, die ungewöhnliche Anrede mit „Sie", die Erwähnung eines Berichtes, das kam Alles so plötzlich zusammen.

„Mein Gott — mein Gott —" sagte er leise.

Er hätte einen Blick auf das offene Schreiben werfen mögen, das ganz in seiner Nähe auf dem Schreibtisch lag, aber die eiserne Disziplin war ihm zu sehr in Fleisch und Blut übergegangen, und auch den angebotenen Stuhl würde er nicht zu nehmen gewagt haben, aber er vermochte sich nicht mehr auf den Füßen zu halten.

Der Direktor durchmaß langsam das Zimmer. Er sah die ungeheuere Aufregung des Sträflings, den jähen Uebergang aus stumpfer Gleichgiltigkeit in athemlose Spannung, und er begann ernstlich für dieses arme geknechtete Hirn zu fürchten.

„Sie ahnen vielleicht," sagte er noch gemessener als zuvor, „was ich Ihnen mitzutheilen habe, und ich bitte Sie, es mit Fassung zu hören. Seine Majestät unser allergnädigster König haben geruht — Sie — Klaus Bode — vollständig — zu — begnadigen."

Da war es heraus.

Der alte Sträfling griff mit den Händen in die Luft und stöhnte. Dann erhob er sich, reckte sich hoch und immer höher auf und fiel plötzlich mit einem rauhen, zwischen Lachen und Weinen schwankenden Laut vor seinem Direktor auf die Kniee.

„Herr Direktor," stammelte er mühsam mit gefalteten Händen, „Herr Direktor — das habe — ich — Ihnen zu verdanken! Wie soll ich das gut machen!"

Herr v. Feldern trat fast erschrocken vor diesem elementaren Ausbruch einen Schritt zurück, und hob abwehrend die Hand.

„Ruhig, Mann, so stehen Sie doch auf! Knieen Sie vor Gott, aber nicht vor Menschen!“ Und dann, als Jener noch immer unbeweglich liegen blieb, richtete er sich stramm auf und kommandirte: „Nummer dreißig, in Ordnung!“

Da stand Klaus Bode auf.

Der Direktor strich sich mit der Hand über das Gesicht und trat dicht vor den Begnadigten hin.

„Ich habe Sie zum letzten Male mit Ihrer Nummer genannt,“ sagte er ernst, „Sie kehren von diesem Augenblick ab in die menschliche Gesellschaft zurück. Es ist nicht mein Verdienst, und den Dank dafür muß ich zurückweisen, aber bleiben Sie dessen eingedenk, Klaus Bode, daß es auch nicht Ihr Recht gewesen ist, sondern eine Gnade. Denn nicht nur nach dem Buchstaben des Gesetzes, sondern auch nach den Anschauungen der menschlichen Gesellschaft sollten Sie das an einem Menschenleben begangene Verbrechen mit dem bürgerlichen Tode sühnen, das heißt mit anderen Worten, Sie sollten zwischen den Mauern dieses Hauses sterben. Man hat Sie dem Leben zurückgegeben, Klaus Bode, und ich bin wahrlich der Letzte, Ihnen dieses Geschenk zu mißgönnen, oder das Selbstgefühl, welches vor allen Dingen in Ihnen geweckt werden muß, zu ersticken, aber bleiben Sie eingedenk, daß der Rest Ihrer Schuld nur durch ein neues Leben beglichen, und der Dank gegen Ihren König nur durch treue Erfüllung aller staatsbürgerlichen Pflichten abgetragen werden kann. Und nun wünsche ich Ihnen Glück zu Ihrer Freiheit!“

Der Direktor reichte dem entlassenen Zuchthäusler die Hand, und dieser nahm sie zögernd an. Der erste Taumel war verflogen, er neigte wieder gewohnheitsmäßig den

Kopf nach vorne, und durch sein Hirn flutheten die Gedanken im wilden Zwiespalt.

Man hatte ihm zwar die Freiheit gegeben, aber es sollte ein unverdientes Geschenk sein, und nur ein halbes. Er sollte weiter gehen durch das Leben mit einer Last, er sollte an keiner Gefängnißmauer vorbeischreiten ohne den Gedanken, daß er von Gottes und Rechtswegen da hineingehöre, und nur dem Thiere gleiche, das man in Freiheit dressirt vorführt. Und mit diesem Gefühl sollte er ein neues Leben beginnen. Er wäre dem Direktor dankbar gewesen, wenn dieser von einer vollendeten Sühne seiner That gesprochen und ihn auf diese Weise auch moralisch der Menschheit zurückgegeben hätte; die neue Ermahnung nach fünfundzwanzigjähriger Buße that weh.

Und dann bedachte er wieder, daß bei einer lebenslänglichen Strafe die vollkommene Sühne erst mit dem Tode eintreten und jede Abkürzung nur im Wege der Gnade erfolgen könne, und er begann schon jetzt sich vor der Zukunft zu fürchten.

Der Direktor unterbrach ihn in seinem Grübeln mit der Frage, was er jetzt zu beginnen gedächte.

„Ich weiß es nicht," sagte Klaus Bode vor sich hinstarrend. „Ich habe im Zuchthaus nur Wolle gesponnen, ich weiß nicht, ob das da draußen auch eine ehrliche Arbeit ist."

Herr v. Feldern wandte sich nach den Fenster und ein schmerzlicher Zug glitt über sein Gesicht.

„Sie haben, so lange ich diese Anstalt leite, keine Briefe erhalten," fuhr er fort, „besitzen Sie überhaupt noch Angehörige?"

„Ich weiß es nicht," entgegnete der alte Mann wie zuvor. „Als ich verurtheilt wurde, hatte ich eine Frau und" — dann brach er plötzlich ab. „Wenn meine Frau noch lebt, Herr Direktor, wird sie nichts mehr von mir

wissen wollen, sie würde mir sonst wohl 'mal einen Brief geschickt haben."

„Aber Sie haben auch niemals an Ihre Frau geschrieben," warf Jener ein.

„Was sollte ich denn schreiben, Herr Direktor? Daß es mir gut ginge? Man hat mich ja nicht schlecht behandelt, aber das wäre doch wohl eine Lüge gewesen. Und Leid wird wohl genug über sie gekommen sein, da brauchte sie meine Klagen nicht auch noch zu hören. Klagen werden ja auch aus diesen Mauern gar nicht herausgelassen. Wenn eine Revision kommt, und man uns fragt, ob wir etwas anzubringen hätten, so müssen wir antworten: ‚Zu Befehl, nein.' Das steht wohl nicht gerade in dem Reglement, aber es ist nun einmal so."

Klaus Bode sagte das Alles in einem vollkommen ruhigen, beinahe unterwürfigen Tone, und dann fügte er hinzu: „Wann werde ich denn entlassen, Herr Direktor?"

„Sie sind von diesem Augenblick an frei," entgegnete der Direktor. „Aber es wird noch einiger Formalitäten bedürfen, es muß Ihr Ueberverdienst berechnet werden, und dann —"

Sein Auge schweifte durch das Fenster und sah in die tiefstehende Sonne.

Bode war seinem Blick gefolgt und bemerkte schüchtern: „Wenn Sie es nicht übel nehmen, Herr Direktor, so hätte ich eine Bitte. Es klingt wohl sonderbar, wenn man fünfundzwanzig Jahre gesessen hat, aber ich möchte diese Nacht gern noch hier in meinem Bette schlafen. Es wird Abend werden, bevor ich fortkann, und ich weiß hier in der Gegend nicht Bescheid. Ich weiß ja nicht einmal, wie weit es bis zum nächsten Dorfe ist, und wo der Weg hinführt . . ."

Der Direktor fühlte, daß es ihm eiskalt über den Rücken lief.

Er hatte sich niemals mit voller Klarheit vergegenwärtigt, was es eigentlich bedeutet, wenn man einen Menschen fast ein Menschenalter hindurch an einem Orte festhält, ihm die nächsten und natürlichsten Beziehungen zu seiner Umgebung abschneidet, und ihn dann wieder hinausstoßt mit dem Verlangen, dort anzufangen, wo er vor so unendlich langer Zeit aufgehört hatte.

Die in ihrer unbeholfenen Schlichtheit erschütternden Worte des Sträflings sprachen deutlicher als die längsten Reden, welche jemals in Gefängnißvereinen gehalten worden sind, und Herr v. Feldern winkte mit der Hand.

„Es mag sein," sagte er; „es ist gegen die Zuchthausordnung, aber ich will das verantworten."

Und als sich die Thür hinter dem Sträfling geschlossen hatte, setzte sich der Direktor an seinen Schreibtisch und stützte wie ein recht müder Mann den Kopf in die Hände.

Er spürte die Last seiner Stellung und sehnte sich zum ersten Male ihrer ledig zu sein.

— — — — — — — — — — — —

Klaus Bode ging hinüber in den Arbeitssaal und stellte sich an seinen gewohnten Platz. Er nahm sein Arbeitspensum vor und begann es wie sonst zu erledigen. Die Unterhaltung mit dem Direktor hatte etwa eine halbe Stunde gewährt, und die Hände des alten Mannes regten sich emsiger, als wenn sie in langer Gewohnheit das Versäumte nachholen wollten.

Die Thatsache der Begnadigung war wie ein Blitz durch die Anstalt gelaufen, selbst die Sträflinge wußten davon, und die Meisten betrachteten ihren glücklichen Genossen mit heimlichen Neid; in einzelnen, noch nicht völlig getrübten Augen glimmte es auch wohl wie ein Strahl der Theilnahme.

Der Aufseher trat heran und sagte leise: „Sie brauchen nicht mehr zu arbeiten, Bode," aber der Angeredete schüttelte den Kopf und entgegnete ebenso:

„Lassen Sie mich, Herr Inspektor, ich bitte darum; das ist ja die erste freie Arbeit; sie macht mir Freude."

So ließ man ihn gewähren.

Dann kam das gemeinsame Abendessen, und zuletzt die den Schluß der Woche bildende Andacht, denn es war ein Sonnabend.

Klaus Bode saß an seinem gewöhnlichen, mit Nro. 30 bezeichneten Platze im Betsaal; er hielt die Hände gefaltet, aber die Worte des Geistlichen glitten an seinen Ohren vorüber.

„Gott — Gott —" sagte er zuweilen leise; nicht mehr und nicht weniger, aber es war doch wohl ein Gebet, oder wenigstens das Tasten nach einem solchen. Und dann horchte er plötzlich auf. Der Prediger erwähnte des Begnadigten und betete für ihn und für seine Zukunft.

Da schlug Klaus Bode die Hände vor das Gesicht und brach in Thränen aus.

Dann kam zuletzt die Nacht. Es war in Waldburg die Einzelhaft noch nicht eingeführt; die Sträflinge schliefen gemeinschaftlich in großen Sälen, und die eisernen Bettstellen standen so dicht nebeneinander, daß ihre Insassen sich ganz leise miteinander unterhalten konnten, sobald die Aufseher eingeschlafen waren.

Für gewöhnlich geschah das selten, denn die vorgeschriebenen sieben Stunden reichten nur gerade aus, um die Kräfte für den folgenden Tag nothdürftig zu stärken, aber der Sonntag brachte mehr Ruhe, und die vorhergehende Nacht wurde daher gerne benutzt, um das tief in die menschliche Natur gelegte Bedürfniß nach Mittheilung zu befriedigen.

Klaus Bode's Nachbar Nummer neunundzwanzig, der zugleich mit ihm in der Kolonne arbeitete, war ein verhältnißmäßig junger Mensch, der wegen Falschmünzerei, Einbruch und andere Missethaten eine Zuchthausstrafe von

zehn Jahren zu verbüßen hatte. Er war von Haus aus Kupferstecher und hatte sich vorzugsweise mit dem Anfertigen falschen Papiergeldes beschäftigt. Fünf Jahre lagen bereits hinter ihm, und in seinem dreiunddreißigsten Lebensjahr sollten sich ihm die Pforten des Zuchthauses öffnen.

Er war zu Klaus Bode in eine Art Freundschaftsverhältniß getreten und hatte ihm gelegentlich allerlei interessante Mittheilungen gemacht; Nummer dreißig saß ja lebenslänglich und kam niemals wieder heraus, da konnte er die ihm anvertrauten Geheimnisse nicht mißbrauchen, und Nummer neunundzwanzig war doch nicht gezwungen, sie zehn lange Jahre mit sich allein herumzutragen.

Nun war es doch anders gekommen.

Die Lampen im Schlafsaal waren ausgelöscht, das tiefe Athmen der Aufseher verrieth hinreichende Sicherheit, und ringsum erhob sich ein Wispern und Flüstern, leiser und vorsichtiger als das Huschen der Maus auf dem Estrich.

Nummer neunundzwanzig warf sich unruhig auf seinem Strohsack herum und kratzte mit dem Nagel an dem Eisen der Bettstelle; das war das Zeichen einer beabsichtigten Unterhaltung.

„Klaus," sagte er dann leise, als Jener den Kopf wandte, „es ist ja Alles gelogen gewesen, was ich Dir erzählt habe, das mit den versteckten Papierscheinen und das Uebrige. Denk' nicht mehr daran, wenn Du draußen bist."

„Ich habe an Anderes zu denken," lautete die Antwort.

Das klang zwar beruhigend, aber das Mißtrauen des Verbrechers war einmal rege. „Es ist nicht Alles gelogen," fuhr er vorsichtig fort, „aber ich bin nicht so dumm gewesen, Dir den richtigen Platz anzugeben; das kannst Du Dir wohl denken."

„Ja, das kann ich mir denken, Hans."

„Ich komme nach fünf Jahren heraus, vielleicht schon früher," zischelte es herüber. „Wenn Du was verrathen

wirst, Klaus, dann gehe ich hin und zeige an, daß es gar kein Todtschlag gewesen ist, den Du begangen hast, sondern —"

„Still!" sagte Bode fast heftig, „sprich nicht davon, ich fürchte mich. Ich will Dir Alles versprechen, aber Du mußt auch schweigen, denn daß Du mich mit den Scheinen belogen hast, glaube ich Dir nicht."

„Ich könnte das Andere auch zu Protokoll geben," fuhr der Fälscher fort. „Aber wir werden uns gegenseitig nicht verrathen, wollen gute Freunde bleiben, und hernach läßt sich vielleicht gemeinsam was ausführen."

Er reichte seine Hand herüber, aber Klaus Bode schob sie zurück.

„Ich will ein ehrlicher Mensch werden, Hans."

Da lachte der Verbrecher leise.

Es war ein grauenhaftes Kichern, aber es lag in diesem aus der Tiefe heraufkommenden und durch die Bettdecke halb erstickten Laut wohl weniger die Verworfenheit einer Menschenseele, als jene trostlose Verzweiflung, die sich des ewigen Brandmals bewußt ist, und die den Glauben an eine rettende Hand verloren hat.

„Narr," sagte er, „sie schreiben es ja doch in die Akten, und rufen es hinaus in die Welt. Und wenn die Akten 'mal auf die Walkmühle kommen, dann bist Du längst todt."

Das Wispern im Saale war allmälig verstummt, und Nummer neunundzwanzig legte sich auf die Seite, um zu schlafen.

Klaus Bode aber saß aufrecht in seinem Bette und hielt den Kopf in die Hände gestützt.

Es ging ihm immer wieder jenes eine Wort durch den Sinn von den Akten, in denen Alles aufgeschrieben steht. —

Wir sind geneigt, an die höchsten und heiligsten Dinge den Maßstab unserer eigenen unvollkommenen Verhältnisse

zu legen, und wir reden gerne, wenn auch nur bildlich von dem Schuldbuch, das unser dereinstiger Richter über die Sünden der Menschheit führt. Aber wir glauben auch, daß die göttliche Barmherzigkeit für jede gute Handlung, die in unserem „Haben" eingetragen wird, in dem „Soll" einen reichlichen Posten löscht, und wir hoffen, daß dieser Glaube kein Wahn ist. Ach, wenn wir doch im Stande wären, in gleicher Weise das Konto unserer Mitmenschen zu entlasten, wie unendlich viel Kummer und Leid, und welche Legion Verbrechen, die unter dem Druck der Schande begangen werden, vermöchten wir alsdann aus der Welt zu schaffen; welcher gewaltige Schritt zur Veredlung der Menschheit wäre geschehen, wenn in den Spuren der Gnade die Liebe, und in den Fußstapfen der Strafe die Sühne und das Vergessen ginge!

— — — — — — — — — — — —

Das graue blasse Morgenlicht dämmerte allmälig durch die hohen vergitterten Fenster des Schlafsaales herein; die Sonne brachte an dem ihm geweihten Tage den hier versammelten Unglücklichen die Erlaubniß, eine Stunde länger zu schlafen, als sonst, und sie schliefen Alle; sie brachte Einem unter ihnen die Freiheit, und dieser Eine saß von Grauen geschüttelt schlaflos auf seinem Lager.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Sommernachtstraum.

Novellette

von

Carl Ed. Klopfer.

Mit Illustrationen von E. Kepler.

(Nachdruck verboten.)

1.

An einem prächtigen Augustnachmittag verließ eine junge Dame an der Endstation der Sekundärbahn den Zug, inmitten einiger Bauersleute, die von einem entfernten Markte heimkehrten. Die schöne Erscheinung, die ungeachtet des einfachsten Anzuges vollkommene Eleganz verrieth, erregte unter den paar ländlichen Passagieren begreifliches Aufsehen; eine Städterin war ja ein halbes Wunder in diesem weltvergessenen Winkel, der trotz seiner lieblichen Lage kaum einmal im Jahr einen versprengten Touristen sah.

Die Dame blickte sich mit kindlicher Fröhlichkeit um; die idyllische Landschaft ringsum schien sie ebenso sehr zu erheitern, wie die Neugierde auf den Bauerngesichtern. Man merkte ihr an, daß sie diesen abgelegenen Ort zum ersten Male betrat.

Hart an dem Bahnhof, der mit seinen einfachen Bretterwänden mehr einem Schuppen glich, hielt ein Korbwägelchen mit ledergepolstertem Kutschersitz. Ein hochgewachsener,

kräftiger junger Mann stand neben dem Pferde an der Deichsel.

„Grüß' Gott, Hans!" begrüßten ihn die aussteigenden

Bauern. Er nickte ihnen flüchtig zu, hatte aber keine Zeit, einigen herzutretenden Fragern Antwort zu geben, denn sobald er die Dame gewahrte, ging er ihr entgegen.

„Frau Kuhn, nicht wahr?" fragte er mit einer gewissen unbeholfenen Höflichkeit und lüftete den Lodenhut.

„Die bin ich," entgegnete die Angesprochene munter. „Sie sind von der ‚Goldenen Sonne' in Buchdorf?"

„Freilich. Bitte, steigen Sie ein, gnädige Frau!" Damit half er ihr auf den Ledersitz hinauf und hob dann den kleinen Koffer, den ein Bahndiener eben herbeitrug, auf das anspruchslose Fuhrwerk.

Frau Kuhn betrachtete ihren Platz anfangs mit komischer Verblüffung, denn sie sah ein, daß sie denselben mit ihrem Kutscher theilen mußte. Aber dann schien sie geneigt, diesen Umstand mit dem Humor einer vorurtheilsfreien Seele aufzunehmen, um so mehr, als sie gewahrte, mit welch' ehrerbietiger Scheu der schmucke Bursche seinen Sitz einnahm und sich hart in die Ecke drückte, um ihre Schulter nicht zu berühren. Mit einem leisen Zungenschlag eiferte er sein Rößlein an, und dahin ging's in einem Trab, der die schwüle Luft in angenehme Bewegung brachte.

Die Dame sah bald auf den prächtigen Pferdelenker an ihrer Seite, dessen Aeußeres und geschickte Kraft ihr wohl gefallen mußten, bald hinaus in die herrliche Gegend, über die Berge und die sonnenbestrahlten Felder und Wiesen, deren Duft sie mit dem Behagen Desjenigen einsog, der sich aus beengenden Fesseln befreit hat, um sich in vollster Ungebundenheit am Genusse der frischen, reinen Natur zu erquicken.

Ja, Natur, Natur! Das war es, was Frau Valeska Kuhn jetzt mit stürmischer Sehnsucht erstrebte. Ihr ekelte vor der verkünstelten Atmosphäre, in welcher sie bisher hatte leben müssen. Schon von Kind auf verwaist, hatte man ihr eine hochmoderne Erziehung angedeihen lassen, sie durch alle rauschenden und doch so hohlen Vergnügungen der eleganten Welt gejagt, um sie schließlich — da das Fräulein Valeska v. Streben keine Mitgift besaß — an einen reichen Bankier zu verheirathen. Sie war glänzend versorgt, man beneidete sie um das „große Glück", das sie

gemacht hatte, und weder der Vormund noch sonst Jemand aus der näheren und entfernteren Verwandtschaft kam auf den Gedanken, sich die Frage vorzulegen, ob das Herz der kaum Achtzehnjährigen in dieser Vernunftehe sein Genügen fand.

Als sie aber im letzten Winter Wittwe geworden war, da nahm man es ihr allenthalben sehr übel, daß sie sich in ihrer naiven Ehrlichkeit so wenig Mühe gab, die gramgebeugte Untröstliche zu spielen, daß sie ohne komödiantenhafte Trauer die Befriedigung über das Ereigniß zeigte, das sie von einem allmälig geradezu gehaßten Gatten befreit hatte. Als ihr die wohlgesittete Verwandtschaft darüber Vorwürfe machte, da brach ihr ganzer Groll gegen die verlogene Sippe aus, sie schleuderte gegen ihren Vormund die Anklage, ihr Leben vergiftet zu haben durch die Heirath, zu der er sie in ihrer Unerfahrenheit überredet hatte, und sagte den Herrschaften auch so kräftig ihre Meinung über den ewigen Trug, in dem man sie erzogen, daß ein Bruch unvermeidlich wurde. Jetzt, wo sie gänzlich unabhängig war, jetzt wollte sie das Vermögen, das ihr der Verstorbene als Kaufpreis für die sechs Jahre ihrer blühendsten Jugend hinterlassen hatte, wenigstens dazu benützen, sich die Freiheit nach Belieben auszuschmücken.

Den Juni und die erste Hälfte des Juli brachte sie in einem vornehmen Badeort am Rhein zu, wo sich ihr unvermutheter Weise ein Vetter näherte, der dort als Lieutenant in Garnison lag. Zu ihrem Aerger sah sie sich nun abermals in jene parfürmirte Geselligkeit gezogen, die ihr so gründlich verhaßt war. In einer unwirschen Laune beleidigte sie den Vetter, der ihr sonst sehr wohl gefiel, und machte sich ohne Abschied davon. Zwei Wochen zog sie von Stadt zu Stadt, müde wie einer jener verdrießlich aussehenden englischen Touristen, die man gerne fragen möchte, wozu sie denn überhaupt reisen, da ihnen das doch eine Qual zu sein scheine.

In einem Hotelzimmer fand sie zufällig eine liegen gebliebene Generalstabskarte der betreffenden Umgegend. Da kam ihr ein guter Einfall. Sie suchte ein winziges Dörfchen auf der Karte, so recht versteckt in einem Gebirgsthal, an einem kleinen See, wohin keine Bahn führte, schlug in dem beigegebenen Verzeichniß nach, um ein Wirthshaus der kleinen Ortschaft zu erkunden, und schrieb dann dorthin. Zwei Tage später entließ sie ihre Gesellschafterin, die sie bis zum Ueberdruß fade fand, schickte den größten Theil ihres Gepäckes an ihren Spediteur in der Residenz und machte sich auf nach dem einsamen Erdenwinkel, in welchem sie als Märtyrerin der Gesellschaftslüge Ruhe suchen wollte.

Und siehe da, sobald sie nur allein war und den Gedanken ausbaute, sich so recht innig in die erfrischende Natur zu versenken, da fühlte sie sich wie verwandelt. Die vierundzwanzigjährige Frau gewann den goldenen Frohmuth der Backfischjahre zurück, freute sich kindlich über den Sonnenstrahl, das Waldesgrün und das Himmelsblau, als genieße sie das Alles erst jetzt zuerst in ihrem Leben, und fand ihren so rasch verwirklichten Einfall immer ausgezeichneter.

Wahrhaftig, ihr schien dieses weltabgeschiedene Fleckchen Erde mit seinem Frieden wie ein besonders für sie erschaffenes Kinderparadies. So rein war ihr noch nirgends der Horizont, so würzig noch nirgends der Blumenduft und der Harzgeruch erschienen. Da hier die Straße etwas bergan stieg, sprang ihr Begleiter ab und ging, die Zügel in der Hand, nebenher, um's dem Pferde leichter zu machen. Während er so langsam dahinschritt, in der sauberen, einfachen Lodenjoppe so schmuck aussehend, da hatte Frau Kuhn erst so eigentlich Gelegenheit, sich an diesem hübschen Naturburschen zu erfreuen. Das war doch wirklich einmal ein echter Mann! An dem war nichts Verfälschtes, Gekünsteltes, der dachte ehrlich und sprach so, wie er dachte,

war ebensowenig ein lächelnder Geck, als ein blasirter Schöngeist, trug sein hübsches, sonnverbranntes Gesicht mit der stolzen Würde eines freien Jünglings und wußte nichts von kleinlicher Eitelkeit, von fadem Salongeschwätz und der puppenhaften Unnatur der gesellschaftlich Gedrillten.

Da empfand Valeska plötzlich Lust, ihn anzusprechen.

„Hört einmal, Ihr — ich glaube, man nannte Euch Hans?"

„Ja, so heiß' ich," gab er zurück, unbefangen, zuvorkommend und bündig, wie sie sich lächelnd gestehen mußte.

„Und wie noch?"

„Buchmoser."

„Der Name gefällt mir, er ist kerndeutsch, urwüchsig und athmet eine gewisse Kraft. Ihr dient in der ‚Goldenen Sonne'?"

„Der Sonnenwirth ist mein Vater."

Frau Kuhn nickte mit einer Befriedigung, über die sie sich keine Rechenschaft gab. Das Zwiegespräch wurde lebhafter. Hans zeigte dabei eine überraschende Intelligenz, die Valeska's erstes günstiges Urtheil über ihn keineswegs abschwächte. Er erzählte von seinem Leben beim Militär, wo er's bis zum Unteroffizier gebracht hatte. Als sie ihn fragte, wie er bei einer blos dreijährigen Dienstzeit habe Unteroffizier werden können, erwähnte er ganz nebenbei, daß er einen Offizier vom Ertrinken gerettet habe; er verwahre die goldene Rettungsmedaille bei den übrigen Dokumenten seiner Militärjahre. Auf weitere Fragen hin berichtete er auch, daß ihm sein Oberst einen Freiplatz auf der landwirthschaftlichen Schule der Residenz habe verschaffen wollen, daß er das aber habe ausschlagen müssen, da sein alter Vater ihn nicht entbehren könne bei der Oberaufsicht über seine Wirthschaft.

Je länger sie sich mit ihm unterhielt, desto mehr vertiefte sich Frau Valeska's Interesse. „Das ist ein echter

Mann!" sagte sie sich abermals, und gereichte es ihr schon zur Genugthuung, gleich beim Eintritt in diese idyllische Gebirgseinsamkeit das lang ersehnte Ideal eines Naturmenschen getroffen zu haben, so freute sie sich noch mehr an dem Gedanken, daß sie in dem Sohn ihres Wirthes, bei dem sie Quartier bestellt hatte, für den ganzen Sommeraufenthalt einen wackeren, wahrlich hoch willkommenen Gesellschafter gefunden hatte.

Aber — warum am Ende denn nur für den Sommer? Was hinderte sie denn, auch den Winter in diesem reizenden Versteck zuzubringen, wenn es ihr gefiel?

Sie lehnte sich lächelnd zurück, mit kindlichem Wohlgefühl das süße Bewußtsein ihrer Ungebundenheit genießend. O, was waren ihre Standesgenossen doch für abgeschmackte, lächerliche Thoren! Und sie selbst, hatte sie nicht stets Phantomen nachgejagt, wenn sie sich einmal ein sogenanntes Glück hatte ausmalen wollen? Glück und Frieden waren ja für Den, der's verstand, mit Händen zu greifen auf dieser wunderschönen Welt!

„Hans Buchmoser," sagte sie fröhlich, „Ihr gefallt mir sehr gut!"

Sie hätte jetzt durchaus nicht eingesehen, warum sie das hätte verschweigen sollen, was ihr durch den Kopf ging. Der brave Hans war doch wahrlich kein eingebildetes Herrchen, mit dem man die übliche Gesellschaftskomödie zu spielen brauchte. —

Als sie die Höhe herabfuhren in das liebreizende Thal, in welchem Buchdorf lag, da waren die elegante Frau aus der besten Gesellschaft und der schmucke Bauernsohn bereits erklärte Freunde geworden. Daß sie in seinem Vater, dem alten Sonnenwirth Ulrich Buchmoser, das Urbild eines gesunden, ehrlichen Gebirglers traf, und daß sie sich in ihrem sauberen Stübchen in dem wohlbestellten Gasthofe mit der Aussicht über Wald und See und Berggelände so behag-

lich fühlte, wie noch nie — das war ihr jetzt Alles nur selbstverständlich. Als sie sich zur Ruhe begab, geschah es mit dem Vorsatz, die Stunden und Tage hinfort nicht mehr zu zählen, und alle die ihr jetzt so dumm erscheinenden Grillen, mit denen sie sich so lange geplagt hatte, für immer zu begraben. —

Am anderen Morgen erhob sie sich schon bei Tagesanbruch, strich im Hause umher, besuchte die Ställe, den Hühnerhof und endlich die Tenne, wo sie schon lange die kräftige, ruhige Stimme des jungen Buchmoser gehört hatte, wie er den Dreschern Anordnungen ertheilte. Sie begrüßte ihn mit einem herzlichen Handschlag und freute sich über das Lächeln und die freundschaftliche Wärme, mit der er ihr einen guten Morgen wünschte. Er führte sie durch alle Wirthschaftsgebäude, erklärte ihr Alles in seiner knappen, stets den Nagel auf den Kopf treffenden Art, und machte ihr den Vorschlag, ihr am Nachmittag die Harzgewinnung und die Pechsiederei im Waldgebiet seines Vaters zu zeigen.

Sie willigte vergnügt ein. Hans erschien ihr heute, inmitten seines gesunden Wirkungskreises, noch zehnmal besser und auch hübscher als gestern.

Vor dem Mittagessen machte sie noch allein einen Rundgang durch das Dorf, den Friedhof, die Kirche und das nette Schulhaus zu besichtigen. Mit dem Schullehrer Hübler, einem braven, gebildeten, etwas redseligen Alten, schloß sie im Handumdrehen Bekanntschaft. Der gute Mann stellte ihr sein liebliches Töchterlein Apollonia vor, das ihm seit dem Heimgang der Mutter die Wirthschaft führte, zeigte ihr eine Käfersammlung und ein paar alte Scharteken, welche sein ganzes Erdenglück bildeten. Als er erfuhr, daß sie in der „Goldenen Sonne" wohnte, sprach er sofort von Hans, und Valeska merkte auch gleich, daß er damit einen Lieblingsgegenstand berührte. Was wußte er über den Burschen Alles zu sagen! Wenn's nach ihm ging, so war das der

vollkommenste Mensch auf der Erde. Er erzählte, wie Hans sein bester Schüler gewesen und nicht blos in den Bubenjahren, daß er heute noch manchen Abend bei ihm zubringe und sich wißbegierig über Geschichte, Geographie und durch manch schönes Unterhaltungsbuch belehren lasse. Ja, gewiß, der junge Buchmoser sei der Gescheidteste auf Meilen im Umkreis und wohl noch weiter, und darum genieße er auch ein Ansehen wie sonst Keiner (den Schulzen nicht ausgenommen), ein Jeder sei ihm von ganzem Herzen gut und ziehe ihn bei allen möglichen Gelegenheiten zu Rathe. Der Hans sei ein Bursch, der auch in der Stadt gut fortkommen würde; es habe auch nur von ihm abgehangen, dort sein Glück zu begründen. Und jetzt erzählte der gesprächige Hübler die Geschichte mit dem Offizier, den Hans bei einer Kahnfahrt mit Lebensgefahr aus dem Wasser gezogen hatte, und von den Projekten seines Obersten und noch eine Menge anderer Sachen, die seinem Liebling zur Ehre gereichten.

Valeska hörte lächelnd zu, es schien ihr außerordentliches Vergnügen zu bereiten, von ihrem ländlichen Helden sprechen zu hören.

Am Nachmittag durchwandelte sie an der Seite des so Vielgerühmten den wunderschönen Nadelwald und hörte seinen Worten mit noch höherem Interesse zu, als denen des Lehrers. Dann belustigte es sie, ihn in Verlegenheit zu setzen, indem sie ihm die Lobreden des alten Hübler haarklein wiederholte.

Wie er roth wurde unter der braunen Haut, wie er den buschigen blonden Schnurrbart zwischen die blitzenden Zähne nahm und den Kopf auf den Schultern wiegte!

„Noch Eins, was ich mir vornahm!" begann sie dann, als er den ihm gespendeten Ruhm endlich mit Lachen auf sich sitzen ließ. „Es ist hier Alles so gemüthlich, patriarchalisch, es herrschen hier wahrhaft paradiesisch-naive Zustände,

in die ich mich von Herzen gerne hineinleben möchte. Wollt Ihr mir dies erleichtern — so nennt mich nicht mehr gnädige Frau, sondern redet mich einfach „Ihr" an, wie ich Euch. Ich möchte die Stadt auf so lange als möglich vergessen. Also einverstanden, Hans?"

„Gilt schon, wenn's Ihnen recht ist," schmunzelte er, ihr das feine Händchen drückend, das er gleich darauf mit komischem Kopfschütteln zu betrachten sich nicht enthalten konnte. „Ah, nix für ungut! Was Ihr doch für blühweiße Finger habt — und so — weich, wie ein Flaum!"

Sie zog die Hand erröthend aus der seinen und ging schweigend, ohne ihn anzusehen, neben ihm dahin. Er rang eine Weile nach Worten, dann blieb er plötzlich stehen.

„Hab' ich Euch beleidigt?" fragte er so sanft, wie es Valeska seiner Hünenbrust nie zugetraut hätte. „Es wär' nicht gerne geschehen und — meiner Seel' — ich wüßt' auch nicht recht, warum."

Da wandte sie sich ihm rasch zu und reichte ihm mit frischer Unmittelbarkeit beide Hände. „Das ist wahr," sagte sie herzlich. „Der Fehler läge auch an mir; es wäre eine Zimperlichkeit, die im Widerspruch stände mit meinem Vorsatz, die lächerlichen Manierirtheiten der Stadtdame abzuthun. Redet nur immer, wie Ihr denkt, so ist's mir am liebsten!" —

Die schöne Wittwe brachte nun fast den ganzen Tag mit dem Wirthssohne zu. Ob er sie mit seinem Kahn über den See ruderte, ob er mit ihr in den Bergen herumkletterte, wo er ihr auf gefahrvollen Wegen eine sichere Stütze bot — er war ihr gar bald unentbehrlich geworden. Sie fand Verstand und originelle Urtheilskraft, gepaart mit biederer Gesinnung in Allem, was er sagte. Und die Art, wie er das sagte, war ihr immer interessant. Zuweilen beschämte er sie sogar durch seine urwüchsigen, aber gerade darum vortrefflichen Anschauungen, die in manchen Dingen die ihrigen verbesserten.

Eine wundervolle Mondscheinnacht zu Ende des August erweckte in Valeska die romantische Grille einer nächtlichen Wasserfahrt. Hans willigte ein, wie immer, wenn die reizende Frau einen Vorschlag machte.

Mondschein, der auf sanft gekräuselten Wellen spielt und Wald und Flur und Bergesgipfel in zauberische Silberschleier hüllt, geheimnißvolles Geflüster lauer Zephyre im bebenden Laub und was eine Sommernacht sonst noch an Reizen bietet, ist oft ein seltsam gefährliches Ding für eine junge, poetisch schwärmende Frau, die an den Enttäuschungen ihrer bisherigen Lebenssphäre krankt.

Zu Anfang der Wasserparthie hatte sie gescherzt und gelacht, wie immer; dann war sie einsilbiger geworden, die ernste Schönheit rings umher, das sanfte Dämmerige in der Natur stimmte sie elegisch. In ihren Augen schimmerte es feucht, in ihrem Herzen quoll es auf — ein von ihr selbst nicht ganz begriffenes Sehnen.

Tief in Gedanken versunken tauchte sie ihre spielende Hand in die dunklen, hier und da im Mondlicht glitzernden Fluthen, welche der Kahn in lautlosem, langsamem Zug durchfurchte.

In ehrerbietigem Schweigen, das Auge auf sie geheftet, stand Hans hinten im Boot, die Ruder regierend; er glich so recht einem mittelalterlichen reckenhaften Helden, der in Herzenseinfalt und unerschütterlicher Vasallentreue seine Königin beschirmt, zu jeder Stunde bereit, Blut und Leben für die heimlich angebetete Huldin einzusetzen.

Von der Mitte des See's bis zum jenseitigen Ufer sprach Keines mehr ein Wort; sie lauschten wohl Beide der Stimme in ihrem Innern, die der mächtige Zauber dieser Mondnacht geweckt hatte.

Als das Gras des anderen Ufers sichtbar wurde, neigte Hans den Kopf mit fragendem Blick nach seiner schönen Gefährtin.

„Ja, legt nur an!" lispelte sie. Sie hatte ihn ver-

ſtanden. Das einlullende Schaukeln der Wogen erfüllte ſie jedoch nachgerade mit Bangen.

Hans lenkte das Fahrzeug mit einigen kräftigen Ruderſchlägen an den Strand. Dort ſprang er gewandt heraus und zog den Kahn näher an's Land. Während er noch beſchäftigt war, das Seil um einen nahen Baumſtamm zu ſchlingen, erhob ſich Valeska in Ungeduld und machte ſich bereit, aus dem Boot zu ſpringen. Als ſie aber eben das Füßchen auf den Rand geſetzt hatte, ſank das Schiffchen im weichen Grunde. Sie wankte und ſtieß, die Augen ſchließend, einen ängſtlichen Schrei aus, aber ſchon fing ſie ihr herkuliſcher Begleiter auf.*) Statt in's Waſſer oder in den Sumpf, fiel ſie in die Arme des Burſchen, der ſie ſpielend, wie eine Feder, emporhob und vollends an's Land trug. Valeska ſchwindelte noch, ſie klammerte ſich an ſeinen Hals, ſchmiegte ſich eng an ſeine breite Bruſt und — ſie wußte im nebelhaften Taumel nicht, war's ihre Schuld, indem ſie ſich herabneigte, oder zog er ſie ſanft hernieder — da berührten ſich Beider Lippen in einem langen Kuß.

Sie fühlte feſten Boden unter ihren Füßen und wand ſich los, aber da — jetzt wußte ſie, daß er allein der handelnde Theil war — da preßte er ſie mit einer neu aufwallenden Regung an ſich und erſtickte ſie ſchier mit ſeinen Liebkoſungen. Es koſtete ſie wirkliche Anſtrengung, ſich endlich loszureißen. Schwer athmend bog ſie den Kopf in den Nacken und ſchüttelte das halb aufgegangene Haar, während ſie die Hände auf die krampfhaft wogende Bruſt preßte. Hans beugte ſich nach einigen Sekunden zaghaft zu ihr herab.

„Seid Ihr mir bös?“ flüſterte er, nun wieder ſo zärtlich und flehend, wie ein ſanftmüthiges Kind.

Sie mußte lächeln. „Darf ich denn? Es hat ja am Ende — ſo kommen müſſen, Hans!“

---

*) S. das Titelbild.

Und da überließ sie ihm ihre Hände, die er mit einem halb unterdrückten Jubelruf an seine Lippen zog, als ergreife er Besitz von einem köstlichen Schatz, der ihm in dieser seligen Stunde geschenkt worden war.

„Aber jetzt — nach Hause!" sagte sie dann, den herabgefallenen Sommerhut wieder nothdürftig in ihrem Haar befestigend.

Hans wandte sich gehorsam nach dem gefesselten Boot, aber sie wollte von einer Rückfahrt nichts mehr wissen; sie fürchtete sich jetzt vor dem Wasser. So mußten sie den Umweg um den See machen.

Eine wohlige Müdigkeit befiel sie auf dem langen Wege. Sie hing sich fest an seinen Arm und ließ sich so, gegen seine Schulter gelehnt, halb tragen. Das mondbeglänzte Gras unter ihren Füßen erschien ihr wie ein weicher Teppich, den sie kaum berührte. Sie wäre so in ihrer süßen Traumbefangenheit wohl viele Stunden lang mit ihm dahingewandelt. Hans sprach fast gar nichts, er lauschte nur auf ihre Worte, die sie in abgebrochenen Sätzen, einem sanften Gedankenfluge folgend, über ihre Lippen fließen ließ — wie ein Kind, das mit märchenhaften Luftschlössern spielt.

Sie malte sich eine wunderholde Idylle aus: ein schmuckes Häuschen auf einem ausgedehnten Landgut, bewohnt von zwei überglücklichen Menschen, die nichts von der altklugen, schwatzenden und hastenden Welt da draußen wußten und nichts von dem Formentand, der die heiligsten Naturtriebe einzwängt, verbildet und verfälscht.

2.

Als Valeska am anderen Morgen erwachte, da summte ihr ein wenig das Köpfchen, als habe sie den Abend zuvor etwas zu viel Champagner genippt. Sie starrte mit großen Augen zur niedrigen Stubendecke empor und fuhr

plötzlich auf, von einem Gedanken erschreckt. Nach minutenlangem Sinnen machte sie eine trotzige Kopfbewegung.

„Warum nicht?" murmelte sie. „Wonach hab' ich zu fragen?"

Während des langsamen Ankleidens nickte sie wiederholt, als bestärke sie sich in großen Entschlüssen.

Mit einem Male lachte sie hell auf: „Was werden die lieben Verwandten sagen, der würdige Herr Vormund und die steifleinenen Basen und Vettern?" Und sie klatschte schadenfroh in die Hände. Jetzt war die alte Fröhlichkeit bei ihr wieder eingekehrt.

Als sie eine Stunde später die Treppe nach dem Hofe hinabstieg, trat ihr Hans entgegen. Er zog vor ihr den Hut und stotterte etwas Unzusammenhängendes, während er blutroth bis zu den Haarwurzeln wurde. Sie war anfangs nicht weniger verlegen, faßte sich aber bald und drückte ihm innig die Hand.

„Grüß Gott, mein Schatz," lächelte sie ihm zu „und bleib' mir gut! Doch jetzt fein still und verschwiegen, noch brauchen's die Spatzen auf den Dächern nicht zu pfeifen!" Sie legte die rosigen Finger an die Lippen, warf ihm dann damit einen schalkhaften Kuß zu und lief davon.

Das süße Liebesgeheimniß mit Hans war jetzt Valeska's Stolz und Freude. Nun fand sie sich ganz in dem reinen Naturzustande, nach welchem sie so gelechzt hatte; sie fühlte sich wahrhaft verjüngt. Wenn sie allein war, tanzte sie oft, lachte und trällerte wie ein übermüthiges Mädchen. Hans gegenüber aber fand sie es angemessen, eine vernünftige Würde an den Tag zu legen. Sie betrachtete ihn wie ein großes Kind, das sie leiten und erziehen mußte. Sie wußte, daß sie seine natürliche Leidenschaft nur dadurch beherrschen und ihn selbst gehorsam erhalten konnte. Sie setzte mit ihm die Streifzüge in die Umgegend fort, aber nun gab es keine Scherze und Neckereien mehr zwischen

ihnen. Wenn sie sich zur Rast hinsetzte, Blätter und Blumen im Schoß, aus denen sie Kränze und Sträuße wand, da kauerte der fromme Riese zu ihren Füßen wie ein gezähmter Bär.

Sie ließ ihn nicht viel zu Worte kommen, und er mochte ganz froh darüber sein, denn er verstand sich schlecht darauf, von seinen Herzensregungen zu sprechen. Er begnügte sich, ihr zuzuhören und zu Allem, was sie plante, Beifall zu nicken.

Diese Oberhand über den starken Mann fand Valeska ungemein reizvoll, sie hatte darum auch kein Verlangen, die Dinge zu einer rascheren Entwickelung zu treiben. Das originelle Geheimniß sollte so lange als möglich aufrecht erhalten bleiben. Im Oktober wollte sie dem alten Buchmoser ihren Entschluß ankündigen, auch den Winter hier zu verbringen. Dann würde man sich im Dorf mehr und mehr an sie gewöhnen, und an den langen Winterabenden, welche die Hausgenossen enger zusammenrücken lassen, wollte sie dem künftigen Schwiegervater allmälig ihr ganzes Herz ausschütten.

Hans war mit Allem zufrieden. —

Zwei Wochen darnach fand Valeska denn doch, daß sie sich eine zu lange Frist gesteckt habe. Sie sagte sich, daß es doch etwas einförmig sei, so lange mit einem Entschluß zu zögern, dessen Ausführung ihr Niemand wehren konnte. Sie wagte es jedoch nicht, ihre Pläne zu ändern: das schickte sich ja nicht für sie. Freilich, wenn Hans gedrängt hätte! Aber der war ja so folgsam — zu folgsam, wie ihr zuweilen däuchte. Sie hätte ihn beinahe mit einem gut dressirten Pudel vergleichen mögen. Sie hatte seine Anspruchslosigkeit so weit erzogen, daß er sich nicht einmal ihre Fingerspitzen zu küssen getraute. Und nicht nur, daß er niemals Worte hatte, seine Liebe auszudrücken — jetzt hatte er auch seine frühere unbefangene Art des Plauderns

eingebüßt. Valeska wußte auch keine Abwechslung mehr in ihre Gespräche über die Liebe zweier Naturmenschen zu bringen, jede Nüance dieses reizenden Thema's war ihr schon so wohl bekannt geworden, wie jeder Baum, jeder Strauch und jeder Stein der ganzen Gegend, die sie tagaus, tagein nach allen Richtungen abgestreift hatte.

Jetzt kam es öfter vor, daß sie zerstreut in's Blaue hinaussah, wenn sie stundenlang mit dem stummen Geliebten beisammensaß; zuweilen wandelte sie sogar ein Gähnen an, das sie in einem langen Seufzer ersticken mußte. Sie sehnte den Winter herbei, schon der Abwechslung wegen. Vielleicht trat dann auch Hans mehr aus sich heraus. Sie selbst kam sich auch schon recht ledern vor. Jetzt war es längst nicht mehr Zurückhaltung bei ihr, daß sie nicht lachte und scherzte, und der arme Bursche folgte nur der zwischen ihnen bestehenden Sympathie, indem er allmälig in eine düstere Melancholie versank.

Als Valeska eines Tages bemerkte, daß der alte Buchmoser sie und seinen Sohn mit mürrischem Kopfschütteln betrachtete, da mußte sie sich sagen, daß der Sonnenwirth wohl einigen Grund zum Groll habe; der Müßiggang des jungen Burschen mußte in der Wirthschaft ja schwer in's Gewicht fallen. Da hielt sie es für ihre Pflicht, Hans an die seine zu mahnen. Sie sprach ihm zu, warum er denn sein gewohntes Tagewerk so arg vernachlässige, es sei doch besser, sich mit gesunder Arbeit zu zerstreuen und den Vater nicht gegen sich und sie aufzubringen. Und Hans gehorchte schweigend, wie immer.

Valeska war jetzt allein und fand ihre Lage recht einförmig. Als sie ein paar Regentage im Haus zurückhielten, kramte sie einige Bücher aus dem Grund ihres Koffers hervor. Bald aber bereitete ihr auch das Lesen Langeweile, und sie war froh, am ersten schönen Tage wieder Haus und Hof verlassen zu können.

Jetzt kam sie auf den Gedanken, den freundlichen Lehrer wieder einmal aufzusuchen. Aber siehe da, der alte Hübler hatte sich ihr gegenüber merkwürdig verändert. Er empfing sie fast unhöflich, und als sie ihn nach seiner Tochter, der Loni, fragte, erklärte er ganz kurz, das Kind sei sehr dringend in der Küche beschäftigt.

Valeska verließ das Schulhaus mit dem dunklen Gefühl, daß man ihr das eigene Nichtsthun übel nahm. Und ihr mit einem Male geschärfter Blick entdeckte nun, daß ihr auch die übrige Dorfeinwohnerschaft keineswegs mehr eine so freundliche Miene zeigte, wie zu Anfang. Was hatte sie denn den Leuten nur angethan, daß man ihr beinahe auswich? . . .

Mehrere Tage später rüstete sie sich schon frühzeitig zu einer längeren Fußtour, die ihr die ersehnte Zerstreuung bieten sollte. Sie wollte einmal eine andere Gegend sehen und sich tüchtig müde laufen. Sie erstreckte ihren Ausflug nach einer Richtung, in welcher sie, wie sie wußte, eine entferntere Bahnlinie erreichen mußte. Gegen Mittag langte sie erschöpft und hungrig auf einer Bahnstation an, setzte sich, zum ersten Male wieder in etwas munterer Laune, in ein Wirthshaus zu Anfang des Ortes und fragte erst, nachdem sie sich tüchtig gestärkt hatte, nach dem Namen und den näheren Verhältnissen dieser Station. Da erfuhr sie, daß sie sich in Blumau, einem Badeörtchen befand, das von manchem der Gäste aus den großen Modebädern zur Nachkur besucht wurde.

Das gefiel ihr, denn da sah sie doch wenigstens einmal wieder andere Menschen. Sie machte sich auch sogleich auf, durch den reizend gelegenen Marktflecken zu promeniren. Von der gerühmten Fremdengesellschaft sah sie indessen so gut wie gar nichts, nur einige gichtbrüchige Kleinbürger und eine ältliche Gouvernante, die in diesem öden Neste vielleicht ein liebekrankes Herz auszuseufzen hatte.

Schon fand Valeska auch hier die tödtlich gehaßte Langeweile wieder, als sie sich plötzlich bei ihrem Namen gerufen hörte. Erstaunt wandte sie sich gegen eine der Gartenhecken, zwischen denen sie eben durchschritt. Da schwang

sich eine schlanke Männergestalt über den Zaun und stand vor ihr, wie vom Himmel herabgeschneit.

„Vetter Gussow!“ rief sie laut. „Ja, wie kommen Sie denn hierher?“

Sie musterte den jungen Herrn mit großen Augen,

aber mit einer Miene, in der sich unwillkürlich ihre Freude abmalte über diese wahrlich unvermuthete Begegnung. Es war wirklich Walter v. Gussow, ihr Vetter, den sie vor zwei Monaten ohne Abschied im Stich gelassen hatte. Er war jetzt in Civil und trug den linken Arm in einer schwarzen Seidenbinde. Sein hübsches Gesicht hatte durch eine interessante Blässe und eine gewisse ernste Zurückhaltung sehr gewonnen, wie sie sich sofort gestehen mußte.

„Ich befinde mich auf einem nicht ganz freiwilligen Urlaub," sagte er mit wehmüthigem Lächeln. „Derselbe wird überdies ein — dauernder werden. Ich habe den Lieutenant ausgezogen und meine Entlassung eingereicht."

„Was Sie sagen!" rief Valeska verwundert. „Ja, warum denn? Und dieses Ding da . . . eine Verwundung vielleicht?"

Er machte eine ablehnende Geberde und reichte ihr den gesunden Arm, sie zur Fortsetzung ihrer Promenade einladend.

„Das erkläre ich Ihnen später, wenn Sie wollen — oder lieber gar nicht; es ist für Sie von keinem besonderen Interesse. — Darf ich aber erfahren, was Sie in diese Gegend führte, Valeska — Pardon, gnädige Frau!"

„Nennen Sie mich nur immerhin beim Vornamen, wie es sich zwischen Verwandten geziemt!" sagte sie leise, etwas betreten durch die versteckte Bitterkeit in seinem Ton. Es that ihr leid, daß sie ihn damals gekränkt hatte, und um ihm ein Entgegenkommen zu erweisen, erfüllte sie für's Erste seinen Willen und erzählte, wie sie dazu gekommen war, eine ländliche Einsamkeit aufzusuchen, die sie heute zum ersten Male auf einem längeren Ausflug verlassen hatte. Dabei verschwieg sie die näheren Angaben über ihren Aufenthalt und was sie dort erlebt hatte. Als er sie nach ihren nächsten Projekten fragte, wich sie ihm erröthend aus, ihre Verwirrung hinter einer übersprudelnden Lebhaftigkeit verbergend.

„Aber nun müssen auch Sie mir Bericht erstatten, lieber Walter! Ich will Alles wissen. Warum haben Sie den Dienst quittirt?"

„Nun kurz heraus — ich habe mich mit meinem Rittmeister geschlagen."

Sie ließ plötzlich seinen Arm los und sah ihn erbleichend an. Wie ein Blitz flammte da in ihr die ganze Wahrheit auf.

„Wie? Ihr Rittmeister, das ist ja jener fade Baron Remmstädt, der mich eben durch den abgeschmackten Scherz vertrieb, der Sie und mich in eine — peinliche Verbindung brachte! Und ich hatte Sie im Verdacht, daß Sie ihm selbst durch arrogante Andeutungen den Anlaß gegeben hätten. Verzeihen Sie mir, Walter, Sie haben sich — meinetwegen mit ihm geschlagen, nicht wahr? Haben meinetwegen Ihre Stellung auf's Spiel gesetzt und meinetwegen diese Wunde davongetragen?!"

Gussow biß sich auf die Lippe und sah zu Boden. „Ach, diese Schramme ist von keiner Bedeutung," sagte er dann.

„Aber Ihr Beruf, dem Sie mit Leib und Seele anhingen —"

Er zuckte die Achseln und bot ihr neuerdings den Arm, sie weiter durch die menschenleere Au zu geleiten, die sie erreicht hatten. Valeska nahm seine Begleitung an und ging schweigend neben ihm her, in eigenthümlicher Bewegung, die Zähne fest aufeinandergepreßt. Jetzt wollte sie schon, sie wäre dem Vetter nicht begegnet und hätte nicht gefragt.

„Valeska," begann dieser nach einer Weile leise und sehr ernst, „ich merke, Sie beginnen bereits zu errathen, daß es auch nicht der Verlust des mir liebgewordenen Berufes ist, der mir das erwähnte Ereigniß so schmerzlich macht. Valeska, ich bitte, ich beschwöre Sie, sagen Sie

mir, hat Sie das ungeziemende Scherzwort Remmstädt's nur darum verletzt, weil Sie glaubten, daß ich so geckenhaft unverschämt gewesen sei, im Kameradenkreis mich Ihrer Gunst zu rühmen, oder war Ihnen schon der bloße Gedanke widerlich, daß ich mich Ihnen mit einem geheimen Herzenswunsch . . ."

„Erlassen Sie mir die Antwort, Herr v. Gussow!" unterbrach sie ihn hastig und machte sich abermals von ihm los. Aber der Vetter erhaschte ihre Hand und hielt sie fest.

„Warum, warum? Können Sie denn nicht offen mit mir reden? Wissen Sie denn nicht, daß es gerade Ihre seltsame Scheu vor einer ehrlichen Aussprache ist, die mich von meiner Trostlosigkeit zu neuen Hoffnungen schwanken läßt? Valeska, uns hat kein Zufall hier zusammengeführt, sondern das Schicksal! Wenn Sie nun einsehen, daß Sie mir Unrecht thaten, und wenn Ihr Herz noch frei ist —"

„Lassen Sie mich!" rief sie heftig, ihre Hand aus der seinen reißend. „Ich — ich kann und will Ihnen nicht antworten."

„Valeska!" sagte er erstaunt und vorwurfsvoll, indem er zurückwich. „Valeska, was haben Sie denn nur?"

Sie fuhr sich über das erhitzte Gesicht und wandte sich schwerathmend nach allen Seiten, als wisse sie nicht, nach welcher Richtung sie am besten entfliehen könne. Gussow wagte es nicht, noch weiter in die namenlos Verwirrte zu dringen.

„Ich muß nach Hause," brachte sie endlich hervor, „ich darf mich nicht verspäten — ich habe einen — sehr weiten Weg."

„Darf ich Sie nicht begleiten?" Sie schüttelte ungeduldig den Kopf. „Aber Sie können doch nicht allein gehen, wenn es wirklich so weit ist. Wohin wollen Sie denn eigentlich?"

„Ach, quälen Sie mich nicht mit Ihren ewigen Fragen! Ich sagte Ihnen ja, daß ich in meiner Einsamkeit ungestört sein wollte. Ich finde mich auch allein zurecht."

Er verneigte sich gemessen. Da schmerzte es sie doch, ihn mit ihrer ungerechtfertigten Schroffheit abermals beleidigt zu haben. Sie wandte noch einmal das Gesicht nach ihm. Ihre Stimme klang weicher, als sie es wollte.

„Ich bin recht garstig gegen Sie, ich weiß es. Aber, ich bitte Sie, glauben Sie mir, Walter, Sie thun mir weh, wenn Sie eine Erklärung meines Ihnen vielleicht launenhaft erscheinenden Wesens verlangen. Ich werde Ihnen — später einmal ... doch nein, nein, es ist besser, wir brechen miteinander für immer, wie ich ja auch schon mit meinen anderen Verwandten gebrochen habe. Verzeihen Sie mir, wenn Sie können! Ich bin — ein unglückliches Geschöpf!"

Und als ob sie es sich selbst unmöglich machen wollte, noch mehr zu sagen, ging sie von ihm weg, ihn mit einer beschwörenden Geberde zurückscheuchend. „Leben Sie wohl!"

3.

Sie ging mit raschen Schritten davon, den Fußweg hinab, der von dieser Seite der Ortschaft nach der schmalen Bergstraße führte, auf der sie hergekommen war. Sie blickte sich nicht ein einziges Mal mehr um, aber sie wußte doch, daß der arme Vetter auf seinem Platze stehen blieb und ihr nachsah, so lange es nur möglich war.

Sie mäßigte ihre Eile erst, als sie sich schon ziemlich ermüdet fühlte. Die rasche Bewegung war ihr ein Bedürfniß. Sie wäre am liebsten so in einem Athem bis an's Ende der Welt geflohen.

Im langsameren Dahinschreiten hielt sie Einkehr in sich selbst. Sie sprach sich Muth zu und suchte sich in dem

zu bestärken, was ihr jetzt wie eine Pflicht vorschwebte. Ja, sie hatte recht gethan, mit Gussow ein kurzes Ende zu machen. Schließlich war's ja nur eine momentane Aufwallung gewesen, was sie in einen so peinvollen Zwiespalt gestürzt hatte. Sie wollte jetzt auch an nichts Anderes denken, als an Hans, an den guten, lieben, braven Burschen, der sein ganzes wackeres Herz in den Dienst seiner Liebe zu ihr gestellt hatte. Und im recht innigen Gedanken daran war sie auch überzeugt, sich in ihre Neigung zu ihm zurückzufinden. Es mußte ja so sein! . . .

Als die Dämmerung hereinbrach, machte sie zu ihrem Schrecken die Entdeckung, daß sie sich verirrt hatte. Sie ging eine Strecke zurück nach der Kreuzung dreier Gebirgspfade, von wo aus sie den falschen Weg eingeschlagen haben mußte. Nach halbstündiger Wanderung in der neuen Richtung erkannte sie aber, daß auch diese nicht die rechte sein konnte.

Jetzt befiel sie die Angst; sie sah sich allein zwischen den eng zusammenrückenden Bergen, und die immer rascher eintretende Dunkelheit machte es ihr fast unmöglich, die Wegzeichen zu verfolgen. Die echte Frauennatur kam nun bei ihr zum Durchbruch — sie fing an zu weinen. Sie wußte nicht, war es über ihre Begegnung mit dem Vetter, über ihre Rathlosigkeit oder über Hans. O, wenn jetzt ihr starker Hans nur da gewesen wäre, sie zu beschützen, sie zu leiten! Und unter den Thränen, die ihr immer reichlicher die Wangen benetzten, bat sie Hans im Geiste um Vergebung und erneute das Gelübde unwandelbarer Treue und Hingebung.

Daß ihr zwischendrein aber doch auch wieder der arme Walter einfiel, dem sie so bitteres Weh zufügen mußte, das ließ die ersehnte Ruhe in ihrem Innern nicht aufkommen.

Von moralischen und physischen Qualen gefoltert wankte

sie planlos weiter, ewig in Angst, ob sie auf ihrem Wege heute überhaupt noch ein Dorf oder ein Gehöft erreichen werde, oder ob sie gar im Freien übernachten müsse.

Doch da kam ihr unverhofft die Rettung in Gestalt eines Bauernjungen. Derselbe war für Geld und gute Worte bereit, sie nach Buchdorf zu geleiten. Jetzt war sie wenigstens der sie zunächst bedrängenden Sorge ledig.

Als sie den Abstieg nach dem gesuchten Thale erreicht hatten, hörte Valeska eben die Uhr auf dem Dorfkirchthurm die zehnte Stunde schlagen. Sie athmete ein wenig auf. Das fahle Licht des Mondviertels ermöglichte es ihr, sich schon allein nach Hause zu finden. So verabschiedete sie den Führer. Jetzt, wo sie in Sicherheit war, kehrte ja schon wieder ein guter Theil ihres Muthes zurück. Sie ging bis zum Ufer des See's und schlug dann den Pfad ein, der nach dem rückwärtigen Hofthor der „Goldenen Sonne" führte.

In der Buchmoser'schen Wirthschaft war schon Alles zur Ruhe gegangen. Valeska schlich an dem Zaun entlang, der die eine Hofseite gegen den Gemüsegarten zu abgrenzte.

Da gewahrte sie plötzlich einen riesenhaften Schatten, der sich dort am Brunnen bewegte. Das war ja Hans! Was wollte er da? Hatte ihn die Sorge um sie herausgetrieben?

Valeska wollte in der ersten Sekunde auf ihn zustürzen, aber eine plötzliche Feigheit hielt sie zurück. Sie konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß er aus ihrer Stimme, aus jeder ihrer Bewegungen den Verrath ahnen müßte, den sie in ihrem Herzen an ihm begangen hatte. Ach, sie fühlte gerade jetzt mit entsetzlicher Deutlichkeit, daß dieser Verrath tief, tief in ihrem Herzen saß. Der arme Hans! Sie glaubte aus seiner gebückten, gebrochenen Haltung schon seine traurige Ahnung zu lesen.

Da, kam er nicht auf sie zu? Hatte er sie entdeckt?

Valeska schmiegte sich ängstlich an die sie verdeckende Hecke und sah dem Burschen nach, der sich gar nicht weit von ihr über den Zaun beugte und auf den Fußweg zum See hinübersah. Jetzt schien er etwas gehört zu haben.

Er sah rasch um sich und sprang dann über den Zaun. Valeska blieb noch eine Weile stehen, verwundert über sein Thun.

Da hörte sie ein paar flüsternde Stimmen, die der leichte Nachtwind herübertrug. Und jetzt wieder. Valeska erkannte deutlich den gedämpften Baßton des jungen Buch-

moser und eine weibliche Stimme. Sie wagte es, nach der Stelle der Hecke zu gehen, an der er hinübergesprungen war. Vorsichtig bog sie den oberen Theil des Gebüsches auseinander und sah hindurch. Wahrhaftig, dort an der allgemeinen Pferdetränke des Dorfes zwischen dem Gasthofe und dem See stand Hans mit einem Mädchen, das ihr nicht unbekannt erschien. Als sie jetzt aus seinem Munde den zärtlich geflüsterten Namen „Loni!" hörte, da wußte sie, woran sie war. Und gerade, als ob er ihre letzten Zweifel zerstreuen wollte, umschlang Hans in diesem Augenblick das Mädchen und küßte es.

Es war Apollonia, die Lehrerstochter.

Valeska hatte genug. Jetzt konnte sie sich auch das Benehmen des alten Hübler erklären.

Mit streng aufeinandergelegten Lippen zog sie sich zurück. Es hätte nicht viel gefehlt, so hätte sie laut aufgeschrien vor Erbitterung. Wie, das war derselbe Hans, dessen ganzes Sein sie zu beherrschen glaubte und um dessentwillen sie vor wenigen Minuten noch einen so furchtbaren Kampf in ihrem Innern bestanden hatte? O pfui! Es war schändlich! Nein, es gab auch auf dem Lande keine echte Liebe und Treue mehr!

Als sich Valeska aber zur Ruhe legte, kam wieder einmal eine plötzliche Heiterkeit über sie. Lachend wühlte sie den Kopf in die Kissen. —

Am Morgen ließ Valeska den Sohn des Hauses in das Zimmer rufen, das an ihre Schlafstube stieß. Hans zeigte sich erstaunt, daß sie überhaupt zu Hause sei, noch mehr aber über ihre finstere Miene. Er fragte ganz verdutzt, wo sie gewesen sei, man habe sie gar nicht heimkommen hören. Plötzlich brach er ab, ihr unheimliches Schweigen erschreckte ihn nachgerade. Sie sahen sich einige Sekunden lang starr an. Da wagte er endlich etwas zaghaft eine naheliegende Frage.

„Wozu hast Du mich denn rufen lassen?"

„Nun," meinte sie mit eigenthümlicher Betonung, „ich wollte Dich nur fragen, wie es der Hübler-Loni geht."

Sie mußte die Unterlippe zwischen die Zähne nehmen, um nicht herauszuplatzen über das furchtbar verblüffte, blutrothe Gesicht, das ihr Hans jetzt zeigte. Er drehte sich nach allen Seiten und schluckte heftig. Sie ließ ihn so eine Weile zappeln, dann stand sie feierlich auf und trat mit drohendem Blick dicht an ihn heran.

„Ein Rest von Schamgefühl in Deinem schuldbewußten Herzen verräth Dich!" sagte sie pathetisch. „Gestehe, gestehe Alles!"

Die herkulische Figur des Burschen knickte förmlich zusammen. In diesem Tone sprach der Pfarrer von den Posaunen des jüngsten Gerichts. Er rang nach Athem und zerrte an seinem Halstuch, das ihn zu erwürgen drohte.

„In Gottes Namen," kam es stotternd und fast ächzend aus seiner Kehle, „wenn — wenn's denn so sein muß — so — so kann ich Dir freilich gleich — die klare Wahrheit sagen. Es ist eine harte Sach' damit — Du schimpfst mich wohl und bist mir bös, aber was kann der Mensch ausrichten mit allen guten Vorsätzen, wenn — wenn man einmal ernstlich mit einem Mädel angebandelt hat und nun nicht wieder los kann!"

„So ist es also wahr?" stöhnte sie und ließ sich mit dem Anstand einer Tragödin in ihren Stuhl zurückfallen. „Du hast mich verrathen!"

Hans seufzte tief auf und kratzte sich hinter den Ohren. Valeska's gut gespieltes Schluchzen ging ihm durch Mark und Bein. Er getraute sich nur verstohlen nach ihr hinzuschielen.

Jetzt ließ Valeska ihre Hände sinken und warf ihm mit vorgebeugtem Gesichte ihre Verwünschungen zu.

„Schändlicher, elender Heuchler!"

Da schleuderte Hans mit einem grimmigen Fluch seinen Hut zu Boden, daß der Staub aufflog.

„Da soll mich doch der Henker quintelweis in der Luft zersetzen — Gott verzeih' mir die Sünd'! — wenn ich mir das sagen zu lassen brauch'. Wahr ist's, ich mag die Loni — und sie mich. Wir kennen uns schon von der Schul' her, sie ist schon seit lang heimlich mein Schatz. Nachher bist Du dann gegekommen mit Deinem Geschmeicheln und Deinem fürnehmen Gethue und Deinem vielen Geld, und da hat mich der Hochmuthsteufel beim Schopf genommen. Gefallen hast mir, freilich, bist ja ein sauberes Weib. Aber von der Loni hab ich doch nicht lassen können. Hab' Dir's schon längst sagen wollen, mir's aber nicht getraut. Nun hat Dir's wohl eine Magd oder so wer verrathen — na, mir kann's gleich sein, 's ist nur gut, daß es endlich heraußen ist!" Er athmete erleichtert auf und setzte dann in weicherem Tone hinzu: „Schau', ich hab' heimlich 'glaubt, Du hätt'st es auch schon eingesehen, daß wir Zwei doch eigentlich nicht zusammentaugen. Du bist ja seit einer Zeit so anders gegen mich 'worden — so — na, ich weiß nicht, wie ich sagen soll — ich hab' halt gemeint, der Bauernbub' wär' Dir schon recht zuwider. Geh', nimm Dir's nicht zu Herzen, es wär' wirklich recht hart! Kriegst ja noch allemal einen Anderen, der Dir besser taugt, als ich!"

Da konnte sich Valeska nicht mehr halten und brach in lautes Lachen aus. Hans machte große Augen, dann aber begriff er die Situation. Ein Schmunzeln verklärte sein offenes Gesicht.

„Ah so, so! Ist's um die Zeit? Du hast jetzt da mit mir nur Komödi gespielt?"

„Aus Strafe dafür, daß Du mit Deinen wahren Empfindungen so lange hinter dem Berg gehalten hast. Aber nun können wir ehrlich miteinander sprechen als ein paar gute Freunde!" Damit reichte sie ihm die Hand hin. —

Noch am selben Vormittag schrieb Valeska ein Briefchen nach Blumau, das eine kurze Einladung enthielt.

„Lieber Vetter! Wenn Sie sich nicht etwa entschlossen haben sollten, mich wirklich endgiltig zu vergessen, so besuchen Sie mich so bald als möglich. Ich habe Ihnen viel zu sagen und — zu beichten. Verzeihen Sie mir mein gestriges Verhalten! Ich war in einem bösen Katzenjammer nach einem verrückten Sommernachtstraum." —

Brauchen wir noch besonders zu erwähnen, daß der überraschte Walter sofort nach Empfang dieser Zeilen ein Fuhrwerk nahm und sich im Galop nach Buchdorf hinüber kutschiren ließ?

* * *

Kurz nach dem Dreikönigstage wurde in der „Goldenen Sonne", wie es gleich im Herbst festgesetzt worden war, die Hochzeit des jungen Buchmoser gefeiert. Während die fidele Gesellschaft an der üppigen Tafel saß, traf für die junge Frau, die Loni, eine Sendung aus der Hauptstadt ein: ein reiches Brautgeschenk in Begleitung eines prächtigen Blumenstraußes und einer Karte, auf welcher die Spenderin ihren herzlichen Glückwunsch unterzeichnet hatte: „Valeska v. Gussow, geb. v. Streben, verwittw. Kuhn."

Die Schwägerin.

Novelle

von

E. Merk.

(Nachdruck verboten.)

1.

An dem Theetische war's um so behaglicher, weil man von draußen das Klatschen des Regens hörte und zuweilen ein Aufstöhnen des Sturmes. In dem Kamin, den man als stylvollen Schmuck in dem Eßzimmer hatte anbringen lassen, flammten ein paar große Scheite, und der Feuerschein huschte in lustigen rothen Reflexen über das Metall der Kannen und Körbchen auf dem Tische, und über die kräftige, blühende Gestalt des Mädchens, das in einem weichen, niederen Stuhl saß, die weißen wohl gepflegten Hände im Schoß gefaltet.

Erna hatte energische, etwas strenge Züge, die im Lampenlicht gewannen, da ihre helle Haut von Sommersprossen durchzogen war. Das Schönste in dem Gesicht waren die lichtgrauen, dunkelbewimperten Augen und der ernste, ausdrucksvolle Mund. Aber in ihrer ganzen Haltung, in jeder ihrer Bewegungen lag etwas Herbes; ein fast unweiblicher Mangel an Eitelkeit bekundete sich in ihrem schlicht geordneten Haar, ihrem schmucklosen Anzug.

Während die verwöhnte Tochter — sie war die Jüngste

einer kinderreichen Familie, die Einzige, die noch im Elternhause weilte — mit sichtlichem Genuß sich ihrer trägen Ruhe in dem Lehnstuhl hingab, strickte die auf dem Sopha sitzende rundliche Mutter eifrig an winzigen Strümpfen. Ach, sie hatte so viele Enkelchen, und immer kamen neue kleine Menschenkinder zur Welt, die an die Liebe und Strickluſt der Großmutter Anspruch machen durften. Erſt vor ein paar Tagen hatte ſie aus München, wo Olga, ihre älteſte und ſchönſte Tochter, an einen Staatsanwalt verheirathet war, die Nachricht von der Geburt eines Mädchens erhalten.

Die flink bewegten Nadeln ruhten auch nur eine kurze Weile, wenn ſie ihrem gegenüberſitzenden Beſuch das ſilberne Körbchen mit den belegten Broden anbot. Es war ein mit der Familie weitläufig verſchwägerter, aber eng befreundeter Mann, welcher den Damen Geſellſchaft leiſtete. Er hieß Edwin Mühleck und war Hauptmann außer Dienſt. Während er ein paar heitere Geſchichten aus ſeinem Garniſonsleben erzählte, blickten ſeine Augen unverwandt auf Erna, und wenn dieſe geſpannter aufhorchte, oder er ihr gar ein Lächeln zu entlocken vermochte, ſo erhellte ſich ſein gutmüthiges, etwas verwittertes Geſicht mit unverkennbarem Wohlbehagen. Das Mädchen ſchien es zufrieden, daß er ihr die Dämmerſtunde des froſtigen Herbſttages kürzte; er war ein ſo alter Bekannter, er hatte immer zu ihrer Erinnerung gehört, wie ein Stück gewohnten Hausrathes. Sie ahnte wohl, daß er ihr ein ganz beſonderes Intereſſe ſchenkte, aber ſie machte ſich niemals Gedanken darüber. Ihr ruhiges Leben, ohne Erregung, ohne Sturm, hatte ſie gleichſam eingelullt in eine ſelbſtgenügſame, bequeme, ſtille Wunſchloſigkeit.

In das warme Behagen des Wohnzimmers klang plötzlich der ſchrille Ton der Hausglocke. Schwere Schritte kamen über den Flur.

„Ein Telegramm für Frau Anna Golz."

Die alte Frau erschrak schon bei dem bloßen Worte: Ein Telegramm! Doch wie sie dann mit ängstlichen, zitternden Fingern das Couvert zerrissen und den Inhalt gelesen hatte, sank ihr das Strickzeug zu Boden und, ihre runden Hände ringend, schaute sie verstört auf ihre Tochter.

„Olga schwer krank. Komme sofort. Karl" lautete die Depesche.

Erna fühlte, daß die Mutter von zweifachem Entsetzen erfaßt war: von Sorge um die Tochter und von unsagbarem Grauen vor einer Reise zur Nachtzeit, im Herbstunwetter.

„Laß mich fort, Mutter, Du kannst, Du darfst nicht!" erklärte sie, plötzlich aus ihrer Ruhe aufspringend, mit kraftvoller Bestimmtheit.

„Das wird nicht angehen, mein Kind! Und doch — mit meinem Rheumatismus! Und Du weißt, wie ungeschickt ich beim Reisen bin; ich glaube, ich bin nie ohne den Papa weiter als eine Meile gefahren. Und nun in solcher Stimmung!" klagte die Mutter mit nassen Augen. „Es muß sehr schlimm stehen; sonst hätte mich Karl nicht gerufen. Meine arme Olga! Und die drei kleinen Kinder! O Gott, o Gott!"

Erna hatte bereits ihren Entschluß gefaßt. Die Mutter mußte zu Hause bleiben, sie wollte reisen. Hauptmann Mühleck war blaß geworden und sah das Mädchen mit traurigen Augen an; aber diensteifrig wie immer, suchte er auf ihren Wunsch in dem Kursbuch nach der Abfahrt des nächsten Schnellzugs von Dresden nach München und schrieb ihr die Anschlüsse auf, die sie erreichen mußte. —

Zwei Stunden später saß Erna im Eisenbahnwagen und sauste dahin durch die Sturmnacht. Ihr war die hastige Reise ein Abenteuer. Wie düster auch der Wind heulte, wie sternenlos auch draußen der Nachthimmel herab-

schaute, sie ließ sich in ihrem hoffnungsvollen Optimismus nicht stören: „Es wird ja nicht gleich das Schlimmste geschehen!“ dachte sie. „Olga ist ja so kräftig! Wir sind alle so gesunde Menschen! Und dann — es wäre ja auch ganz unausdenkbar grausam; eine Mutter von drei kleinen Kindern!“

Erna war noch sehr jung trotz ihrer fünfundzwanzig Jahre. Es war ihr noch kein wirkliches Unglück nahe getreten; sie glaubte noch nicht an die Tragik des Lebens. Doch als sie dann im Morgendämmern des melancholischen Novembertages das Heim des Schwagers betrat, wurde ihr die erste bittere Erkenntniß vom Leid des Daseins, und sie schaute dem Schicksal in das unerbittliche Antlitz.

— — — — — — — — — — — — —

Das Furchtbare war vorüber: der Kampf eines jungen Menschenlebens gegen die Vernichtung; der Tod hatte gesiegt. Die schöne Frau lag ruhig und starr mit einem bleichen Lächeln auf den erkalteten Lippen. Im Nebenzimmer erinnerte das arme, kleine Wesen, das der Mutter das Leben kostete, durch ein klägliches Schreien an sein Dasein.

Mit matter, zuckender, scharfgelber Flamme brannten die zu Häupten der Todten entzündeten Kerzen in dem fahlen, grauen Herbstmorgenlicht. Eine Weile blieb die Leiche einsam, wie losgelöst von den Menschen, die seit Tagen und Nächten nicht von diesem Lager gewichen waren, die nun aber die Pflichten des Lebens von dannen riefen von der Abgeschiedenen.

Dann wurde die Thüre geöffnet. Karl näherte sich der Todten. Er war ein hochgewachsener Mann; aber die physische Ermüdung langen Nachtwachens und seelischer Schmerz hatten ihm förmlich die starken Schultern herabgedrückt. Seine aus tiefen Höhlen blickenden Augen waren rothgerändert und fieberheiß; das dunkle Haar klebte ihm

feucht an der Stirne; gebückt, mit wankenden Schritten, ging er vorwärts.

So lange die geliebten braunen Augen sich wie hilfesuchend, fragend und bang, auf sein Gesicht hefteten, hatte er sich beherrscht; er hatte sich beherrscht, auch nachdem sie sich geschlossen, vor den weinenden Kindern, die sich angstvoll an ihn klammerten, ohne Verständniß für das, was ihnen in dieser Nacht geschehen war, und doch instinktmäßig fühlend, daß etwas Furchtbares über dem Hause laste.

Nun war seine Kraft zu Ende. Als er die Hand der Todten berührte und die Kälte ihrer Haut empfand, als diese ihm so vertrauten Züge plötzlich starr, wie ein düsteres Räthsel vor ihm lagen, da brach er in bittere Thränen aus. Er weinte, wie nur starke Männer weinen, denen das Herz aus den Fugen gehen muß, bis sie Thränen finden. Dann, sich mühsam aufraffend, betrachtete er noch einmal Zug für Zug das liebe Antlitz, als müsse er seinen Rest von Glück zusammenfassen in diesem letzten Schauen.

„Olga, mein liebes, armes Weib!" stöhnte er auf unter herzzerreißendem Schluchzen.

Die dumpfen Schmerzenslaute, die das erstarrte Herz nicht mehr vernahm, drangen erschütternd an ein Menschenohr. Erna hatte noch einmal die Lippen der armen Schwester küssen wollen, und hörte nun, an der Schwelle zögernd, Karl's ergreifendes Weinen.

Ihr war es, als müsse sie vergehen vor Jammer. Sie hatte in diesem Augenblick nur den einen Gedanken: dürfte sie ihr Leben hingeben und dafür die Unersetzliche zurückrufen!

Aber mitten in dem zermalmenden Mitleid zog es ihr doch wieder durch die Seele wie heiße Schauer vor dem Glück dieser Schwester, die so treu geliebt worden war. Zum ersten Male verstand sie die Liebe, glaubte sie an Liebe, vor diesem verzweifelten Gattenschmerz.

Sie hatte immer gewußt, daß Olga sehr glücklich in ihrer Ehe geworden, glücklicher als ihre anderen Geschwister, deren Leben ihr stets als eine sehr wenig neidenswerthe Reihe von Alltagssorgen, Haushaltungsmühen und Kinderplagen vor Augen schwebte. Ihr Schwager Karl hatte ihr auch immer als das Ideal eines pflichttreuen, zuverlässigen Menschen vor Augen gestanden, an den man sich in allen schwierigen Lebenslagen voll Vertrauen wenden könnte; ja er war vielleicht der einzige Mann, für den sie einen gewissen Grad kindlicher Ehrfurcht bewahrt hatte. Aber sie hätte sich niemals vorzustellen vermocht, daß er weicherer Regungen fähig sei. Und nun das fassungslose Schluchzen dieses Mannes, der ihr immer so unbeugsam, so felsenstark erschienen war!

Das niegeschaute Elend des Sterbens, das Grauen des Todes hatte alle ihre Empfindungen erregt, und nun fühlte sie, wie in dieser düsteren Stunde unabweisbar ein heiliges, glühendes Verlangen in ihr emporwuchs, vor dem ihr ganzes bisheriges Leben dahinschwand: das Verlangen, dem Mann, der da vor ihr in Schmerz verging, ein Fünkchen Trost in sein zerrissenes Herz zu bringen, sich selber zu vergessen, sich zu opfern in einer großen, entsagungsvollen Begeisterung.

Leise schlich sie fort aus dem Gemach. Erst in ihrem Zimmer wagte sie aufzustöhnen. Sie beugte sich unter einem Geschick, das über sie gekommen war, dunkel, räthselhaft, und doch ihr ganzes Sein verwandelnd, wie eine Religion, wie ein neue, ungeahnte Erkenntniß.

2.

„Also Erna wird nun wirklich in München bleiben bei den Kindern der armen Schwester?“ frugen einige Wochen später die Bekannten in der Heimath. „Das ist ja ein sehr überraschender Entschluß! Erna, die stets be-

hauptete, der Gedanke an einen eigenen Haushalt erwecke ihr förmlich ein physisches Mißbehagen, und kleine Kinder seien einfach unausstehlich! Und nun in dem traurigen, ihr doch fremden Heimwesen!"

„Das dauert auch nicht lange," erwiederte dann wohl Frau Golz mit einem Seufzer. „Ich kenne meine Erna. Sie ist viel verwöhnter als ihre Schwestern; die jüngsten Kinder werden ja immer ein wenig verzogen; und jede Unbequemlichkeit ist ihr ein Greuel. Aber in der ersten Erschütterung über das große Unglück, in der ersten Aufwallung des Gefühls vermag sie sich von den verwaisten Kleinen nicht loszureißen. Die Reue wird bald kommen, und die Sehnsucht nach ihrer Freiheit, nach den Eltern, die sich von ihr tyrannisiren lassen, und nach ihrem hübschen eigenen Zimmer, das sie immer ihr Königreich genannt hat. — Das dauert nicht lange!"

Aber die Mutter täuschte sich. Erna war weder durch leise Andeutungen, noch durch direkte Bitten zu bewegen, die freiwillig übernommenen Pflichten in dem Heim des Schwagers im Stich zu lassen. Niemand hätte das nur nach eigener Laune lebende Mädchen in dem pflichteifrigen Weibe wiedererkannt, das nun in dem Trauerhause alle persönlichen Ansprüche vergessen zu haben schien, nur für Andere sorgte und dachte, unermüdlich bestrebt, dem schwergeprüften Mann wenigstens jede äußere Last aus dem Wege zu räumen. Ja, dem Mädchen selber war ihr früheres Ich fremd geworden. Sie fühlte sich glücklich, dem mächtigen Impuls folgen zu dürfen, der über ihr Leben verfügt hatte; ohne zu denken, weder in Furcht noch in Hoffnung, daß diese ernste Existenz je eine Aenderung erfahren könnte.

— — — — — — — — — — — — —

Aber die Zeit ging hin. Aus dem winzigen Wesen, das in so trüber Atmosphäre sein Leben begonnen hatte,

war ein lustiges, braunlockiges, kleines Ding geworden, das auf flinken Beinchen hinter Erna hertrippelte und mit hellem Stimmchen: „Tante! Tante!“ rief, da es den süßen Namen Mutter nie stammeln gelernt hatte. Auch für die größeren Kinder, für den siebenjährigen Richard und die fünfjährige Alma, ward die schöne Mutter, deren Bild im Wohnzimmer hing, immer mehr zur Märchengestalt, an die sie gemahnt werden mußten, die ihre kleinen Herzen zu vergessen begannen. Die Welt aber schien zu finden, daß es für den Wittwer Zeit sei, die Trauer abzulegen. Man betrachtete ihn wieder als freien Mann, der wählen darf und wählen soll, der als solcher ein Gegenstand der Neugier und der Klatschsucht geworden ist.

Eine zu Besuch kommende Dame rief zuerst jenes heiße Erröthen auf Erna's Wangen, jenes jähe Erschrecken in ihrem Herzen wach, das ihr nun nicht mehr erspart bleiben sollte.

„Nun, Fräulein Golz, Ihr schönes Amt wird ja nun wohl die längste Zeit gedauert haben,“ sagte sie mit vergnügtem Lächeln. „Herr Staatsanwalt Hellwig wird sich gewiß bald wieder verheirathen.“

Erna bezwang ihre Stimme.

„Das halte ich für höchst unwahrscheinlich,“ erwiederte sie rasch, wie in Abwehr einer völlig unerträglichen Vorstellung. „Mein Schwager wird nie wieder heirathen. Wer seine Frau so liebte, wie Karl meine arme Schwester, der müßte nicht blos der Todten, er müßte sich selber treulos werden, wenn er an ein neues Glück glauben könnte!“

„O, mein liebes Fräulein! Wie oft habe ich es schon erlebt, daß der verzweifeltste Wittwer sich nach einem, oder doch noch ein paar Jahren tröstete!“ fuhr die Dame beharrlich fort. „Wer weiß, wie bald ich Sie an meine Prophezeiung erinnern werde.“

Von nun an klang manche absichtliche und manche unbewußte Taktlosigkeit an Erna's Ohr. Es war kaum zu verwundern, daß sie, wenn sie mit ihrem Schwager in Begleitung der Kinder ausging, von Geschäftsleuten, von Kellnern und Droschkenkutschern als „gnädige Frau" angesprochen wurde. Sie gab sich alle Mühe, sich an den Titel zu gewöhnen, der ihr nicht gebührte, den Irrthum, der sich nicht immer aufklären ließ, völlig unbemerkt an sich abgleiten zu lassen; aber wenn ihr eine Bewegung Karl's verrieth, daß auch er die Anrede vernommen, dann stieg ihr eine Blutwelle in's Gesicht, wie sie sich auch zu beherrschen suchte. Sehr häufig aber fand sich auch noch eine Bekannte, die mit zweideutigem Lächeln flüsterte: „Nun, was nicht ist, kann noch werden!" oder dergleichen gut gemeinte und doch oft so verletzende Anzüglichkeiten. Um jeden Preis hätte Erna verhindern mögen, daß ähnliche Bemerkungen bis in Karl's Gehörweite gelangten; es sollte ihm nicht zum Bewußtsein kommen, was ihr allmälig klar wurde: daß die Welt ihr Zusammenleben für die Dauer mißbilligte; daß man von ihm erwartete, sich mit ihr zu verloben, oder von ihr, ihn zu verlassen.

Aber selbst irgend eine naive Frage aus einem Kindermund mußte zuweilen das Thema berühren, das ihr so unsagbar peinlich war.

„Warum bist Du eigentlich nicht meine Mama, sondern meine Tante?" fragte die kleine Olga, mit großen, neugierigen Augen an dem Eßtisch herumblickend. „Du wohnst doch auch bei dem Papa und Du bringst mich zu Bett und gibst uns zu essen, gerade wie eine Mama."

Das Schlimmste aber, was jene Fragen, jene Worte der Menschen ihr anthaten, das gestand sich Erna nur ein in der Stille der Nacht, wenn sie schlaflos in den Kissen lag und hinaushorchte, auf jeden Laut, der aus Karl's Studirzimmer zu ihr drang, auf seinen letzten Schritt,

wenn er sich zur Ruhe begab, auf das Schließen seiner Thüre.

Daß er ihre ganze Welt geworden, das wußte sie seit jenem Morgen am Sterbebette der Schwester. Aber die Trauerschleier, die über jenem Gefühl gelastet hatten, wollten nun plötzlich zerreißen, das heiße Leben wollte emporfluthen und an ihrer Entsagung rütteln.

Karl war ihr bisher nur Olga's Gatte gewesen; mit der Todten vermählt in schmerzlicher Treue.

Aber nun, da die Welt ihn als frei betrachtete, nun sah sie ihn plötzlich in einem anderen Licht. Sie ward sich erst bewußt, daß sie Thür an Thür zusammen lebte mit einem Mann, den keine Bande mehr hielten, der aufgehört hatte, ihr Bruder zu sein. Die Vermuthungen und Prophezeiungen, die sie mit so zorniger Empörung zurückwies — ihr Herz sammelte sie alle und flüsterte ihr in stiller Einsamkeit Hoffnungen, Wünsche zu und eine tief verborgene, aber zu leidenschaftlichem Fieber sich steigernde Sehnsucht.

In diese Gemüthsstimmung herein kam ein Brief ihres alten Freundes Edwin Mühleck. Er schrieb ihr, „daß wohl Niemand, nicht einmal ihre Mutter, von ihrem dauernden Fortbleiben so tief getroffen worden sei, als er. Freilich habe ihm gerade ihr plötzlicher Verlust erst klar gezeigt, wie es um sein Herz stehe, und da er umsonst von Monat zu Monat auf ihre Rückkehr gewartet habe, bleibe ihm nun nichts Anderes übrig, als ohne jenes langsame Werben um ihre Liebe, das er sich so schön gedacht hätte, um ihre Hand zu bitten."

Der Gedankengang, den diese Worte weckten, trug nur dazu bei, ihr klarer und zweifelloser die Wandlung zu zeigen, die mit ihrem Wesen vorgegangen war. Sie wußte, daß es eine Zeit gegeben hatte, in der sie dem Hauptmann ein ganz zufriedenes „Ja" erwiedert haben würde. Es

wäre ihr damals vertrauenerweckend und behaglich erschienen, einen Mann zu wählen, der ihr herzlich zugethan war und den sie so genau kannte, daß sie sich an seine Eigenart nicht erst zu gewöhnen brauchte. Wie ihr das nun fern lag, wie jede Erinnerung an den Freund ihr verblaßt war, wie es ihr nun graute vor einer solchen, einst für möglich gehaltenen Ehe, ohne Begeisterung, ohne heißere Liebe, ohne Sehnsucht nach Glück.

Sie fühlte, daß sie den Mann nicht mit einem kurzen „Nein" abweisen durfte; daß sie ihm rückhaltlose Offenheit schuldete. Es war wie eine Beichte, die sie vor sich selber ablegte.

— — — — — — — — — — — —

Mehrere Wochen waren seitdem vergangen. Es war Abend, ein kalter, düsterer Winterabend; wenn ein Wagen vorüberfuhr, hörte man die Räder knirschen. Die Kinder waren im Bett; in dem Wohnzimmer herrschte stets eine ganz ungewohnte, feierlich wirkende Ruhe, wenn die lauten Plappermäulchen schliefen. Erna pflegte dann mit einem Buche oder einer häuslichen Arbeit auf dem Sopha zu sitzen, während ihr Schwager, in seinen Sessel zurückgelehnt, die Zeitung las und seine Cigarre rauchte. Während des ganzen Tages freute sie sich oft auf diese stille Stunde und empfand sie doch immer wieder als eine schmerzliche Qual; denn das Herz hämmerte ihr vor Verlangen, irgend ein persönliches, vertrauliches Wort zu sprechen, ihn nach seiner Stimmung zu fragen, ihm wenigstens geistig näher zu rücken, und sie fand doch nicht den Muth, den Versuch zu wagen, sondern berührte stets ein gleichgiltiges Thema, wenn er Lust zu plaudern verrieth.

An diesem Abend schien Karl auffällig zerstreut. Er nahm wohl die Zeitung, aber Erna bemerkte, daß seine Augen über die Spalten hinglitten, ohne zu lesen. Dann sprang er auf, schritt einige Male im Zimmer auf und

ab, warf die Cigarre weg und blieb darauf neben ihr stehen.

„Sag' einmal, Erna, hast Du keine Sehnsucht, in die früheren Verhältnisse zurückzukehren?" fragte er, ihr die Hand auf den Arm legend.

„Wie meinst Du das, Karl?" Sie starrte ihn mit großen, erschrockenen Augen an. „Soll ich — möchtest Du, daß ich euch verlasse — von den Kindern fortgehe?"

„Nein, Erna, gewiß nicht. Wie sollte ich etwas wünschen, was für mich, für die Kinder ein unersetzlicher Verlust wäre. Es handelt sich aber nicht um mich. Ich möchte einmal ein wenig in Deinem Herzen lesen. Bitte erlaube es mir und laß uns recht offen miteinander sprechen. Du bist mir eine treue Helferin gewesen in schweren Tagen; Du hast ganz bewunderungswürdig Deine Freiheit weggeworfen und mühevolle Pflichten auf Dich genommen. Aber es wäre ja doch möglich, daß Du mir und den Kindern Deiner armen Schwester noch ein größeres, ein innerliches Opfer gebracht, daß Du nicht blos häusliches Behagen, nein auch eine glückversprechende Neigung in der Heimath zurückgelassen hättest."

Sie schüttelte den Kopf; sie brachte kein Wort hervor. Eine namenlose Angst schnürte ihr die Kehle zu. Was wollte er ihr sagen? Wozu diese Einleitung?

Der Staatsanwalt aber tändelte mit einer gewissen Befangenheit mit dem Wollknäuel, das vor ihr lag. Er suchte nach Worten. Die Frage, die er ihr zu stellen hatte, wollte ihm nicht über die Lippen.

„Es war einmal die Rede — meine arme Frau sprach noch darüber," sagte er endlich, ohne Erna anzublicken, „daß ein alter Freund eurer Familie, Hauptmann Mühleck, Dir gut sei, und daß die Mutter diese Verbindung wünschte?"

Noch vor einer Stunde hätte sich Erna bei dem bloßen Gedanken entsetzt, Mühleck's Werbung irgend einem Menschen

zu verrathen. Aber sie fühlte nun, daß sie Karl gegenüber nicht schweigen konnte, ja daß rückhaltlose Offenheit gegen ihn Seligkeit sei.

„Er war mir gut," sagte sie leise.

„Und Du?" frug er rasch und sah sie nun forschend an mit seinen ernsten, dunklen Augen.

„Ich habe ihm gesagt, daß ich niemals seine Frau werden kann."

Wieder eine Pause. Blaß, mit einem Ausdruck quälender Erwartung auf den Zügen, starrte Erna auf das hellblaue Kinderjäckchen, an dem sie gehäkelt hatte. Ihre Hände zitterten.

„Das war also zu Ende — schon ehe Du kamst."

„Nein, Karl. Er schrieb mir — erst vor Kurzem. Aber ich hätte mich ja nie entschließen können, die Kinder zu verlassen."

„Ich danke Dir, Erna." Seine Stimme klang bewegt und er athmete rascher als sonst. „Das gibt mir Muth zu der Frage, die ich an Dich richten will. Du weißt, ich habe Dir kein Glück zu bieten, wie Du's vielleicht verdientest. Ich bin nicht jung, und mein Herz hat tiefen Schmerz erfahren; ich bin sehr ernst geworden; vielleicht sogar vor der Zeit. Ich muß Dir auch mehr Pflichten auferlegen als ein Anderer. Aber da Du frei bist von jeder Neigung, da Du Dich in der schlimmsten Zeit so tapfer bei uns eingelebt hast, wirst Du wohl nicht erschrecken über meine Bitte: werde meine Frau!"

Es war fast eine Geberde des Schreckens, mit dem sie den Kopf zu ihm emporhob und die Lippen öffnete, als müsse ein Schrei hervorbrechen. Karl aber faßte rasch ihre Hände und fuhr in wachsender Bewegung fort: „Keinen raschen Entschluß, Erna! Ich will heute noch keine Antwort von Dir fordern. Du sollst es Dir ruhig überlegen. Du warst ein so guter, treuer Kamerad für mich, Mädchen!

Besinne Dich, ob Du das bleiben magst! Bis an's Ende! Für immer!"

„Ich will mich besinnen, Karl," murmelte sie leise.

Er drückte ihr noch einmal die Hände; dann war sie allein.

Nun fluthete ihr eine wilde Freude durch alle Adern und mit leidenschaftlichem Beben flüsterte sie vor sich hin: „Sein! sein!" Als ob es für sie noch ein Besinnen gäbe!

Dann erst überdachte sie seine Worte. Sie erinnerte sich, wie ihr das Herz auf der Zunge gelegen, wie nahe sie daran gewesen war, ihm ihr tiefstes Geheimniß, ihre ganze Liebe zu verrathen. Aber er hatte sie nicht gefragt, ob sie ihn liebte! Sie fühlte wohl, daß sie es ihm auch verbergen müsse, daß er nicht ahnen dürfe, wie sie jubeln, jauchzen möchte. Olga's schönes, blasses Todtengesicht, auf das er sich mit so herzzerreißendem Weh herabgeneigt hatte, stieg vor ihr empor.

„Ob er sie noch liebt — die Todte! Immer noch liebt! Ob er alle Wärme seines Herzens mit ihr begraben hat!" fragte sie sich angstvoll.

Aber in all' der Angst durchrieselte sie doch wieder das süße Bewußtsein des Lebens. Sein Herz wird an dem ihren pochen; sie wird ihm die Arme um den Hals schlingen und dann, wenn jede Schranke zwischen ihnen gefallen, dann wird sie es ihm einmal zu sagen wagen, was er ihr ist. Können warme Lippen nicht einen Schatten verdrängen? Ist die Gegenwart nicht mächtiger als ein Grab? —

„Ich habe mich besonnen, Karl. Ich will thun, was ich kann, um Dir eine gute Frau, Deinen Kindern eine Mutter zu sein," sagte sie ihm am nächsten Morgen und reichte ihm ihre Lippen mit demselben kühlen, schwesterlichen Kuß, wie sie ihn einst, als halberwachsenes Mädchen, an Olga's Hochzeitstag auf seinen Mund gedrückt hatte.

Aber während sie sich äußerlich mit gelassener Ruhe in

die veränderten Verhältnisse schickte, träumte sie sich immer heißer in die Hoffnung hinein, die Vergangenheit zu besiegen, auch für ihn ein neues Glück zu schaffen und sein Herz zu erwecken zu einem zweiten berauschenden Liebesfrühling.

3.

Sie wollten sich so rasch als möglich verheirathen, und während der kurzen Zeit der Verlobung kam Erna's Mutter zu Besuch, um das Zusammenbleiben des Brautpaares, das ja eigentlich der Sitte widersprach, zu ermöglichen. Es gab viel zu denken, zu besprechen, zu besorgen, Erna hatte Mühe, die Aufregung zu beherrschen, die ihr durch alle Adern klopfte.

Jede kleinste Vorbereitung, jede Besprechung über äußerliche Veränderungen, welche die Zukunft erheischte, war für sie wie ein neuer Schluck eines berauschenden Trankes, der ihr immer mehr die Sinne und die Gedanken verwirrte. Sie wußte nur noch, daß sich ihr eine im tiefsten Herzen versteckte Hoffnung erfüllt hatte, daß sie in wenigen Wochen fortreisen sollte, allein mit ihm, mit vollem, unbestreitbarem Recht an ihn. Sie vergaß seine ruhige, ernste Werbung, vergaß, daß er nicht mit so freier Seele dieser neuen Ehe entgegenblicken konnte wie sie, daß ihn wehmüthige Erinnerungen überfluthen mußten, träumte sich immer mehr in die Ueberzeugung hinein, daß seine Augen mit Liebe die ihren suchten, sein Händedruck ihr warme Neigung bekenne, daß sein Herz dem Tag der Vereinigung so sehnsüchtig entgegenpoche, wie das ihre. Gerade weil sie den Boden der Wirklichkeit aus den Augen verloren hatte und ihre Phantasie sie auf leuchtenden Schwingen in ein Wunderland emportrug, dem sie entgegeneilen sollte, war der Sturz um so grausamer, um so erschütternder.

An dem Morgen vor dem bereits bestimmten Hochzeitstage fiel ihr ganzes Traumglück in Trümmer.

Karl, der noch bis zuletzt arbeiten mußte, um sich für etliche Tage frei machen zu können, hatte es ihr überlassen, einige Glückwunschbriefe auswärtiger Verwandter zu beantworten, ihr die Schublade seines Schreibtisches geöffnet, in dem er die Briefschaften verwahrte und sie gebeten, das ganze Packet, wenn sie es durchgesehen, zu verbrennen, wie er zu thun gewohnt war. Es machte ihr Freude, in seinem Studirzimmer sich aufzuhalten, das sie sonst nur selten betreten hatte, mit einem gewissen Recht an seinem Schreibtisch schalten zu dürfen, der ihr immer ein Heiligthum gewesen war. Die Worte flossen ihr leicht aus der Feder; sie war in einer so glücklichen Erregung, daß sie allen Menschen gerne etwas Liebes und Freundliches gesagt hätte. Sie war mit ihrer Aufgabe zu Ende und warf nun Brief für Brief in die hell aufflackernde Flamme des Ofens. Während sie vor demselben kniete, fand sie in dem Packet, zwischen gleichgiltigen Briefen und Anzeigen, auch ein Schreiben ihrer Mutter. Karl pflegte ihr solche Briefe aus der Heimath stets zu zeigen, und sie wollte die Blätter, nachdem sie die erste Seite überflogen hatte, eben in die Gluth schleudern, als ihr der eigene Name auffiel.

Diesen Brief hatte Karl ihr nicht gezeigt! Er handelte ja von ihr, nur von ihr! Daß es richtiger wäre, ihn wegzulegen, daran dachte sie gar nicht mehr. Die Worte trafen sie zu persönlich. Noch immer auf den Knieen kauernd, las sie mit brennenden Wangen und stieß nur zuweilen einen kurzen Laut der Empörung zwischen den zusammengepreßten Lippen hervor.

„Lieber Karl," schrieb ihre Mutter nach einem Berichte über ihre und ihres Mannes schwankende Gesundheit, „Du wirst es mir nicht verdenken, wenn ich ein ernstes Wort über Erna mit Dir reden möchte. Du weißt ja, wie viel wir von Dir halten, wie wir Deinen Charakter hochschätzen, wie wir immer noch die Stunde segnen, die Dich in unser Haus führte, trotz des schweren Leids, das seitdem über

Dich, auch über uns gekommen ist. Als der unersetzliche Verlust Dich traf und meine arme Olga von ihren drei Kindern wegstarb, habe ich auch keinen Augenblick gezögert, Dir Erna zur Stütze und zur Pflege der armen Kleinen zu überlassen, obwohl sie ja, wie Du weißt, die Einzige war, die uns alten Eltern noch gehörte. Aber seitdem sind fast zwei Jahre vergangen, und ich frage mich: soll das immer so weitergehen? Am Anfange äußerten die Bekannten und Verwandten auf's Lebhafteste ihre Verwunderung, daß Erna nicht mehr zurückkehre; nun sind sie Alle verstummt. Gerade daraus schließe ich, daß sie hinter meinem Rücken reden und Erna's Verweilen in dem Hause ihres Schwagers als eine peinliche Angelegenheit betrachten, an die man aus Taktgefühl nicht rühren darf. Die Welt urtheilt eben nicht nach dem Charakter der Personen, sondern nach ihren hergebrachten Ansichten. Meine Tochter Marianne, mit der ich gestern über Erna sprach, war auch der Ansicht, daß sich meine arme Jüngste ihren Ruf und ihre Zukunft verderbe, wenn das so weitergehe. Erna opfert Dir ihre Jugend, ihre besten Jahre; und wer weiß — eines Tages wird sie dann vielleicht einer fremden jungen Frau den Platz in Deinem Hause räumen müssen. Ich weiß ja, wie treu Du Deine Frau geliebt hast; aber Du bist noch nicht in dem Alter, in dem ein Mann vollständig mit dem Wunsch nach Glück abgeschlossen haben kann. Du wirst es mir nicht verdenken, daß ich Erna's wegen besorgt bin und es Dir an's Herz legen möchte, Dir das Verhältniß, in dem ihr zu einander steht, klar zu machen und Dich zu einem entweder — oder zu entschließen."

Erna hatte das Blatt auf den Boden sinken lassen und ihr glühendes Gesicht mit den Händen bedeckt.

Das hatte ihre Mutter geschrieben! Ihre eigene Mutter! Diesen Brief hatte er gelesen! Es war ihr, als müsse sie zusammenbrechen vor Scham.

Noch einmal hob sie das Schreiben auf, ehe sie es mit einem bitteren Auflachen in das Feuer schleuderte. Es trug das Datum des 12. Februar und am 15. hatte Karl sie um ihre Hand gebeten!

Sie sprang auf, wie außer sich. In einer wilden Empörung, in der sie, fiebernd vor gekränktem Stolz, kaum einer Schmerzempfindung Raum geben konnte, lief sie in ihr Zimmer, tastete nach Mantel und Hut, um ohne Säumen zu Karl zu eilen, ihm zu sagen, daß diese Ehe, in die man ihn hineingetrieben hatte, nie zu Stande kommen dürfe, daß er frei sei, daß sie das Urtheil der Welt und ihre Klatschbasereien verachte, daß Alles beim Alten bleiben müsse, und sie seine Hand nicht annehmen könne, als einen Lohn für ihr Opfer.

Erst nach einer Weile war sie wieder klarer Ueberlegung fähig. Der Hut, den sie schon auf den Kopf drücken wollte, sank ihr aus der Hand, und sie ließ sich auf einen Stuhl niederfallen in einer muthlosen Erschöpfung, die auf den Moment der Erregung folgte. Eine abgebrochene Verlobung am Tage vor der Hochzeit, das war ja ein Skandal, nach welchem sie nicht mehr in seinem Hause verweilen konnte. Dann blieb ihr nichts übrig, als mit ihrer Mutter abzureisen — für immer.

„Nur das nicht! Nur nicht fort!" stöhnte sie auf, die Hände ringend. Jeder Blutstropfen in ihr empörte sich gegen die Trennung von ihm, von seinen Kindern.

Es gab kein Zurück mehr. Es gab nur Eines: alle die Träume und Hoffnungen und Wünsche, die sie auf diesen morgigen Tag gesetzt hatte, zu vergessen und zu ringen mit sich selber, um ihm das zu werden, um was er sie gebeten hatte: sein guter Kamerad. Nun glaubte sie erst die Bedeutung der Worte zu verstehen: er gehorchte dem Zwang der Verhältnisse; er heirathete sie, um die Kinder nicht fremden Händen anvertrauen zu müssen — aus Vernunft,

aus Pflicht. Und an ihr war es, ihm diese Pflicht leicht zu machen.

Sie dachte wieder an jene Stunde am Sterbebette der Schwester — es war eine Schicksalsstunde für sie gewesen — in der es ihr so leicht erschienen war, auf jedes eigene Glück zu verzichten, um ihm seine zertrümmerte Existenz tragen zu helfen. Jenes große Gefühl der Entsagung, das sie damals durchschauert hatte, mußte sie wiederfinden und ihre Liebe zu ihm weitertragen in Verborgenheit wie ein Märtyrerthum.

Als sie nach Stunden einsamer Qual ihr Zimmer verließ, war sie stark genug, der Mutter, die ihr so Schlimmes angethan hatte, und dem Bräutigam, der sie in heiterer Stimmung auf den Mund küßte, ihre gewohnte, ruhige Miene zu zeigen. Aber ihr Herz war krank und schmerzte bei jeder leisesten Berührung. Das fühlte sie, als Karl am Abende mit einer weichen, leisen Stimme erzählte, er sei an Olga's Grab gewesen. Vor einem Tage noch hätte dieser Gang auf den Friedhof ihr nur eine wehmüthige Rührung erweckt. Nun aber suchte sie sich mit selbstquälender Bitterkeit die Zwiesprache auszumalen, die er mit seinem todten Weibe gehalten.

„Er wird ihr gelobt haben, daß sein Herz ihr treu bleibt, auch wenn er den Kindern das Opfer bringen muß, eine neue Ehe einzugehen; er wird seinem verlorenen Glück nachgeweint haben — vielleicht aufseufzend vor dieser Zukunft, die ihm nun bleibt."

Nicht mehr mitleiderregend und traurig erschien ihr Olga's marmorblasses Todtengesicht; nein, triumphirend in ewiger Jugend und Schönheit, die den Todten zu eigen bleibt in der Erinnerung.

„Ob er mich lieben könnte, wenn ich schön wäre wie Olga!" frug sie sich in ihrem Zimmer, mit verzweifelten Augen ihr Spiegelbild anstarrend; dann sank sie in die

Kissen und schluchzte, als müßte sie alle leidenschaftliche Gluth ihres Herzens fortlöschen mit diesen Thränen.

Am nächsten Tage waren sie Mann und Frau und auf der Hochzeitsreise.

Erna war kein überspanntes Geschöpf, das ihrem Gatten in einer rührenden Scene erklärt hätte, daß sie wie Bruder und Schwester nebeneinander hinleben wollten, da er sie nicht liebe.

Sie hätte niemals den Muth gefunden, nur mit einem Wort an ihre Beziehungen zu einander zu rühren. Er hatte ihre Hand genommen, nun sollte er sie führen, wie es ihm gut schien. Sie weigerte ihm ihre Lippen nicht; aber sie hatte nicht die kleinste Zärtlichkeit für ihn, um die er sie nicht bat. Sie gab sich ihm in passiver Scheu, als erfülle sie eine Pflicht. Auch unter der wärmsten Berührung seiner Lippen vergaß sie keinen Augenblick, daß ein Schatten zwischen ihnen schwebe, und sein Herz einer Verlorenen gehöre. In dem Bestreben, das sie ganz erfüllte, ihm ihre leidenschaftliche Sehnsucht zu verbergen, erschien sie von einer eisigen Zurückhaltung.

Ein weicheres, schmiegsameres Wesen mit zärtlichen Augen und einer rührenden, sanften Stimme hätte in diesen Tagen völligen Alleinseins wohl keinen so dichten Schleier über ihr eigentliches Empfinden zu breiten vermocht. Aber Erna's ganze Erscheinung hatte etwas Herbes, Trotziges. Man hatte sie immer für gefühllos gehalten, weil ihr Gesicht ruhig, und ihre Nerven stark waren. Niemand ahnte, welch' glühende Zärtlichkeit in ihr schlummerte, und nur das Bewußtsein des Geliebtwerdens hätte ihr den Ausdruck dieser tiefverschlossenen Wärme auf die Lippen zwingen können.

Manchmal war es ihr freilich, als müsse sie den Bann des Schweigens brechen und Karl mit einem Aufschluchzen in's Ohr flüstern: „Ich hab' Dich ja wahnsinnig lieb! Fühlst Du es denn nicht? Ahnst Du es nicht!"

Aber sie glaubte, daß er erschrecken, daß er sich wie ein Bettler erscheinen würde, ihr gegenüber, wenn sie ihm ihre Leidenschaft offenbarte; sie fürchtete sich vor dem tieftraurigen Blick, mit dem er ihr sagen müßte: „Mein Herz ist ja todt, arme Erna! Warum hast Du Dich an mich müden, schicksalgebeugten Mann gekettet, wenn das Deine so jung ist, so voll von Gluth?"

So blieben sie sich fremd, und es wollte keine rechte Sonne durchdringen, so wenig wie an dem Frühlingshimmel draußen. Es blieb frostig zwischen ihnen und um sie, auch im schönen Süden, auch am Gardasee und in Venedig.

In Karl's Augen erlosch allmälig der junge Glanz, mit dem er die Reise angetreten hatte. Er ward düster und in sich gekehrt, und wenn ihn Erna mit ernsten Augen vor sich sah, dann dachte sie: die Sehnsucht nach dem verlornen Glück zermartert ihn; er stellt Vergleiche an zwischen Olga und mir, zwischen Einst und Jetzt, und das macht ihn elend und krank.

Sie drängte ordentlich zur Rückkehr in ihr Heim, zu ihren Pflichten. Hier war sie ihm wenigstens unentbehrlich; hier konnte sie ihm wirklich etwas sein. Er hatte sie geheirathet der Kinder wegen; also mußte sie seinen Kindern all' die Liebe fühlen lassen, die sie für ihn im Herzen trug.

Sie war wo möglich noch zärtlicher, noch hingebender für ihre Schützlinge als früher, als wollte sie ihnen zeigen, daß sie nun wirklich eine Mutter hatten. Immer, wenn Karl nach Hause kam, saß eines der Kinder dicht neben ihr, machte seine Aufgaben oder ließ sich eine Geschichte erzählen. Die kleine Alma, die sich hätte gewöhnen sollen, allein zu schlafen, vergoß darüber so bittere Thränen, daß Erna sie wieder wie früher zu sich in das Zimmer nahm.

„Sie hängt an den Kindern, als wären es ihre eigenen!" dachte Karl mit tiefer Dankbarkeit; aber doch mit einem schweren Seufzer.

Ohne Streit, ohne Mißklang lebten diese Beiden nun nebeneinander hin; voll Güte und Besorgniß, Jedes bestrebt sein Bestes zu thun für das gegenseitige Glück; und doch schien dieses Glück verbannt, gestorben, unwiederbringlich dahin, und der Druck ernster Resignation lastete auf dem Heimwesen, dem nur die lustigen jungen Stimmen eine heitere Färbung gaben.

4.

Ein Jahr nach ihrer Verheirathung hatte Erna vollauf Gelegenheit, ihrem Gatten jene thatkräftige, opferfreudige Liebe zu beweisen, die sie sich zur Pflicht gemacht hatte.

Die drei Kinder erkrankten fast zur gleichen Zeit am Scharlach, und die beiden Mädchen wurden so schlimm von dem tückischen Uebel gepackt, daß während langer Tage und Nächte der Todesengel über dem Hause schwebte. Erna war bewunderungswürdig an Liebe und an Kraft.

Sie hatte keinen anderen Gedanken, als ihm seine Kinder zu retten, und wenn sie ihr Herzblut dafür geben müßte!

Sein kummervolles Antlitz, seine zärtliche Stimme, wenn er sich über ein Bettchen neigte, rief ihr immer wieder die Erinnerung wach an jene Stunde, da das große heilige Mitleid mit ihm zum Inhalt ihres ganzen Lebens geworden. So lange sie den Ausdruck der Angst auf seinen Zügen sah, gab es für sie keinen Schlaf, keine Schwäche, keine Ermüdung.

Das Schicksal war gnädig; die Gefahr schwebte vorüber; das Fieber wich, und die Kinder schliefen sich wieder gesund.

In einer jener Stunden tiefer Ruhe, wohliger Befreiung von dem Druck der letzten Tage, strich Karl zärtlich über die Haare seiner Frau: „Ich wollte, ich wüßte ein Dankeswort, das Alles zusammenfaßte, was ich Dir schuldig

geworden bin," sagte er sehr ergriffen. „Wie kann ich es Dir denn je lohnen und vergelten, was Du an meinen Kindern thust."

Sie hatte ihr Gesicht an seine Hand gedrückt; sie sprach kein Wort; aber er sah, daß sie zitterte, und dann fühlte er plötzlich, wie seine Hand naß wurde von Thränen.

Aufschluchzend lehnte sie sich an seine Schulter.

„Du bist übermüdet; Deine Nerven fühlen jetzt die Abspannung, mein armes Kind!" tröstete er sie mit einem unendlich sanften Tone. Aber in seinen Augen lag eine quälende Frage, und angstvoll schaute er auf sie herab, auf ihr fassungsloses Weh.

Seit Langem zermarterte ihn der Gedanke, daß seine Frau in tiefster Seele leide, daß er sie nicht verstehe.

Die kleine Olga erholte sich am langsamsten; sie blieb blaß und still, beunruhigend sanft und brav, nachdem sie vorher ein kleiner Wildfang gewesen; der Hausarzt erklärte den Zustand für eine Schwäche der Nerven und empfahl langen Aufenthalt in einer waldreichen Gebirgsgegend.

Erna erinnerte sich an einen reizenden Fleck am Fuße der Zugspitze, den sie vor Jahren einmal auf einer Sommerreise kennen gelernt hatte: den malachitgrünen Badersee, rings umsäumt von dichtem Wald, von den gewaltigen Felsmassen überragt; ein Idyll voll Ruhe, Frieden und köstlicher Luft, in dem sich in den Juniwochen auch noch Einsamkeit finden ließ. Dorthin reiste sie mit ihrer kleinen Patientin ab, während die beiden anderen Kinder, die schon in die Schule gingen, beim Vater in der Stadt zurückbleiben mußten.

Olga blieb immer noch blaß und still, obwohl sie von früh bis spät im Walde war. Ueber Erna aber, die bisher nur auf der Durchreise im Hochgebirge gewesen war, kam in dem stillen, ungestörten Schauen eine wahre Naturtrunkenheit.

Eine solche Frische, eine solche Daseinslust strömte ihr durch alle Adern, daß sie die Lebenskraft, die das blasse Kind sich hier wieder holen sollte, in sich selber zuerst wachsen fühlte.

Der Berghauch, die Waldluft, die ihr um die Schläfen wehte, wirkten auf sie wie ein Jungbrunnen, daß es ihr war, als gleite die Last von zehn Lebensjahren von ihr fort, als könne sie wieder singen und lachen wie eine Zwanzigjährige.

In dem kleinen, behaglichen Gasthause waren nur wenige ständige Gäste anwesend; die sich unwillkürlich näher gerückt waren, auch wenn Keines den Wunsch hatte, Bekanntschaften anzuknüpfen. An der Wirthstafel präsidirte ein norddeutscher Baron, der bereits seit Wochen mit seiner Frau hier wohnte und unermüdlich fischte; zu den Stammgästen gehörte auch ein pensionirter Oberst und ein kränklicher Dichter, die sich stundenlang am Schachbrett gegenüber sitzen konnten. Außer ihnen saß noch eine Malerin mit am Tische, und an Erna's Seite ein ernst aussehender junger Mann, etwa in Mitte der dreißiger Jahre, der selten ein Wort in die Unterhaltung mischte, nur zuweilen mit der kleinen Olga scherzte, aber in jeder Aeußerlichkeit die Gewohnheiten eines feingebildeten, in guten Kreisen verkehrenden Menschen verrieth. Er war Olga als Arzt aus Dresden bezeichnet worden, und sie hatte mit leiser Regung der Freude gedacht: „Ah, also ein Landsmann!" Da er aber keinerlei Anschluß zu suchen schien, und sie weder Talent noch Bedürfniß hatte, schweigsame Tischnachbarn zum Plaudern zu bringen, so war es zwischen ihnen bei einem freundlichen Gruß und ein paar höflichen Redensarten während der Mahlzeit verblieben.

In einer Nacht aber ward Erna plötzlich von einem ängstlichen Wimmern ihrer Kleinen aus dem Schlaf geweckt. Das Kind rang, wie verzweifelt, nach Luft; die thränennassen

Augen traten ihr hilfesuchend aus dem Gesicht, in der furchtbaren Angst des Erstickens, und die Händchen, die sich um Erna's Arm klammerten, krampften sich immer fester ein, in wahrer Todesqual.

Eine Weile fühlte sich Erna vollständig rathlos. Sie wußte nicht, welche Ursache diesem Anfall zu Grunde liege; sie konnte das Kind nicht verlassen, und keines der Mittel, die sie anwendete, brachte irgend welche Linderung. Ihr selbst verging der Athem, wenn sie daran dachte, das Kind könne sterben in Abwesenheit des Vaters und sie, sie müßte ihm das Entsetzliche mittheilen.

Mitten durch die düsterſten Bilder, die ihre Phantasie ihr in der Nachtstunde vor Augen führte, zuckte ihr plötzlich der befreiende Gedanke: es ist ein Arzt unter einem Dache mit uns!

Sie klingelte. Nachdem endlich, nach langem, quälendem Warten, eine Dienerin erschienen war, überließ sie deren Schutz für einige Augenblicke das kranke Kind, ordnete mit hastigen Händen ihren Anzug und eilte dann mit angstvoll klopfendem Herzen die Treppe empor bis zu dem Zimmer, das Doktor Eckwald bewohnte.

Eine Sekunde lang kämpfte sie mit ihrer Scheu; dann aber besiegte die wie mit Eisenklammern ihr das Herz einengende Sorge jedes Bedenken.

„Herr Doktor," bat sie, an die Thüre pochend. „Verzeihen Sie mir, wenn ich Sie wecke. Meine Kleine ist sehr krank. Ich wäre Ihnen unsäglich dankbar, wenn Sie nach ihr sehen wollten."

Bei den ersten Worten hörte sie eine Bewegung; er schien sofort erwacht zu sein.

„Ich komme sofort, gnädige Frau!" klang es dann heraus.

Erst später fiel ihr ein, wie seltsam es war, daß der fremde Mann sogleich ihre Stimme erkannt hatte. Nun

stammelte sie nur ein kurzes Dankeswort und eilte dann wieder an das Bettchen zurück, um das geängstigte Kind zu trösten, horchend auf jeden Laut in dem schweigenden Hause, bis der ersehnte Schritt vor ihrer Thür ertönte, und ihr der Anblick des ernsten, dunklen Männerkopfes jenes momentane Aufleben brachte, welches das Erscheinen des Arztes in solchen Momenten der Rathlosigkeit hervorzurufen pflegt.

Es war ein Zufall, daß in demselben Augenblicke fast, als seine Hände das Kind berührten und er dem gequälten Körper eine andere Lage gegeben hatte, der Krampf sich löste und das Köpfchen müde in die Kissen zurücksank. Erna's aufgeregter Phantasie schien die Wirkung, die er hervorgerufen, eine geradezu wunderbare, und wenn Doktor Eckwald ihr auch lächelnd versicherte, daß die Natur sich auch ohne sein Zuthun geholfen hätte, daß der Anfall überhaupt lange nicht so gefährlich sei, als sie sich vorgestellt habe, sondern sich auf eine nervöse Störung zurückführen lassen müsse, so blieb ihr doch der Eindruck unverwischbar, daß seine Nähe ihr geradezu eine Erlösung gewesen.

Doktor Eckwald verordnete einige erleichternde Mittel für den Fall, daß der asthmatische Krampf sich wiederholen sollte und blieb dann noch eine Weile über das Bettchen gebeugt, um das nun wieder ruhig athmende Kind zu beobachten.

Es war so still in dem Haus, in dem Gemach; man hörte vor dem Fenster, das er geöffnet hatte, die Waldbäume rauschen. Von dem Kinde weg glitten seine Augen über die Gestalt, über das Gesicht der jungen Frau.

„Wie blaß Sie sind," sagte er theilnehmend.

Unwillkürlich stieg eine leise Röthe bei diesen Worten in ihre Wangen.

Sein Blick hatte etwas so Seltsames, als fühle er,

mehr als es dem Arzte ziemt, die intime Nähe, in welche ihn diese Stunde zu ihr geführt, das Alleinsein in der Nachtstunde, in welche die Poesie des Waldes hereinwehte.

„Wie soll ich Ihnen danken, daß Sie mir Ihre Ruhe geopfert haben!“ sagte Erna, als er sie verließ, da die kleine Olga nun ruhig schlief.

„O bitte, gnädige Frau, das war das kleinste Opfer, das ich Ihnen brachte.“ —

Am andern Morgen, als er noch einmal nach dem Kinde sah, das wieder ganz munter war, erzählte er ihr, daß er seit einem Jahre seine ausgedehnte Praxis aufgegeben und jeder Ausübung seines ärztlichen Berufes entsagt habe. Aber ihre Stimme, als sie ihn weckte, habe so hilfeflehend, so herzbewegend geklungen, daß er in diesem Moment seinen festen Entschluß vergessen und sich selber das Wort brechen mußte, um ihr kein „nein“ zu erwiedern.

„Ich muß Ihnen Ihre Bereitwilligkeit in solchem Fall doppelt hoch anrechnen, Herr Doktor,“ erwiederte Erna, „aber, verzeihen Sie mir, ich muß Ihnen sagen, daß mir ein solcher Verzicht vollständig unbegreiflich erscheint. Wenn ich ein Mann wäre, wie gerne wäre ich Arzt geworden! Wie denke ich es mir schön, das große, ewige Leiden der armen Menschheit lindern zu helfen! Welche Befriedigung muß in Ihrem Berufe liegen, auch wenn er fast einen Einsatz der persönlichen Freiheit fordert, auch wenn er unsagbare Opfer und Mühen kosten mag!“

Er seufzte tief auf.

„Und wenn Sie jahrelang gearbeitet hätten, gnädige Frau, jahrelang wirklich jeder Lebensfreude, jeder Zerstreuung entsagt hätten, um immer weiter vorzudringen in die großen Räthsel, die uns Leben und Sterben aufgibt, wenn es Ihnen wirklich Zweck und Endziel des eigenen Daseins gewesen wäre, zu lindern, zu helfen, zu retten, und Sie müßten am Beginn Ihrer Laufbahn erleben, daß Sie rath-

los, hilflos, liebe Augen brechen sehen, daß unter Ihren Händen ein Glück in nichts zerrinnt, würden Sie dann nicht auch irre werden an dem kargen Wissen, an sich selbst, wie ich es geworden bin!"

Erna hatte die Ueberzeugung, daß der bisher so verschlossene Mann nicht leicht vor irgend Jemand diese geheime Wunde seiner Seele offenbarte. Sein Vertrauen schmeichelte ihr, und sie, die sonst so scheu war, nach fremden Verhältnissen zu forschen, fühlte sich getrieben, ihn mit warmer Theilnahme zu fragen: „Sie haben Ihre Braut, Ihre Frau verloren? Ein theures Leben nicht retten können?"

Ein solches Unglück, das ja so tief in ihr eigenes Dasein eingegriffen hatte, verstand sie wohl, und der schmerzliche Gedanke, wie wenig es für solches Weh Heilung gebe, fuhr ihr wieder wie ein Stich durch's Herz.

„Ja und nein, gnädige Frau," sagte er nach einer Weile, und die tiefe Müdigkeit, die häufig seine Augen umflorte, lag ihm wieder auf den Zügen. „Ich habe nie eine Braut gehabt. Aber ich hatte einen Freund, der mir theurer war als ein Bruder, und der wirklich ein Glück gefunden hatte, wie es wohl selten ist auf der Welt. Er liebte seine Frau und sein Kind mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seines südlichen Temperamentes. Mir bedeutete die schöne, heitere Häuslichkeit Heimath, Familie, vollsten Seelenfrieden. In wenigen Wochen brach Alles zusammen. Der kleine Junge starb an Diphtheritis — ich hatte ihn behandelt, gnädige Frau; die arme Mutter, die demnächst einem zweiten Kinde das Leben schenken sollte, erkrankte so heftig, daß eine Operation nöthig wurde, und sie blieb — blieb unter der Chloroformnarkose. Ich hatte wohl einen Kollegen beigezogen; ich hatte die Dosis genau berechnet, das Herz der armen Frau eingehend geprüft — dennoch trat die plötzliche Lähmung ein, durch eine jener geheimnißvollen Komplikationen, die der Vorsicht des Arztes spotten. Mich traf

die ganze Schwere der Verantwortung. Mein Freund, halbwegs dem Trübsinn verfallen, wollte mich nie wieder sehen: ein Beweis, daß er mich der Schuld an seinem Unglück anklagt; mich, dem er einst grenzenlos vertraute! Seitdem habe ich den Muth verloren, an ein Krankenbett zu treten. Es wäre vielleicht besser für mich gewesen, wenn ich verdienen müßte, um zu leben. Aber ich brauche, auch ohne Arbeit, keine Noth zu leiden. Freilich — wie könnte man solch' ein nutzloses, verfehltes Dasein ertragen, mit all' den düsteren Gedanken, die sich nächtlicher Weile im Kopfe einnisten, ohne jenes zeitweilige Vergessen, das ein Tropfen Narkose gewährt! Ich bin hierher gekommen, auf dringendes Bitten meiner Freunde und Kollegen, um mich des Morphium's zu entwöhnen, zu dem ich nach jenem Zusammenbruch eines Menschenglücks meine Zuflucht nahm. Aber ich kann es nicht; es fehlt mir die nöthige Willensstärke. Wozu auch? Wem schadet's, wenn ich mich langsam vergifte?"

Er sah sehr abgespannt und elend aus nach seinem Bekenntniß und fügte mit einem so traurigen Lächeln hinzu: „Ich weiß nicht wie ich dazu kam, Ihnen Dinge anzuvertrauen, die ich bisher verbarg wie ein Verbrechen."

Erna konnte ihm in diesem Augenblicke nicht zeigen, wie sehr sein Sichgehenlassen, seine Kraftlosigkeit ihrer energischen Natur widersprach. Aber sie hatte so viel Theilnahme und Interesse an ihm gewonnen, daß sich der Wunsch in ihr regte, ihn aus seiner krankhaften Gemüthsstimmung aufzurütteln. —

Da sie ihr eigenes Herz so wohl gewappnet wußte und so über die Maßen bescheiden über ihre äußere Erscheinung dachte, fand sie nicht das geringste Bedenken darin, wenn der junge Mann häufig die Bank im Walde aufsuchte, auf welcher sie mit der kleinen Olga die Morgenstunden zubrachte, wenn er oftmals bat, sie auf ihren Spaziergängen

begleiten zu dürfen. Es gab ihnen so manchen Berührungspunkt, daß sie Landsleute und Beide in Dresden geboren waren. Wenn Erna auch nur an ihrer kleinen Patientin, die nach den paar Anordnungen, die Eckwald gegeben, auffallend frischer und heiterer wurde, seinen Rath erprobt hatte, so glaubte sie doch unbedingt an sein Können; sie fand, daß der junge Mann mit den tiefblickenden, Vertrauen erweckenden Augen, der weichen milden Stimme und der sicheren Ruhe des Wesens wie geschaffen sei zum Arzt; daß er an Anderen, vor allem aber an sich selbst ein großes Unrecht beging, indem er sich dieser erschlaffenden Unthätigkeit hingab. Sie machte ihm aus dieser Ansicht kein Hehl und kämpfte gegen seine Gründe mit der heiteren, gesunden und überzeugenden Kraft, die sie in dieser Landstimmung in sich fühlte. Es schien ihr ein wahrer Triumph, als sie ihn endlich überredet hatte, in eine Hütte des weltverlorenen Dorfes Hammersbach zu treten, in der sie eine arme kranke Frau entdeckt hatte, die mit Hausmitteln an sich herumpfuschte, und der ein Arzt, der nichts kostete, natürlich wie ein rettender Engel erschien.

Doktor Eckwald's Heilmittel mußten der Alten gut bekommen sein, denn nach kurzer Zeit näherte sich eines Morgens, als er neben Frau Erna auf der Terrasse beim Frühstück saß, schüchtern und verlegen eine Bauersfrau, um ihn bei allen Heiligen anzuflehen, doch auch ihre Tochter zu kuriren.

Der junge Arzt wollte davon nichts wissen, aber Erna hob die klugen Augen bittend zu seinem Gesicht empor und bat: „O, gehen Sie doch!"

Da stand er bereitwillig auf und versprach der Bäuerin zu folgen.

„Ich kann Ihrer Stimme nicht widerstehen. Sie klingt so heimathlich; sie ruft mir Erinnerungen wach, die ich nicht deutlich fassen kann, und so zwingt sie mich zum Gehorsam," erwiederte er.

„Ich wollte, das wäre mehr als eine Redensart," erwiederte Erna unbefangen. „Ich würde dann, wenn ich des Erfolges sicher wäre, eine große Bitte aussprechen."

„Eine große Bitte, gnädige Frau?"

„Ja." Sie sah ihn mit einem ernsten Lächeln an. „Ich würde Sie ersuchen, mir das Fläschchen auszuliefern, mit dem Sie sich allabendlich vergiften."

Er sah sie zögernd, fast erschrocken an.

„Ich fühle, wie gut Sie es mit mir meinen und muß Ihnen ja herzlich dankbar sein. Wenn Sie mich bitten, so kann ich auch das Fläschchen nicht weigern. Ich fürchte nur, wenn die Schwäche über mich kommt, das große unwiderstehliche Verlangen, mich zu betäuben, so eile ich zu Wagen oder zu Fuß in die nächste Apotheke und hole mir mein geliebtes Gift."

„Nein, das werden Sie nicht!" rief sie fast heftig. „Haben Sie denn gar keine Kraft der Selbstbeherrschung, Sie, ein Mann!"

„Vielleicht kann ich jene qualvollen Stunden überwinden, wenn Sie meine Gesellschaft ertragen während jenes Zustandes tiefster Verstimmung, wenn Sie mich vor dem Alleinsein retten."

„Ich will es versuchen," versprach sie nach einem kurzen Bedenken. „Sehen Sie, ich glaube, ich habe eigentlich meinen Beruf verfehlt, den einzigen, zu dem ich vielleicht wirkliche Begabung hätte: den Beruf der barmherzigen Schwester. Ich möchte ihn ausüben, so oft ich kann."

Sie sah den überraschten heißen Blick nicht, mit dem er sie nach diesen Worten umfaßte. Es kam ihr nicht in den Sinn, wie seltsam dieses Bekenntniß klingen mußte von den Lippen einer kaum zwei Jahre verheiratheten Frau; es fiel ihr nicht ein, daß er daraus die Ueberzeugung gewinnen mußte, sie sei ungeliebt und glücklos.

Erna dachte nur an die Erfüllung einer rein menschlichen

Aufgabe, wenn sie allabendlich, wenn ihr Begleiter bleicher und bleicher wurde und seine Lebensgeister herabsanken wie bei einem Fiebernden, über den Frost kommt, nicht müde ward, zu sprechen, seine Gedanken zu zerstreuen, seine Augen auf die leuchtende Schönheit zu lenken, die dann in der letzten Sonnengluth die Zugspitzgipfel überfluthete. Es war wie ein Kampf gegen einen Feind, gegen eine tückische Macht, die nach ihm die Hände ausstreckte, und zuweilen sah sie, daß er nahe daran war zu erliegen und daß nur ein bittender Blick von ihr ihn zurückhielt.

Zuweilen beschlich sie wohl eine leise dunkle Empfindung, daß ihr häufiges Beisammensein mit dem jungen Mann zu Mißdeutungen Anlaß geben könnte, ja daß ihr warmes Interesse an seiner Genesung am Ende wirklich nicht ziemend sei für eine verheirathete Frau. Aber sie war sich vollständig der reinsten und selbstlosesten Absichten bewußt und schob jedes etwaige Bedenken, als könnte ihre Nähe dem jungen Arzte gefährlich sein, als eine lächerliche Anmaßung von sich fort.

5.

So war manche Woche in der schönen Waldeinsamkeit vergangen, es war sommerlich heiß geworden mittlerweile. Die Reisezeit hatte begonnen, und Erna durfte in Bälde ihren Mann und die beiden Kinder erwarten. Sie freute sich auf den Augenblick, da Karl seine wieder rosig aufgeblühte kleine Olga sehen würde.

„Ob er wohl auch für die frischeren Farben und runderen Wangen seiner Frau einen Blick haben wird?“ fragte sie sich mit einer leisen Bitterkeit.

Es war ein heißer Morgen. Olga war auf einem, auf den Waldboden gebreiteten Plaid eingeschlafen. Erna saß auf einer Bank am Seeufer, über die eine Buche ihre Zweige breitete. Das Wasser des Baderſee's ist so durch-

sichtig klar, daß man den sammtenen Moosboden in der Tiefe sieht, daß man jeder Forelle folgen kann, die vorüberschwimmt. In Regenbogenfarben schießen die Sonnenlichter durch das smaragdene Grün. Leise rauscht der Wald.

Doktor Eckwald hatte sich der Bank genähert und einen Strauß Alpenrosen vor der jungen Frau niedergelegt.

„Ich war heute schon weit dort oben in dem Gestein," erzählte er mit frischen Augen. „Sie glauben gar nicht, gnädige Frau, welch' ein anderer Mensch ich geworden bin! Sie haben mich mir selber zurückgegeben. Eine ganze Woche habe ich gelebt ohne Morphium! Das heißt: ich bin geheilt, bin gerettet! Und Ihnen danke ich es."

„Nicht doch," erwiederte Erna abwehrend, von dem warmen Blick des jungen Freundes zum ersten Male seltsam berührt. „Sie danken es dieser Bergluft, Ihrer kräftigen Jugend, sich selber. Aber da ich Ihnen vielleicht ein wenig zu der Ueberwindung geholfen habe, so möchte ich Sie auch ferner noch schützen gegen neue Versuchung. Wissen Sie was. Versprechen Sie mir mit einem feierlichen Handschlag, daß Sie nicht wieder zum Morphium greifen werden, den Fall heftiger körperlicher Schmerzen ausgenommen!"

Er besann sich eine Weile. „Sie fordern viel," sagte er leise. Dann aber legte er seine Hand in die ihre.

„Mein Wort, mein Ehrenwort!" gelobte er. Er ließ sich auf die Bank neben ihr nieder und sie blickten Beide auf den entzückenden, grünumsäumten Uferwinkel.

„Es war eigentlich kühn, diesen Schwur von Ihnen zu begehren," sagte Erna nach einer Weile. „Aber ich freue mich von Herzen, daß Sie ihn gaben, denn ich ersehe daraus, daß Sie wieder Zutrauen zu sich selber gewonnen haben."

Er schüttelte den Kopf. „Sie können eben fordern von mir, was Sie wollen," betheuerte er in einem Ton, der Erna so beklommen machte, daß sie unruhig nach dem

schlummernden Kinde blickte, als fühle sie zum ersten Male das Alleinsein mit ihm, dem sie doch nicht entrinnen konnte.

„Glauben Sie mir doch, nur um Ihretwillen ist der Wunsch, wieder ein gesunder, frischer Mensch zu werden, in mir erwacht," fuhr er fort. „Nur Sie haben mir wieder Lust am Leben eingeflößt. Das böse Gift ist durch ein Gegengift verdrängt worden, das mir verjüngend durch alle Nerven zittert. Sie haben es fertig gebracht, die furchtbare Erinnerung aus meinen Gedanken zu bannen, wozu ich selbst nicht stark genug war, weil Sie eben mehr Macht über mich haben, als ich selber, die Macht einer Frau, die man liebt, mit tiefstem Ernst —"

Mit einem Ausdruck erschrockenen Staunens hatte Erna diese Worte mit angehört und streckte nun mit einer Geberde der Bestürzung die Hand aus, um ihm Einhalt zu gebieten. Ein jäher Schmerz wühlte ihr durch das Herz; sie fühlte all' ihr hoffnungsloses Sehnen, all' ihre unerwiederte Gluth in sich auflodern vor diesem Bekenntnisse eines Anderen, und in ihre Ueberraschung mischte sich warmes Mitleid, die Angst, ihn zu verletzen.

Sie suchte nach einem schonenden Wort, doch ehe sie nur die leiseste Erwiederung gefunden hatte, rief hinter ihr eine Kinderstimme: „Mama, Mama!" und die kleine Alma stürzte, gefolgt von ihrem Bruder Richard, auf sie zu und stieß athemlos hervor: „Wir sind da! Wir haben Dich überrascht! Wir haben heute schon um fünf Uhr aufstehen müssen! Und der Vater hat gesagt, wir dürfen jetzt gleich im Kahne fahren!"

Erna hatte ihre Verwirrung noch nicht überwunden, als sie ihrem Gatten die Hand entgegenstreckte, die Lippen küßte. Sie hatte niemals gelernt, ihr Gesicht zu verstellen und einen mächtigen Eindruck zu verbergen. Erst nach einer Weile fand sie den ruhigen Ton, um den jungen Doktor, der mit finsterem Gesicht zur Seite stand, mit der peinlichen

Empfindung, daß er bei der Familienbegrüßung sehr überflüssig sei, ihrem Gatten vorzustellen.

„Ich schrieb Dir ja, Karl, welcher Trost mir Herr Doktor Eckwald war in meiner Angst um Olga," bemerkte sie in einem Ton und einem Blick, die den Staatsanwalt auffordern sollten, seinen Dank auszusprechen. Aber dieser streichelte nur die wieder rund und roth gewordenen Wangen seiner Kleinen, murmelte eine höfliche Redensart und verbeugte sich förmlich vor dem Arzte, ohne ihm die Hand zu reichen. In einem bedrückenden Schweigen standen sich die beiden Männer einen Moment gegenüber, bis Doktor Eckwald sich mit dem rasch hingeworfenen Satz: „Ich will nicht länger stören," entfernte.

Sein Platz an der Mittagstafel blieb leer; die Familie aber unternahm am Nachmittage einen Spaziergang an den Eibsee und kehrte erst spät Abends zurück. Auf Erna lastete eine tiefe Verstimmung. Karl hatte sich in all' den Stunden des Zusammenseins ausschließlich mit den Kindern beschäftigt, an sie kaum das Wort gerichtet. Es war ein fremder, düsterer Zug in seinem Gesicht, und sie fühlte mehr als je die beklemmende Scheu ihm gegenüber, die jede offene Aussprache, jede vertrauliche Frage unmöglich machte. Und doch dürstete sie nach Liebe, nach Wärme, nach Glück, wie nie zuvor. Zu dem Druck dieses fremden Schweigens zwischen ihr und dem Gatten gesellte sich die Besorgniß um den Mann, für den sie wirkliches freundschaftliches Interesse gewonnen, und der ihr nun einen Sturm in der Seele wachgerufen hatte.

Keine Frau bleibt gleichgiltig gegen die leidenschaftliche Liebe eines Mannes, der ihr nicht gänzlich unsympathisch ist. Und Erna hatte zum ersten Male ein solches Bekenntniß vernommen. Hauptmann Mühleck hatte ihr freilich auch seine Neigung bewiesen, indem er sie zu seiner Frau machen wollte. Aber sie hatte nie in seinen Augen jenes heiße

Begehren gelesen, das ihr heute, auf der schönen Uferbank, ein langer, tiefer Blick verrathen; nie hatte seine Stimme in wirklicher Ergriffenheit an ihr Ohr gebebt.

Es war also doch möglich für sie, leidenschaftlich geliebt zu werden! Sie war nicht so reizlos, daß sie die Phantasie eines Mannes nicht zu bestricken vermocht hätte! Sie wäre nicht verdammt gewesen, auf immer vor den geschlossenen Pforten des Glückes zu stehen!

Nun mußte sie freilich diese Erkenntniß nur elend machen, elender als je! Für Karl blieb sie ja nach wie vor nur der karge, unzureichende Ersatz für seine verlorene Vergangenheit. Der arme Doktor aber griff wohl wieder zu seinem gefährlichen Betäubungsmittel, weil seine Hoffnungen auf ihre Gegenliebe so grausam getäuscht wurden.

Sie lag schlaflos, fast während der ganzen Nacht, und überlegte die Worte, die sie ihm sagen wollte, um seine Leidenschaft zu dämpfen, ohne doch das gute Werk zu zerstören, das sie an ihm gethan, auf das sie so stolz gewesen war.

Es war ihr, als höre sie ihren Gatten, der über ihr einquartirt worden war, da die bestellten Zimmer erst in ein paar Tagen frei wurden, ruhelos auf und ab gehen, an's Fenster treten, es öffnen, es wieder schließen, um es gleich darauf abermals hastig aufzureißen. Sie sah beständig sein düsteres, verschlossenes Gesicht vor sich, aus dem sie nur den alten Jammer über sein Geschick herausgelesen hatte, der ihr so weh that.

Sie athmete auf, als Karl beim Frühstück ankündigte, er müsse des Gepäckes halber noch einmal an die Bahnstation nach Garmisch zurück; die Kinder, die voll Seligkeit im Walde spielten, konnte sie getrost der Obhut der Bonne überlassen, und selbst eine einsame Morgenwanderung antreten.

Einmal völlig allein! Es schien ihr ein Labsal.

Sie schritt durch die wohlgepflegten Waldwege einen Hügel empor, von dem aus man, mit den stolzen Felszinnen der Zugspitze und des Wettersteins vor sich, das ganze Thal überblicken konnte.

In dieser Ruhe, in dieser herzbewegend schönen Landschaft mußte sie das Gleichgewicht ihrer Seele wiederfinden. Im Gras sitzend, die Hände im Schoß gefaltet, ließ sie sich den wonnigen Bergwind um die Stirne wehen und predigte sich, wie so oft, die alte Lehre vom Entsagen, vom Selbstvergessen für Andere. Aber sie konnte die Wünsche nach eigenem, wärmerem Glück nicht zum Schweigen bringen, wie sonst, und quälend, beunruhigend fühlte sie die heiße Jugend, die in ihr pochte.

Ein Schatten, der vor ihr auf das Gras fiel, schreckte sie aus ihrem Sinnen auf.

Ihr erster Gedanke war, der Doktor könne ihr gefolgt sein und von ihr eine Erklärung verlangen, und es überkam sie in diesem Augenblicke plötzlich eine muthige Sicherheit zu dieser Unterredung, vor der ihr so bange gewesen war.

Aber ihr Gatte stand vor ihr, bleich, obwohl er sich die Schweißtropfen von der Stirne wischte und seine Brust athmete wie nach einem hastigen Marsch.

„Du bist allein?" fragte er, sie durchbohrend anblickend. „Allein vom Gasthause fortgegangen?"

Sie sah ihn starr an. Sein Ton klang so ganz ungewöhnlich aufgeregt; sie hatte ihn nie so gesehen, wie jetzt; mit brennenden Augen, in einer Unruhe, die er gar nicht zu bemeistern vermochte.

„Aber die Kinder waren so vergnügt bei Amalie, und da wir sie doch einmal haben, muß man ihr die Kinder doch für ein paar Stunden anvertrauen dürfen," erwiederte sie.

„Es handelt sich jetzt nicht um die Kinder! Einmal

ausnahmsweise nicht um die Kinder; sondern um uns!" rief er mit einer so zornigen Miene, daß sie bestürzt vom Boden aufsprang und näher zu ihm hintrat.

„Was hast Du nur, Karl?" fragte sie voll Angst.

„Halte mich nicht für blind, Erna! Ich habe wohl gesehen, wie Du gestern über unser unangemeldetes Kommen erschrakst! Glaubst Du, Deine Verwirrung, Deine Unruhe wären mir entgangen, oder ich verstände die Augen, mit welchen jener Mensch Dich anblickte, nicht zu deuten! Ich wollte nicht mehr daran denken. Ich lief fort heute Morgen; aber seinen eigenen Gedanken entläuft man nicht. Als mir plötzlich wieder das Bild vor Augen trat, wie Du neben ihm auf der Bank gesessen hattest, da konnte ich keinen Schritt weiter vorwärts; ich rannte zurück! Ich mußte sehen, wo Du warst und als ich Dich in dem Gasthause nicht fand, da — o Erna! ich werde diese Viertelstunde nicht vergessen, in der ich Dich suchte auf all' diesen lauschigen Waldplätzchen, mit der toll machenden Vorstellung, daß ich Dich nicht allein treffen würde —"

„Und wenn Du mich nicht allein getroffen hättest, Karl?" unterbrach sie ihn stolz. „Ich meine —"

Aber er ließ sie nicht weiter sprechen.

„Ich weiß nicht, was dann geschehen wäre!" stieß er hervor. „Ich fühle, daß ein Mann in einer solchen Stimmung, wie ich, zu Allem fähig wird. Ich hatte mich ja schon in Deinen Briefen über diesen Doktor geärgert, dessen Name so oft erwähnt wurde. Aber als ich ihn dann gestern sah, jung und hübsch — und Dich in seiner Nähe mit einem heißen, verwirrten Gesicht — ich wundere mich jetzt, daß ich mich in dem Augenblick wenigstens zur äußerlichen Ruhe zwingen konnte! Und wochenlang bist Du mit diesem Menschen zusammen gewesen in dieser Einsamkeit —"

Sein Fuß stampfte den Boden; er preßte knirschend die

Zähne zusammen, als wollte er einen Aufschrei wilden Zornes ersticken, und sein ganzer Körper bebte wie im Fieber.

„Ich begreife Dich nicht, Karl! Begreife Deine maßlose Aufregung nicht!“ sagte nun Erna, sehr bleich, sehr erschüttert. „Ist es denn möglich! Du glaubst — hältst es nur einen Moment für denkbar, daß ich — ich so schlecht sein könnte, daß Du für Deinen Namen fürchten müßtest! Daß ich vergessen würde, was ich Dir und mir schuldig bin! So wenig Vertrauen hast Du zu mir! Ich meine doch, ich hätte Dir bewiesen, daß ich nicht leichtsinnig über meine Pflichten denke.“

„Vergib!“ bat er nun in sanfterem Ton, und seine heiße Hand umklammerte ihre Finger. „Das habe ich mir ja unzählige Male selbst gesagt in dieser schrecklichen, letzten Nacht. Sie ist zu stolz, um ihr Wort zu brechen; zu pflichtgetreu, um treulos zu sein. Aber der quälende, furchtbare Gedanke wollte nicht weichen: wenn diese Treue ihr nun schwere Opfer kostet; wenn sie nun den Anderen liebt und nur aushält auf ihrem Posten, weil es nun einmal sein muß; vielleicht nur aus Mitleid für mich und die Kinder, während eine heimliche Leidenschaft sie verzehrt, und ihre Sehnsucht fortstrebt!“

Erna's Augen waren feucht geworden, bei dem weicheren Klang seiner Stimme, bei diesem Schmerzenslaut, der seine zornige Erbitterung verdrängt hatte. Sie sah ihn an, glühend, verwirrt. Es war ihr wie ein Traum, diese erregte Sprache aus seinem Mund zu hören.

Wie in einer Gewissensforschung, mit dem unendlichen Verlangen nach rückhaltloser Wahrheit zwischen ihnen, das sie so lange bekämpft, sagte sie leise: „Eine heimliche Leidenschaft für ihn! O Karl! Was sollte mir der fremde Mann bedeuten? Es ist wahr: er interessirte mich und that mir leid. Aber daß er mich lieben könnte, mich! Das kam mir gar nicht in den Sinn, bis er mir's gestern sagte,

gerade in der Stunde, da ihr ankamt! Ich leugne nicht, daß mir die Worte Eindruck machten, daß sie mich traurig stimmten. Ja, sie haben mir Sehnsucht erweckt, Karl! Aber nicht nach ihm, nein, nur Sehnsucht nach dem Geliebtwerden! Nach dem großen, niegekannten Glück einer glühenden Neigung, nach heißen Lippen, welche die meinen suchen, nach leidenschaftlichen Blicken, die mich umfassen würden, nach der Seligkeit, nur einmal das Einzige, das Liebste, das Schönste in der Welt zu bedeuten für einen Mann!"

„Und das sagst Du mir! Mir, vor dem Du stets mit wahrer Scheu zurückgewichen bist!" unterbrach er sie. „Du selber hast eine Atmosphäre der Kälte um Dich gebreitet, hast alle Deine Zärtlichkeit und Liebe an die Kinder verschwendet und für mich nie Anderes übrig gehabt als ein kühles Wohlwollen."

„Weil ich wußte, daß Du meine schöne Schwester niemals vergessen konntest; daß Du mich nur geheirathet hattest, der Kinder wegen und — weil meine Mutter Dich förmlich zu dem Schritte zwang. Der Brief, den sie Dir drei Tage vor unserer Verlobung schrieb, ist mir später in die Hände gerathen, und von der Stunde an wußte ich, daß ich mir über unsere Ehe keine schwärmerischen Illusionen machen durfte."

„Jener Brief!" wiederholte er nach einem Moment der Bestürzung. „Ich will nicht ableugnen, Erna, daß er mich zu der Entscheidung gedrängt, meinem Zögern ein Ende gemacht hat. Aber glaube nur nicht, daß ein Mann mit einem Mädchen von Deinen Vorzügen fast zwei Jahre zusammenwohnt, ohne daß ihm der Gedanke, sie sich auf immer zu verbinden, nahe treten mußte. Da ahnst gar nicht, wie oft mir ein warmes Wort, eine liebe Frage auf den Lippen schwebte, wenn Du Abends neben mir saßest, wie oft Deine ruhige Miene, Deine fast ängstliche Zurück-

haltung mich wieder verstummen ließen. Du kannst so merkwürdig spröde und unnahbar aussehen, Erna. Bei den Vorstellungen Deiner Mutter packte mich plötzlich der Schrecken, Du könntest mich verlassen. Dieser Schrecken gab mir endlich den Muth, zu sprechen. Ich mußte Dich festzuhalten suchen, so fest, daß Dich mir Niemand mehr rauben konnte."

Sie hatten sich während des Sprechens fast mechanisch vorwärts bewegt und standen nun vor einer Bank, auf die ein Ahorn seinen Schatten warf.

„Es ist ein Irrthum, Erna," fuhr Karl fort, sie an seine Seite auf die Bank niederziehend und wieder ihre Hand fassend, „ein Irrthum, daß ich bei meiner Ehe nur an die Kinder gedacht hätte. Nein! Ich hoffte auch auf Glück für mich selber! Ich habe ja die Todte nicht vergessen, aber wenn ein Mensch noch nicht ganz alt und müde geworden ist, dann kann ihn die theuerste Erinnerung nicht auf die Dauer ausfüllen; neben dem heiligsten Schmerz erwacht wieder neues Wünschen, neues Begehren. Nur der Glaube an die eigene Macht, zu beglücken, ist nicht mehr so fest und unerschütterlich wie in der Jugend. Ein Mann in meinen Jahren schämt sich, zurückgewiesen zu werden; er muß seine Zärtlichkeit, sein Bedürfniß nach Liebe mit einer gewissen Scheu verbergen; er fühlt, daß es ihm nicht mehr ziemt, wie ein Jüngling zu schmachten. Nur vor einem Weibe, das ihn liebt, das ihn ganz versteht, findet er seine Jugend wieder, wagt er wieder warme, tolle Worte in ein geliebtes Ohr zu flüstern.

Ich habe nie vergessen, Erna, daß Du fast um zwanzig Jahre jünger bist, als ich. Schon auf der Hochzeitsreise mußte sich mir, Deinem ganzen kühlen Verhalten nach, die Ueberzeugung aufdrängen, daß Du den Verhältnissen ein Opfer gebracht, den Kindern Deiner Schwester zu Liebe mich geheirathet hattest, daß ich Dir, nach wie vor, nur der alte Schwager war, dessen Zärtlichkeit Dich nur befremdete.

Ich war Dir zu so vielem Dank verpflichtet, Erna, Du hast nach wie vor so musterhaft für uns Alle gesorgt — wie hätte ich Dir einen Vorwurf machen dürfen, daß Du mich nicht lieb hattest? Aber glaube mir, ich habe schwer gelitten in unserer kühlen, stillen Ehe. Und während wir uns immer ferner rückten, immer nur vereint durch die Kinder, ist von Tag zu Tag die Sehnsucht gewachsen, einmal nur einen Funken Wärme in Dir zu erwecken. Aber nie in all' den Jahren hatte ich Dich so lieb wie jetzt, während der Trennung. In meiner Einsamkeit, in der sich das Verlangen nach Dir förmlich krankhaft steigerte, beschloß ich, endlich einmal das frostige Schweigen zu brechen, Dich zu zwingen, mit ganzer Seele mein zu sein! So kam ich an mit ungeduldiger Freude und fand einen Anderen in intimem Gespräch an Deiner Seite — und Dein Gesicht heiß und roth und Deine Augen glänzend in fremder Erregung. Mit allen Qualen der Eifersucht sagte ich mir: sie ist nicht kalt von Natur! Nur kalt für mich —"

„O Karl! Karl!" brach es nun aus Erna's übervollem Herzen hervor, das zum Zerspringen pochte vor Glück. „Ich war ja nur kalt, weil ich Dir nicht verrathen wollte, daß mein Herz Dir gehörte, so lange, lange schon! Seit ich bei Dir bin. Ihr spracht Alle von Opfern, von Pflichten, von einer schweren Verantwortung, die ich übernommen! Ich habe sie nicht gefühlt! Ich war gut gegen die Kinder, weil es die Deinen sind — und weil ich Dich grenzenlos lieb hatte, Karl!"

Zum ersten Male fühlte er auf seinen Lippen die Gluth der großen, heißen Liebe, die so lange stumm an seiner Seite gewesen war.

Sie begriffen es Beide nun nicht mehr in dem Glück dieser Stunde, wie sie sich so lange hatten mißverstehen können.

Um die Bank unter dem Ahorn wehte köstliche Bergluft; über dem weiten Thal unter ihnen strahlte die Sonne;

nur leichte flüchtige Wolkenschatten flogen über die höchsten Felsspitzen hin.

Mit dem Egoismus der Glücklichen empfand Erna es wie eine Befreiung, als sie hörte, der junge Arzt sei abgereist. Sie hätte in ihrer seligen Stimmung ungern traurige Augen gesehen. In den wundervollen Tagen, die sie nun durchlebte, in einem Sonnenschein, den voll erwiederte Liebe ihr nur um so leuchtender machte, trat ihr zuweilen das Bild des Doktors vor die Seele, mit leiser Kümmerniß, wie ein flüchtiger Wolkenschatten. Nach einer Woche etwa empfing sie einen Brief von ihm.

„Verehrte Frau!

Das Schicksal hat es so gewollt, daß mir gerade in dem Augenblick, da ich mich hinreißen ließ, Ihnen meine Liebe zu gestehen, die niederschmetternd deutlichste Antwort zu Theil wurde; denn Ihr Gatte breitete die Arme nach Ihnen aus. Zugleich fielen alle meine Illusionen in ein Nichts zusammen. Ich sah es klar, daß Sie nicht die vernachlässigte, glücklose Frau seien, für die ich Sie in einem selbstsüchtigen Irrwahn gehalten hatte. Genug von jener Stunde! Ich gestehe, daß ich es für eine Grausamkeit von Ihnen hielt, daß Sie mir das Wort abgenommen hatten, nicht zu der süßen Betäubung zu greifen, die mir allein Vergessen bringen konnte! Ich sah wieder die alte Leere vor mir, sah mich wieder zurücksinken in jene Erschlaffung, in jenen Lebensüberdruß, dem es nutzlos erscheint, auch nur den Finger zu rühren in diesem erbärmlichen Dasein. In dieser Stimmung verließ ich Ihre Nähe und trieb mich in Partenkirchen herum, ein in sich zerfallener kranker Mensch, wie zuvor. Als ich mich bereits entschlossen hatte, abzureisen, gleichviel wohin, kam eines Morgens eine schlichte Bäuerin, die mich sprechen wollte, die seit Tagen nach mir gesucht und sich müde gelaufen hatte in der Julihitze. Erst sagte sie gar nichts, sondern packte allerlei seltsames Zeug

aus ihrem Korb: Nudeln, ein Stückchen Butter, einen Teller mit kleinen Kirschen, ein Gläschen Honig und einen großen Strauß Alpenblumen. Dabei sagte sie, sie wüßte wohl, daß sie mich nicht bezahlen könnte, aber undankbar möchte sie auch nicht sein, und nun hätte sie mir gebracht, was sie haben, weil ich ihre alte Mutter wieder gesund gemacht.

Ich kann Ihnen kaum schildern, welchen Eindruck mir diese groben, schüchternen Hände hervorriefen, die mir die naiven Gaben entgegenstreckten, wie mich die nassen Augen rührten in dem braunen, erhitzten Gesicht der Bauersfrau. In dieser Stunde fühlte ich wirklich, was Sie mir so oft wiederholt hatten: das Bewußtsein, nur ein Menschenkind von Schmerzen befreit zu haben, sei für den Arzt der Trost für die traurigen Momente, in welchen er rathlos den dunklen Räthseln der Natur gegenübersteht.

Ich glaube, ich habe Muth gefunden zu meinem Beruf.

Darum gestatten Sie mir, daß ich Ihnen beim Scheiden aus diesem Thal noch einmal Dank sage. Sie waren für mich eine Retterin im höchsten Sinne des Wortes. Wenn ich Ihnen einmal mit ruhiger Seele und mit dem Bewußtsein entgegentreten kann, daß diese Rettung eines fast schon Verlorenen für mich und Andere von Segen gewesen, dann darf ich Sie wohl wieder begrüßen.

In höchster Verehrung Ihr ergebener

Emanuel Eckwald."

Erna hatte ihrem Gatten den Brief gereicht. Als er den letzten Satz las, sah sie ihm mit leiser Beunruhigung in die Augen; aber er sagte lächelnd: „Er möge kommen, Erna. Ich will ihm sogar den Händedruck geben, zu dem ich mich bei der ersten Begegnung nicht zwingen konnte. Weißt Du, Schatz, zuversichtliche Liebe kennt keine Eifersucht."

Aus der Residenz des Schah-in-Schah.

Wanderungen durch Teheran.

Von

Alexander Ritter.

Mit 8 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Von poetischem Zauber umwoben erscheint uns Abendländern in unserer Vorstellung Persien, das Land Iran, mit dessen sagenhafter Vorzeit uns schon die anziehenden Erzählungen Herodot's und später die epischen Schilderungen in Firdusi's „Königsbuch" bekannt gemacht haben. Gern stellen wir uns die so oft dichterisch verherrlichte Heimath des Hafis und des Mirza Schaffy als ein echt orientalisches Wunderland vor, das zu besuchen ein großer Genuß sein müsse, doch entspricht auch in diesem Falle die Wirklichkeit nicht ganz dem von der Phantasie geschaffenen Bilde.

Ein großer Theil des Landes, das der Reisende auf den sonnigen, langen Karawanenstraßen durchzieht, das dem Umfange nach dreimal so groß ist als Deutschland, dabei aber nur etwa acht Millionen Bewohner zählt, ist gänzlich unbenutzt und liegt wüst und öde. Die inneren Verhältnisse des Reiches sind zerrüttet, Räuberbanden bedrohen die Karawanenzüge, und das Reisen ist daher wahrlich kein Vergnügen in den „gesegneten Königreichen Iran's".

Eine Eisenbahn gibt es bisher nur auf der zehn Kilo-

Teheran und das Elburzgebirge.

meter langen Strecke von Teheran bis Chah-Abdul-Azien, Postwagen rollen nur auf der Strecke Teheran-Kaswin dahin, dann gibt es noch einzelne „Tschaparhanes" oder Stationen, wo von Privatunternehmern Pferde gegen bestimmte Taxen an Reisende vermiethet werden, im Uebrigen ist in dem ganzen ungeheuren Reiche noch gar nichts für den Verkehr und die Erleichterung des Reisens geschehen.

Persische Frau aus dem Volke im Straßenanzug.

Die Hauptverkehrsader des Landes ist die große Karawanenstraße, die von Poti über Tiflis, Eriwan, Täbris und Kaswin nach Teheran führt.

Bis zum Anfange des 18. Jahrhunderts war das heute größtentheils in Ruinen liegende Ispahan oder Isfahan die Hauptstadt von Persien, seitdem aber beansprucht

Teheran die Ehre, die Residenz des „Schah-in-Schah", d. h. des Königs der Könige zu sein.

Die Stadt, deren persischer Name auf deutsch „die Reine" bedeutet, liegt in der Provinz Irak Adschmi auf einer baumlosen Hochebene, südlich vom Elburzgebirge. Ihre nächste Umgebung, die früher durchaus steppenartig war, hat sich in den letzten Jahrzehnten durch Neuanlage vieler unterirdischer Wasserleitungen in bebautes Land mit zahlreichen Ansiedelungen, Dörfern und Palästen umgewandelt.

Die Stadt ist von Ringmauern umgeben und hat in ihrem Aeußeren eigentlich nichts von einer königlichen Residenz; trotzdem bleibt ihr Anblick, wenn man sich ihr von Kaswin her nähert, für jeden Reisenden ein unvergeßlicher durch den großartigen Hintergrund des Elburzgebirges, dessen im Demawend bis zu 5630 Meter emporsteigende Felsenmauer sich in nur zweistündiger Entfernung nordwärts von der Hauptstadt über dem Boden erhebt. Weißglänzende Schneelager bedecken die höchsten Kämme, während die auf dieser Seite des Gebirges fast ganz vegetationslosen Abhänge von den Sonnenstrahlen in ein Farbenmeer getaucht werden.

In der kühleren Jahreszeit, so lange der Hof in Teheran weilt, beträgt dessen Einwohnerschaft gegen 200,000 Seelen, wovon jedoch im Sommer wegen der unerträglichen Hitze ein großer Theil, so auch die europäischen Gesandtschaften, nach der unmittelbar am Fuße des Elburz gelegenen gesünderen Landschaft Schemiran übersiedelt.

Zu allen Jahreszeiten aber ist das Straßenleben in der Residenz des Schah-in-Schah ein überaus lebhaftes, buntes und für den Abendländer wegen der seltsamen Gestalten, denen man darin begegnet, höchst anziehendes. Es ändert sich fortwährend in entsprechender Weise, je nach den Tageszeiten. In der Frühe erschallen langgezogene

Posaunentöne durch die Straßen und Gassen, um den Bewohnern anzukündigen, daß die Bäder geheizt sind.

Alsbald wird es rege in den Straßen, wo sich das

Reitender Bettler.

Leben eine Stunde später bis zum gewaltigsten Lärm entwickelt.

Erschallt von den Moscheen her das Mittagsgebet des Muezzin, so wird es allmälig stiller, denn die Residenzbewohner nehmen jetzt ihr Nahär (Mahl) ein. Nachher

nimmt der Lärm abermals seinen Anfang, bis gegen vier Uhr der Ruf zum Gebet wiederum eine größere Ruhe eintreten läßt. Wenn die Sonne zur Rüste geht, so erschallen nach altem Brauche von der Höhe des königlichen Burgthores Trompetenfanfaren und Kesselpauken. Dann wird es leer und still auf den Plätzen, die Bazars werden geschlossen, und nachdem gegen neun Uhr Abends abermals von der Burg her der nach fränkischer Sitte getrommelte und geblasene Zapfenstreich erklungen ist, zieht sich alle Welt in das Innere der Häuser zurück. Tiefe Stille herrscht, die nur unterbrochen wird durch das Gebell der Hunde, welche von den Kaufleuten der Bazars als Wächter unterhalten werden.

Unter den Straßentypen erregen zunächst die Frauen die Aufmerksamkeit des Fremden. Ihre Stellung und ihr Anzug ist nach den Ständen verschieden. In den unteren Klassen ist die Frau die Gehilfin des Mannes und trägt keine Scheu, sich im Hause mit einem Fremden zu unterhalten und auf der Straße unverschleiert zu erscheinen. In den höheren Ständen dagegen, wo Vielweiberei herrscht, zeigen sich die Frauen nicht blos öffentlich dicht verschleiert, sondern halten sich auch daheim ganz zurückgezogen. Die Frauen aus dem Volke verlassen ohne Scheu ihr Enderun (so heißt der Harem auf persisch), um ihren Geschäften nachzugehen, sich in's Bad zu begeben, oder in den Bazars Einkäufe zu machen. Dabei sind sie dann freilich mit einem blauen Mantel (Tschader) bekleidet, der bis über den Kopf geht, über den sie auch noch ein weißes, schleierartiges Tuch ziehen, wenn sie einem Frengi (Franken, d. h. einem abendländischen Fremden) begegnen. Ueber die Unterkleider wird beim Ausgehen eine grünliche oder bläuliche Seidenhose gezogen, und die Füße stecken in Schlappschuhen.

Die persische Männertracht ist malerisch. Auf dem

Kopfe trägt man — mit Ausnahme bestimmter Stände, die den Turban haben — allgemein die spitze, schwarze,

Löwenführer.

tatarische Lammfellmütze. Ueber ein kurzes Hemd (Pirahen) zieht man ein Wamms (Archeluk) und darüber den fast immer einfarbigen Rock (Käba), der bis über das Knie

reicht und durch einen Gürtel zusammengehalten wird. Bei kühlem Wetter wird noch ein Leibrock (Kaledscheh) mit kurzen, nur bis zum Ellbogen reichenden Aermeln angelegt, der oft auch mit Pelz ausgeschlagen ist. Will der Perser aber einem Vornehmeren seine Aufwartung machen, so wirft er noch über alle Kleider einen weiten Mantelrock (Dschubbeh) um, der ihn vom Hals bis zu den Füßen einhüllt. Die Beinkleider (Schalwar), meist aus Halbseidestoff von blauer oder Purpurfarbe, sind weit und schlotternd, Unterbeinkleider aber nicht im Gebrauch. Die Füße sind mit kurzen, nur bis an die Knöchel reichenden Strümpfen (Dschurab), dann mit Pantoffeln oder weit ausgeschnittenen Schuhen (Käfffch) bekleidet. Handschuhe trägt der Perser nur auf Reisen; sonst gelten sie als unanständig.

Wie fast alle Orientalen, so leben auch die Perser fast nur auf den Straßen und Plätzen, wenn sie nicht ihr Geschäft oder Gewerbe in's Haus bannt.

Die reichen und vornehmen Perser erscheinen auf der Straße meist stolz zu Pferde, häufig von einem Dienertroß begleitet, der ihnen lärmend Platz macht. Mitunter taucht aber auch die originelle Gestalt eines jener auf einem Höckerochsen reitenden Bettler auf, denen man sonst nur auf dem flachen Lande begegnet, die jedoch zuweilen auch in die Städte kommen, um ihren dortigen Kollegen Konkurrenz zu machen.

Ein Bettler ist auch jener mit einem zottigen Hammelfelle bekleidete Derwisch mit zerzaustem Bart- und Haupthaar, der uns sein „Ja hak!“ oder „Ja hu!“ (d. h. „Er ist Gott!“ nämlich der Einzige) in die Ohren schreit und uns an einer halb verwelkten Blume riechen läßt. Einem solchen frommen Manne keine Gabe zu reichen, gilt als Sünde, und seine Einnahme ist daher keine schlechte. Zu den Bettlern gesellen sich Wahrsager, denen es niemals an

vertrauenden und gläubigen Seelen fehlt. Dort wieder erzählt ein anderer Derwisch eine je nach der Stimmung

Eine Straße in Teheran, nahe dem Palast.

lustige oder traurige Geschichte, löst aber nicht eher den geschürzten Knoten, als bis ihm die Hörer eine Geldgabe

Audienzz.mmer des königl. Palaſtes in Teheran.

gespendet haben, dann erst läßt er den Schluß folgen, mit dem sein Publikum befriedigt ist.

Plötzlich durcheilt ein Wahnsinniger mit lautem Geschrei die Straße, aber Jedermann begegnet ihm mit achtungsvoller Nachsicht, denn er ist ja ein begnadeter Heiliger, dessen Geist Allah zu sich genommen hat, während der Körper noch auf Erden weilt.

Das bunteste Völker- und Rassengemisch kann man immer

Kronprinz Muzaffer-ed-din.

auf dem breiten Artillerieplatze zu Teheran beobachten, wo Neger und Inder, Afghanen und Türken, Armenier und Kurden, Beludschen und Turkmenen in ihren bunten Trachten sich ein Stelldichein geben.

In den Straßen versperren oft beladene Kameele, Pferde, Maulthiere und Esel den Weg; dazwischen erscheinen hier und da die Löwen des Schah, welche von ihren Führern an Ketten gehalten werden, wie bissige Hunde, jedoch keinen Maulkorb tragen.

Ueberall begegnet man dem Wasserträger, der seinen Ziegenfellschlauch in den Cisternen mit Wasser füllt, das er dann zum Kaufe ausbietet.

Soldaten der Garde in blutrothen Waffenröcken, andere in dunklen Kostümen und mit einer Pelzmütze auf dem Kopfe, erregen alsdann unsere Aufmerksamkeit. Ihnen folgt ein Bürger mit langem Barte, der behaglich auf einem Grauthier reitet, die Beine weit ausgespreizt und die gelben Pantoffeln auf den Fußspitzen balancirend. Oder ein Pferd kommt vorüber, hinter dessen Reiter seine tief verschleierte Ehehälfte in schwarzer Mantelumhüllung, mit grünen Pluderhosen und grünen Stiefelchen rittlings sitzt.

Wenn aber, abgesehen von solchen charakteristischen Typen und Eigenthümlichkeiten, Teheran heute in seinem Aeußern vielfach den Eindruck einer europäischen Großstadt macht, so ist dies das Verdienst des seit 1848 regierenden Schah Nassr-ed-din, der ja durch seine verschiedenen Reisen auch in Europa bekannt geworden ist. Die Wahrnehmungen, die er auf diesen Reisen gemacht hat, sind für sein Reich nicht ohne Folgen geblieben, zumal die Residenz Teheran hat seitdem breite Straßen und Plätze mit Steinpflaster, Boulevards mit Baumalleen, Gasbeleuchtung u. s. w. erhalten. Namentlich führen von verschiedenen Seiten her schöne und breite, mit Platanen besetzte Straßen auf den

Palaſt zu, der im Innern mit großartigem Prunk ausgeſtattet iſt, den aber auch bereits die europäiſche Mode beinflußt hat. Stühle, Tiſche, Sophas, Gobelins, Statuen

Der Thurm des Stillſchweigens.

und Bilder, die aus Europa bezogen ſind, findet man überall, namentlich auch die beliebten Glaskronleuchter aus Paris und Böhmen, und nur die farbenreichen koſtbaren

Teppiche sind noch echt national. Der großartigste Prunk ist wohl in dem Audienzzimmer des königlichen Palastes entfaltet; bemerkenswerth ist ferner das Throngemach, in dem der Schah am Nauruzfeste, auf einem indischen Marmorthrone aus Delhi sitzend, die Glückwünsche der höchsten Civil- und Militärbeamten entgegennimmt.

Natürlich darf man an diesen despotischen Selbstherrscher keinen europäischen Maßstab legen; unbedingt aber ist zuzugestehen, daß es ihm nicht an Intelligenz fehlt, und daß er wohl als der aufgeklärteste und für Reformbestrebungen nach europäischen Mustern begeistertste Sohn seines Landes, wie ihn Brugsch Pascha nennt, gelten kann. Auch hat Nassr-ed-din den größten Theil der kostspieligen, umfassenden Anlagen in Teheran aus eigenen Mitteln ausführen lassen. Für die königliche Schule in seiner Residenz ließ er Sammlungen aus Europa und europäische Lehrer kommen; es wurde eine Militärschule gegründet, und das ganze Heerwesen neu organisirt. Der Post- und Telegraphendienst wurde auf eine höhere Stufe gehoben und auch in den übrigen Verwaltungen manches gebessert, doch können Neuerungen in Persien nur sehr langsam Eingang finden.

Von den Söhnen des Schah ist der älteste Musaffer-ed-din, geboren am 5. März 1853, der den Thronfolgertitel „Valiahd" führt. Er ist Hakim oder Generalgouverneur der Provinz Aserbaidschan und hat seine Residenz in der Stadt Täbris.

In der Umgebung von Teheran liegen noch verschiedene Schlösser, in denen der Hof während der heißen Jahreszeit residirt, und andere bemerkenswerthe Baulichkeiten, von denen nur noch der „Thurm des Stillschweigens" Erwähnung finden möge. Diese traurig düstere Stätte stellt den Leichenacker der Feueranbeter oder Gebr (in Indien Parsi geheißen) dar, deren es einige Hundert in der

Hauptstadt und den umliegenden Dörfern gibt. Auf dem Boden dieses oben offenen Thurmes sind Felder abgetheilt, die zur Aufnahme von Leichen dienen. Die Körper bleiben darin unter freiem Himmel liegen, bis sie von den Raubvögeln bis auf die Gebeine abgenagt sind.

Im Uebrigen sind die Einwohner von Teheran fast ausschließlich Mohammedaner und zwar, wie alle Perser, eifrige Schiiten, und schon darum geschworene Feinde der sunniitischen Türken und Araber.

Der abendländische Fremde dagegen wird sich niemals über Unduldsamkeit der Einwohner zu beklagen haben und auch in dieser Beziehung nur angenehme Eindrücke aus der „Khalifenwohnung", wie der Perser die Residenz nennt, mitnehmen.

Fremdkörper im menschlichen Organismus.

Medicinische Skizze.

Von

Dr. Fr. Parkner.

(Nachdruck verboten.)

Von jeher ist es eine der wichtigsten Aufgaben der Aerzte gewesen, Gegenstände, die auf die eine oder die andere Weise in den Körper des Menschen eingedrungen sind, zu entfernen.

Zu solchen unliebsamen Fremdkörpern gehören Gegenstände der mannigfaltigsten Art. Dornen, Fischgräten, Knochen, Zahnstocher und Steine gelangen durch die Speiseröhre in den Magen; Nähnadeln, Stricknadeln, Stifte aus Holz und Eisen werden absichtlich und unabsichtlich in den Körper gestoßen, und endlich bilden die Waffen, seien es Klingen von Messern und Degen, seien es Geschosse, einen ansehnlichen Bruchtheil. Ein Theil der Fremdkörper, wie diejenigen, die in den Magen gelangen, verläßt sehr oft den menschlichen Organismus von selbst wieder, während ein anderer, und zwar der bei Weitem größere, in ihm verbleibt. Die Folgeerscheinungen, die durch die Anwesenheit von Fremdkörpern im Organismus hervorgerufen werden, sind sehr verschieden. Es gibt Fremdkörper, die ohne jegliche Beeinträchtigung in den Organen verharren, wie es denn eine bekannte Erfahrung ist, daß Staub- und Kohlen-

theilchen vollkommen reizlos in das Lungengewebe aufgenommen werden können, ohne daß die betreffenden Handwerker, wie Steinhauer, dadurch einen Nachtheil erleiden.

Dieser völlig reizlose Aufenthalt eines Fremdkörpers im Organismus wird hauptsächlich durch seine Kleinheit ermöglicht, so daß er keinen mechanischen Reiz auf das ihn umgebende Gewebe auszuüben im Stande ist. Ferner muß aber noch der Umstand hinzutreten, daß ihm bei seiner Einwanderung in das Gewebe des Körpers keine entzündlichen und zersetzungserregenden Stoffe anhaften.

Namentlich fällt diese Reinheit bei größeren Fremdkörpern in's Gewicht, die wie Kugeln, Klingen und Nadeln, nur nach Durchtrennung der Haut und der Muskulatur in den Organismus eindringen können. Ist schon ihre Größe und Form für die Beschaffenheit der Wunde, die sie verursachen, von Bedeutung, so ist es ihre Reinheit oder Unreinheit in noch höherem Grade. Ueberall da, wo unreine Fremdkörper, denen zersetzungserregende Mikroorganismen anhaften, in den Organismus eindringen, tritt eine eiterige Entzündung auf, die eine Einheilung nicht zuläßt. Wo hingegen ein Fremdkörper, frei von allen schädlichen Stoffen, in die Körpertheile gelangt, wird er von einem narbigen Gewebe umschlossen und kapselt sich, wie es in der ärztlichen Sprache heißt, ein.

Einkapselungen gehen in allen Körpertheilen vor sich. Man hat Geschosse überall im Muskelfleisch, sogar in der Zungenmuskulatur, eingekapselt aufgefunden. Aber auch in den inneren Organen ist die Einheilung von Kugeln überaus zahlreich. In der Leber, der Gallenblase, den Nieren und den Lungen haben die Chirurgen Geschosse angetroffen, die zuweilen länger als zehn Jahre gelegen hatten. Ebenso heilen auch in den Knochen die Fremdkörper ein und werden hier ebenfalls von den betreffenden Personen Jahrzehnte hindurch ohne Schaden mit herumgetragen.

Für eine der gefährlichsten Verletzungen gilt gemeinhin die Verwundung des Herzens. Bei der Bedeutung des Herzens für den menschlichen Organismus ist zwar eine Verwundung dieses Organs selbstverständlich niemals leicht zu nehmen, aber es ist doch eine ganze Reihe von Fällen bekannt, wo nachweislich dem Herzen Verletzungen zugefügt worden waren, ohne daß daraus eine Schädigung entstand, und es gibt auch eine Anzahl von Beobachtungen, aus denen hervorgeht, daß auch das Herz Fremdkörper zu umschließen vermag. Man kennt sogar Verletzungen durch Geschosse, die bedeutungslos trotz ihrer Schwere blieben. Besonders interessant sind hierbei die Beobachtungen, die man auf der Jagd bei Herzschußwunden des Wildes gemacht hat. Wie Lukas Schröck berichtet, schoß die Kurfürstin Dorothea von Brandenburg auf einem Pürschgang im Jahre 1686 einem großen Hirsch in einer Entfernung von ungefähr hundert Schritt in die linke Seite. Der Hirsch lief noch 300 bis 400 Schritt langsam, schwankend, den linken Vorderfuß nachziehend und stark blutend fort, worauf ihm ein Jäger auf dreißig Schritt in das Hinterhaupt schoß. Als der Hirsch noch nicht stürzte, ging der Jäger noch einige Schritte näher heran und sandte ihm eine dritte Kugel neben dem linken Ohr in den Kopf, worauf der Hirsch umfiel und bewegungslos liegen blieb. Fast eine Stunde verharrte er in diesem Zustand. Schließlich sollte er auf einem Wagen weggeschafft werden. Man hatte ihn auf den Bauch gewendet, den Kopf bereits auf den Wagen gelegt und suchte ihn an dem Geweih hinaufzuziehen, als er sich plötzlich aufrichtete, sich losriß und mit großer Schnelligkeit entfloh, die Hunde erreichten ihn erst nach mehreren tausend Schritten und stellten ihn, worauf er eine Kugel von hinten in den Rücken erhielt und nun endlich todt niedersank.

Die Aerzte der Kurfürstin, denen dieser wunderbare

Fall zur Untersuchung überwiesen worden war, fanden, daß der erste Schuß in die linke Brusthöhle von hinten durch die rechte Herzkammer gedrungen war, die linke Herzkammer gestreift hatte, und vorne unter dem rechten Herzohr wieder ausgetreten war. Man konnte in die Herzwunde bequem einen Finger einführen, und das Herzfleisch war an beiden Seiten der Wunde sehr gequetscht und zerrissen.

Hier handelt es sich also um eine schwere Verwundung des Herzens, und doch blieb das Thier noch am Leben und besaß noch soviel Lebenskraft, daß es nach seinem Erwachen aus der Betäubung einen kräftigen Fluchtversuch ausführen konnte. Bei einer solchen Widerstandsfähigkeit des Herzens wird es erklärlich erscheinen, wenn in ihm Fremdkörper gefunden werden, die dort lange Zeit gelagert haben. In den meisten Fällen sind es Kugeln, namentlich bei Thieren. So hat man Kugeln im Herzen von verschiedenen Wildarten, wie Hirschen, Rehen und Hasen, vollständig eingekapselt angetroffen und dabei die Thiere durchaus gesund befunden. Nicht selten ist auch das Vorkommen von Nadeln im Herzen, die namentlich leicht von Kühen verschluckt werden und dann die vordere Wand der Speiseröhre durchbohren, darauf den Herzbeutel durchstechen und nun in die Herzmuskulatur gelangen. Auch Hühner verschlingen des öfteren kleinere Nadeln, die ebenfalls oft in das Herz gerathen und dort abgelagert werden. Trotzdem sind die Thiere, wenn sie geschlachtet werden, frisch und gesund. Was von der Unempfindlichkeit des Herzens der Thiere gilt, trifft auch bei dem menschlichen Herzen zu. Nicht gering an Zahl sind diejenigen Fälle, wo Menschen mit Stich- und Schnittwunden im Herzen noch einige hundert Schritt liefen, Treppen stiegen oder gar einen weiten Weg zurücklegten. Anderseits ist es bei Säbelduellen wiederholt vorgekommen, daß ein am Herzen verwundeter Duellant noch

lange Zeit nach der Verletzung mit der Waffe auf seinen Gegner eindrang und sich gegen ihn vertheidigte.

Diese Unempfindlichkeit der verletzten Personen wird zum Theil verständlich durch die häufige Schmerzlosigkeit der Herzwunden. Aeußern doch kleine Kinder bei einem Unglücksfall, bei dem sie sich eine Nadel in das Herz stoßen, durchaus keine Klagen, und hat man doch Personen beobachtet, die sich, ohne es zu merken, nadelförmige Instrumente bei der Arbeit durch die Brust in das Herz gestochen hatten und in ihrer Beschäftigung noch einige Zeit fortfuhren.

Bei Herzwunden durch Messer, Degen und Dolche besteht eine Verschiedenheit. In der Regel fehlt der Schmerz. So ist es vorgekommen, daß der Verletzte sich anfangs ganz wohl fühlte, seine äußere Wunde für ganz unbedeutend hielt, ja bei einer Wunde der linken Herzkammer nur seine Kleider zerrissen glaubte und erst an der Blutung merkte, daß er verletzt war. Ein Verwundeter mit einer Bajonnetwunde der rechten Herzkammer, wobei das Bajonnet in den Leib eingedrungen war und auf der Brust wieder zum Vorschein kam, zog sich sogar selbst die Waffe heraus und hielt sich durchaus nicht für schwer verwundet. Ja, er war auch noch im Stande, eine Strecke zu gehen, bevor er ohnmächtig wurde, und klagte auch später nur wenig über Schmerz. Dagegen ereignet es sich aber auch, daß der Verwundete sofort nach dem Messerstich laut aufschreit und entweder einen heftigen Schmerz in der Brust oder auch ein Stechen in der Herzgegend empfindet.

Bei Schußwunden ist selten von einem augenblicklichen heftigen Schmerz die Rede. Selbst ein Kind, dem durch einen Schuß ein Holzpflock in die rechte Herzkammer gedrungen war, empfand durchaus keinen Schmerz. Unter diesen Umständen werden wir uns nicht wundern, wenn wir hören, daß man im Herzen des Menschen Fremdkörper gefunden hat, die viele Jahre hindurch darin geweilt hatten.

Am häufigsten ist der Fremdkörper eine Nadel. Man hat Nadeln gefunden, welche neun Centimeter lang waren, die Herzmuskulatur, den Herzbeutel, das Zwerchfell, die Leber und die Magenwand durchbohrt, und nachweislich mehr als sechs Jahre im Körper verweilt hatten, ohne dem Träger Beschwerden zu verursachen.

Interessant ist ein Fund, von dem Huppert berichtet, der im Herzen eines älteren Mannes zufällig eine Nähnadel entdeckte. Die Nadel war kohlschwarz und mit einem blau-weißen Häutchen überzogen. Der Mann war an einer Krankheit gestorben, die mit dem Fremdkörper in gar keinem Zusammenhang stand. Wie die Ehefrau des Verstorbenen berichtete, hatte der Mann vor Jahren an Wahnvorstellungen gelitten, eine immer zunehmende Zerstreutheit und Vergeßlichkeit war in seinem Benehmen bemerkbar geworden, und zugleich damit hatte sich der Gedanke in ihm festgesetzt, daß er sich opfern müsse. Eines Abends fand die Frau ihren Mann in leichter Kleidung im dunkeln Zimmer und es fiel ihr auf, daß die linke Brust desselben stürmisch wogte. Auf ihre Frage, was er denn gemacht habe, hatte er geantwortet, er habe jetzt das Opfer gebracht, er habe sich eine Nähnadel in das Herz gestochen. Sie selbst hatte geglaubt, daß ihr Mann im Wahn rede und ihn in das Bett genöthigt, wo er dann auch bald eingeschlafen war. Da sie später nie in dem Gesundheitszustand ihres Mannes eine Bestätigung seiner Angaben gefunden hatte, so hatte sie die Sache ganz außer Acht gelassen und erinnerte sich erst durch den Befund des Vorganges wieder. Der Verstorbene hatte sonach die Nadel länger als acht Jahre im Herzen getragen, ohne jemals durch Herzklopfen oder andere Herzbeschwerden belästigt zu werden.

Für mindestens ebenso gefährlich als die Herzwunden werden die Verletzungen des Gehirns gehalten. Aber auch

das Gehirn ist keineswegs so empfindlich, wie allgemein angenommen wird, denn auch dieses Organ vermag Fremdkörper in sich zu bergen. So hat man auch hier wiederholt Nadeln eingekapselt oder auch durch alte Narbenstränge mit der Gehirnhaut verbunden aufgefunden. So berichtet der bekannte Chirurg Bergmann von einer Nadel, die er im Gehirn einer fast achtzigjährigen Frau bloßlegte. Die Nadel stand mit der Oese aufrecht, am Schädel darüber fand sich keine Beschädigung, nur war außen eine kleine Vertiefung und innen ein kleiner Knochenhöcker bemerkbar. Aber auch größere Gegenstände, wie Schieferstifte, heilen im Gehirn ein. Von einem solchen im Gehirn eingeheilten Schieferstift konnte man zweifellos nachweisen, daß er mehr als dreißig Jahre in diesem Organ gelegen hatte, ohne das Gehirn in seiner Entwickelung gehemmt, oder sonst irgend welche Schädigungen hervorgerufen zu haben.

Aber sogar Kugeln werden von der Gehirnsubstanz umschlossen. Revolverkugeln sowohl als auch die schwereren Gewehrkugeln hat man nach fast zwanzig Jahren bei Männern im Gehirn gefunden, die im Kriege verwundet worden waren. Dabei ergab sich in einem Fall, daß das Geschoß einen Schußkanal im Gehirn gerissen hatte, der für den Finger durchgängig war, und trotzdem trug der Verwundete keinen ernstlichen Schaden davon.

Die eingekapselten Fremdkörper bleiben jedoch nicht immer an derselben Stelle, sondern im Lauf der Zeit erfolgen Ortsveränderungen, und man spricht dann von einem „Wandern" der Fremdkörper. Die Wanderungen beruhen darauf, daß die Fremdkörper durch ihre eigene Schwere nach unten sinken. Je nachdem die einzelnen Theile des Körpers weicher oder fester sind, setzen sie den wandernden Fremdkörpern geringeren oder größeren Widerstand entgegen, so daß sie entweder von denselben durchbohrt werden

oder sie bei Seite drängen und von ihrer Bahn ablenken. Endlich gelangt der Fremdkörper an der tiefsten Stelle an, die er erreichen kann, und da er dabei gewöhnlich an die Oberfläche tritt, so wird er dadurch für einen operativen Eingriff zugänglich, während er oft vorher nicht entfernt werden konnte. Solche Fälle sind häufig und oft viele Jahre nach der Verletzung beobachtet worden. Bei metallenen Körpern, namentlich bei Gewehrkugeln und Nadeln, ist die meiste Aussicht vorhanden, daß sie eine solche Reise durch den Körper zurücklegen, ohne ihm zu schaden.

Bei diesen Wanderungen unterliegen die Personen, die den Fremdkörper mit sich herumtragen, zuweilen höchst wunderbaren Täuschungen über den eigentlichen Sitz des wandernden Körpers. Es sei hierfür ein recht lehrreiches Beispiel angeführt. Im Dezember des Kriegsjahres 1870 wurde ein Gefreiter bei Cravant durch einen Gewehrschuß in der rechten Seite der Brust verwundet. Er fiel, wie von einem heftigen Stoß getroffen, stand aber sofort wieder auf und ging allein zum Verbandplatz.

Schon dort glaubte er zu fühlen, daß sich die Kugel binnen zehn Minuten bis zu den unteren Rippen gesenkt habe. Er wurde nun in verschiedenen Lazarethen behandelt, aber nirgends konnte man eine Spur vom Geschoß entdecken. Der Verwundete ließ sich nun in den folgenden Jahren wiederholt von Militärärzten untersuchen, um seine Ansprüche auf Invalidität geltend machen zu können und bemerkte dabei zuerst, daß er die Kugel am Rücken unter dem rechten Schulterblatt fühle, später, daß er sie in der Lendenmuskulatur, zwei bis drei Finger breit über dem Becken, wahrnehme. Es vergingen darüber sechs Jahre, als er gelegentlich einer Landwehrübung angab, die Kugel nunmehr auf dem rechten Hüftbeinkamm zu fühlen, bis er schließlich wieder einige Jahre später bestimmt erklärte, nun säße das Geschoß im rechten Oberschenkel. Neun Tage

nach seiner letzten Aussage öffnete sich unter der rechten Brustwarze eine Fistel, aus der das Geschoß entfernt wurde.

Die Kugel war also niemals von ihrer ersten Stelle gewichen und trotzdem hatte der Verwundete sicher zu fühlen geglaubt, wie sie sich in seinem Körper senkte und wanderte.

Es wurde schon erwähnt, daß Fremdkörper beträchtliche Zeit im Körper verweilen können. In den ärztlichen Berichten finden sich Fälle verzeichnet, wo acht, zehn, zwölf und sechzehn Jahre vergingen, ehe die Geschosse zum Vorschein kamen. Noch in dem Sanitätsbericht der preußischen Armee aus dem Jahre 1888 werden Operationen angeführt, durch welche Kugeln aus dem Körper von Invaliden entfernt wurden, die im Jahre 1866 verwundet worden waren.

Es war bisher immer nur von Fremdkörpern die Rede, die durch eine äußere Gewalt in den Körper eingedrungen waren und deren Entfernung eine Aufgabe der ärztlichen Kunst ist, aber der Arzt fügt unter Umständen selbst Fremdkörper in den menschlichen Organismus ein, um sie zu Heilzwecken zu verwenden. So sind schon alle jene Stoffe, die zu Nähten benutzt werden, Fremdkörper. Am häufigsten werden dazu Seide und Katgut, Schafdarmfäden, gebraucht. Die Seide bleibt unverändert im Organismus liegen und erzielt eine dauernde Verbindung der genähten Gewebsparthien. Das Katgut hingegen wird nach und nach aufgesaugt, indem neugebildetes Bindegewebe an seine Stelle tritt. Die Katgutnaht erfährt eine außerordentlich häufige Anwendung bei tiefliegenden Wunden, bei Unterbindung von Gefäßen und der Vereinigung von Nerven und Sehnen. In allen diesen Fällen läßt man das Katgut ruhig liegen, ohne dadurch im Geringsten den Heilverlauf zu hindern. Ferner wird das Katgut in sehr zweckmäßiger Weise zur Ausfüllung von Bruchpforten verwendet, bei denen es einen sehr festen Verschluß erzeugt.

Ein anderer ebenfalls sehr häufig zu Heilzwecken ge-

brauchter Fremdkörper ist der Knochen, den man benutzt, um Knochenverluste wieder zu ersetzen, indem man größere Stücke in den verletzten Knochen einfügt und ihre Einheilung möglichst begünstigt.

Auch Uhrfedern und Draht haben in der Chirurgie Verwendung gefunden. Es ist bekannt, daß das knöcherne Nasengerüst durch die zerstörende Wirkung der Tuberkulose oder bösartiger Neubildungen verloren gehen kann. Diesen Verlust hat man mit gutem Erfolg durch Gerüste aus Uhrfedern oder Draht ersetzt.

Weiter werden Stifte aus Draht und Elfenbein bei Behandlung von Knochenbrüchen zu Hilfe genommen, sowohl um eine Verschiebung der Knochenenden unmöglich zu machen, als auch die verzögerte Neubildung von Knochengewebe durch den Reiz, der von den Stiften als Fremdkörpern ausgeübt wird, zu beschleunigen. Auch bei der Ablösung des Fußes aus dem Sprunggelenk hat diese Methode Anwendung gefunden, indem durch Anheftung des Fersenbeinrestes an das Schienbein durch Draht- oder Elfenbeinstifte eine rasche Vereinigung beider Knochen erzielt und jede Verschiebung ausgeschlossen wird. Der Metallstift wird später wieder mit Leichtigkeit ohne jeden Nachtheil für den weiteren Wundverlauf herausgezogen, während man den Elfenbeinstift unbekümmert liegen läßt, da er nach einiger Zeit der Auffaugung anheimfällt. Außerdem braucht man das Elfenbein als Stützgerüst bei Knochenverlusten.

Schließlich sei noch erwähnt, daß zur Ausfüllung von Weichtheillücken Muskelstücke und Schwämme mit gutem Erfolg zur Einheilung gebracht werden. Zum Ausfüllen von Knochenhöhlen werden ferner Blut, Knochenspäne, Jodoformgaze und Jodoformglycerin benützt. In letzter Zeit wird endlich als unschädlicher Fremdkörper zur Ausfüllung von Verlusten aller Art das Glas, hauptsächlich in der

Form der Glaswolle, zur Anwendung gebracht und dabei eine dauernde Einheilung erzielt.

Die Auffindung und die Feststellung der Natur der Fremdkörper ist zuweilen mit besonderen Schwierigkeiten verbunden. Liegt die Vermuthung vor, daß es sich um ein Geschoß handelt, so bedient man sich zur Erkundung des Fremdkörpers der Kugelsonde, die an ihrem Kopfende einen Knopf aus Porzellan trägt. Sowie dieser Porzellanknopf Blei berührt, bekommt er einen schwarzen Fleck, und der untersuchende Arzt kann sicher sein, daß er es mit einem bleiernen Fremdkörper, also gewöhnlich mit einer Gewehrkugel, zu thun hat. Zur Aufsuchung metallener Fremdkörper überhaupt hat man auch besondere Instrumente angefertigt. Ein solches Instrument ist der Liebreich'sche Apparat, bei dem die Elektrizität Verwendung findet. Eine mit zwei Leitungsdrähten versehene Sonde ist mit einem galvanischen Apparat in Verbindung gesetzt, wobei die Sonde etwas von den Spitzen der beiden Drähte überragt wird. Sobald die Sonde mit den Spitzen der beiden Leitungsdrähte einen metallischen Körper berührt, wird der elektrische Strom geschlossen, und die mit dem Apparat in Verbindung stehende Metallnadel erfährt eine deutliche Ablenkung.

Dadurch ist die Feststellung eines metallischen Fremdkörpers stets zweifellos. Die Entfernung der Fremdkörper erfolgt, wo es angeht, auf dem gewöhnlichen operativen Wege mit dem Messer.

Auch bei der Beseitigung der Fremdkörper ist, wie bei den chirurgischen Operationen überhaupt, die antiseptische Wundbehandlung von höchster Bedeutung. Während in früheren Zeiten die Entfernung von Geschossen den Militärärzten oft schwere Sorgen bereitete und ernste Gefahren für die Verwundeten in sich barg, haben heute derartige Eingriffe den größten Theil ihrer Gefährlichkeit verloren.

Ein Blick durch's Fernrohr.

Eine Reise in's Weltall.

Von

Paul Tunsch.

Mit 9 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Nirgends in der uns umgebenden Erscheinungswelt tritt uns die erhabene Größe des Universums mit solcher Gewalt und Pracht entgegen, wie beim Anblick des nächtlichen Himmels, wenn er im Schmucke seiner unzähligen Sterne prangt, die mit geheimnißvollem Glanze zu uns herniederleuchten. Noch fesselnder aber ist sein Anblick für den Wissenden, der den großartigen Lauf der Gestirne, ihre Gesetze und Naturbeschaffenheit kennt und mit dem Fernrohr in die unendlichen Tiefen des Himmelsraumes hineindringt.

Auch wir wollen einen solchen Ausflug in die Regionen der Sternenwelt machen und versuchen, dem freundlichen Leser in Wort und Bild einen Theil, wenn auch nur einen kleinen Theil, der im Fernrohr sichtbaren Himmelswunder zu veranschaulichen.

Richtet man schon ein mäßiges Fernrohr nach dem Sternenhimmel, so gewahrt man doch sogleich mit großem Staunen, wie die Zahl der sichtbaren Sterne sich kolossal

vermehrt, ja sich geradezu in's Ungeheure steigert: der blaue Himmelsgrund ist wie bedeckt mit großen und kleinen

Nebelfleck der Andromeda.

Sternen und Sternchen, die aus der Tiefe des Weltraumes hervorschimmern. Der weißliche Schimmer der Milchstraße, die sich gleich einem mächtigen Brückenbogen über

den Himmelsdom spannt, löst sich ebenfalls in ein unendliches Meer von Sternen auf.

Jedoch wir sehen auch bestimmte Parthien des Sternhimmels, welche auch im Fernrohr ihr nebelartiges Aussehen nicht verlieren: es sind dies die sogenannten Nebelflecke. Einer der interessantesten dieser Nebelflecke ist der sogenannte „Andromedanebel" im Sternbilde der Andromeda. Die mannigfaltigen zarten Schattirungen und die vielen interessanten Details, mit ihren herrlichen Lichteffekten, vermag natürlich das Auge nur durch ein ganz großes Fernrohr wahrzunehmen.

Die Zahl der mit Hilfe des Fernrohrs am Himmel sichtbaren Nebelflecke ist eine bedeutende: in allen Richtungen des Himmels sind solche zu beobachten und manche Himmelsgegenden erscheinen wie von solchen Gebilden bedeckt. Ein Theil dieser Nebelflecke hat sich mit Hilfe sehr großer und starker Fernrohre neuerdings ebenfalls als Ansammlung einer ungeheuren Menge von Sternen erkennen lassen, die nur wegen ihrer unendlich großen Entfernung von uns zu einem nebelartigen Gebilde zusammenfließen. Diese Sternennebel sind zusammengehörige Sternenhaufen, Fixsternwelten, in denen jeder Stern eine Sonne, gleich unserer Sonne ist, und die zusammen ein System, ein Fixsternsystem, bilden, wie auch unsere Sonne, die ebenfalls ein uns verhältnißmäßig sehr naher Fixstern ist und uns deshalb so groß erscheint, zu einem solchen Fixsternsystem gehört.

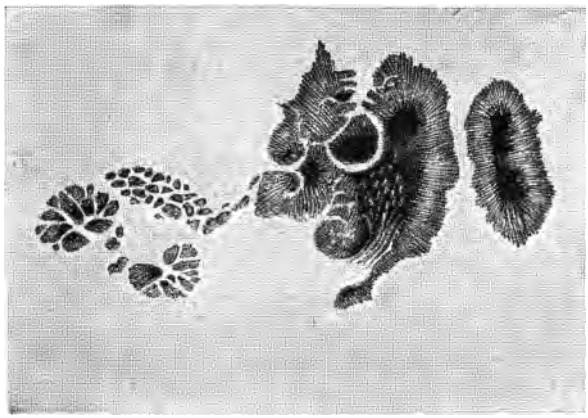
Man war daher früher auch längere Zeit der Ansicht, daß alle sichtbaren Nebelflecke, auch diejenigen, welche sich selbst mit den größten Instrumenten nicht mehr als Sternhaufen erkennen lassen, solche Sternennebel oder sogenannte optische Nebel sind, die nur wegen ihrer ungeheuren Entfernung von uns nicht mehr als Sterne gesehen werden können, weil unsere Fernrohre unzureichend sind. Das

Spektroskop, ein sinnreiches Instrument, mit dessen Hilfe man die stoffliche Natur und Beschaffenheit der Himmels-

Orionnebel.

körper untersuchen kann, hat jedoch gelehrt, daß es in der That im Himmelsraume auch wirkliche „Nebel" gibt, d. h. Gebilde, welche in ihrer Masse nicht die feste Form der

Sterne besitzen, sondern mehr oder weniger lockere, über ungeheure Räume vertheilte glühende Gasmassen darstellen, welche die verschiedensten Formen in ihrer Bildung aufweisen. Eines der merkwürdigsten derartigen Gebilde ist wohl der berühmte Nebel im Sternbilde des Orion. Wir sehen in klaren Nächten schon mit unbewaffnetem Auge unter den drei Gürtelsternen des Orion eine schwachleuchtende, unbestimmt begrenzte Nebelmasse, etwa in Vollmond-



Sonnenflecke.

größe. Dieser Nebel gewährt im Fernrohr einen überaus fesselnden Anblick. Wie wir auf dem Bilde sehen, bildet er in seinem hellen Theile ein leuchtendes Dreieck, das in seinem oberen spitzen Theile wiederum durch dunkle, sich kreuzende Linien durchbrochen wird. In dem dunkleren Theile des Dreiecks erblicken wir vier Sterne, die dicht beieinander stehen — es ist das berühmte „Trapez". Rechts und links ziehen sich streifenförmig gebogene Ausläufer weit in den Himmelsraum hinein. Das Fernrohr zeigt noch viel mehr interessante Einzelheiten und läßt

einen Theil des Nebels wie in beweglichen Flammen lodern. Der hellere Theil in der Mitte wird von den Beobachtern, seiner allgemeinen Form nach, dem geöffneten Rachen eines Thieres verglichen.

Ueber die wahre Rolle, welche diese Nebelmassen im Weltraum spielen, ist man noch nicht ganz aufgeklärt, und man ist noch im Zweifel darüber, ob sie von den Trümmern untergegangener Welten- und Sternensysteme herrühren, oder ob sie im Keime begriffene, neu entstehende Sternensysteme darstellen, die sich allmälig verdichten und zu neuen Sonnen ausgestalten.

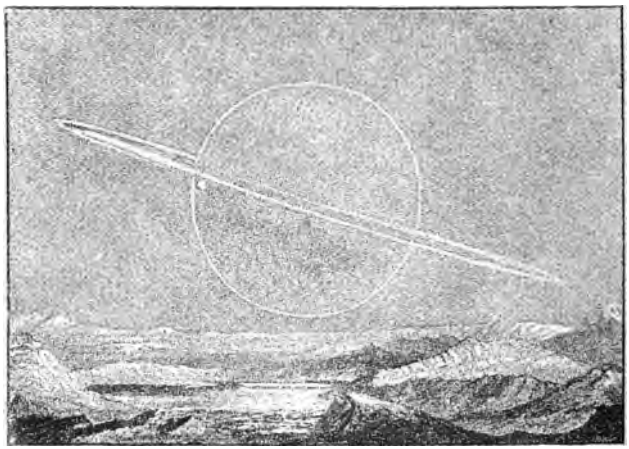
Wenden wir uns nun den bereits „fertigen" Sternen wieder zu, so muß uns vor allen Dingen die Sonne, der uns weitaus nächste Fixstern, am meisten interessiren. In der That gewährt die Sonne im Fernrohr einen äußerst fesselnden Anblick. Sie bietet uns dann nicht, wie dem bloßen Auge, das Bild einer gleichmäßig strahlenden Scheibe, sondern erscheint mehr oder weniger von dunklen Flecken bedeckt, die eine merkwürdige Gestaltung aufweisen. Diese Sonnenflecke haben einen dunkleren Kern, der von einer helleren Umgebung in mannigfaltigster Gestaltung begrenzt wird. Diese Gebilde sind durchaus nicht klein, sie nehmen, nach irdischen Verhältnissen betrachtet, nicht selten den Raum ganzer Länder, ja ganzer Erdtheile ein. Die Flecken aber verändern stetig ihre Gestalt, vergehen auch nach einiger Zeit wieder, jedoch auf anderer Stelle bilden sich neue, so daß immer welche vorhanden sind und zwar in bestimmten Perioden bald mehr, bald weniger der Zahl und Ausdehnung nach. —

Ganz anders beschaffen wie die Sonne und die Fixsterne sind ihrer Natur nach die Planeten oder Wandelsterne, deren auch unsere Erde einer ist. Unter den Planeten ist seiner Gestalt nach der Planet Saturn entschieden der merkwürdigste. Sein mächtiger, dem Raume nach gegen die

Erde 780mal größerer Kugelleib ist von einem System von Ringen umgeben, von denen man drei sehr deutlich unterscheidet. Auf den äußeren, weniger hellen, folgt der mittlere breite und helle, dann noch im Innern ein dunkler nebelartiger Ring. Aus mehreren dunklen Linien der Ringe schließt man, daß das Ringsystem in noch mehr einzelne Ringe getheilt ist. Ueber die Natur der Saturnringe weiß man nur, daß sie von sehr lockerer Beschaffenheit sind, das Sonnenlicht stark reflektiren und in ihrem inneren Theile etwas durchsichtig erscheinen. Die fremdartige, von allen übrigen Planeten abweichende Gestalt des Saturn hat von

Saturn.

jeher die Himmelskundigen lebhaft angezogen. Noch prächtiger aber, als im Fernrohr, würde uns dieser Himmelskörper erscheinen, vermöchten wir es, uns auf einen seiner acht Monde, z. B. auf den vierten derselben, Dione genannt, zu versetzen. Wir würden dann eine Kugel von überwältigender Größe und bleichem Glanze am Himmel dahinschweben sehen, welche die heller leuchtenden Ringe,



Saturn, von dem Monde Dione aus gesehen.

da die Größe von diesem Standpunkte aus erst vollständig hervorträte, wie Lichtnebelzonen umkreisen.

Bei Weitem mannigfaltiger und in ihren Gebilden veränderlicher als die Oberfläche des Saturn erscheint die des Planeten Jupiter. Wir erblicken auf derselben in der Richtung des Aequators dunkle Streifen, die an verschiedenen Stellen knotenartige Verdickungen haben. Das Fernrohr zeigt darüber wolkenartige Gebilde, welche ihre Form oft in überraschend schneller Weise verändern, so daß auf außerordentlich stürmische Vorgänge in der Atmosphäre und

auf der Oberfläche dieses größten Planeten unseres Sonnensystems zu schließen ist. Interessant ist auch der Anblick seiner vier Monde, die ihre Stellung zum Planeten täglich verändern. Ihre Schatten, die sie auf die Jupiteroberfläche werfen, sieht man als schwarze Punkte auf derselben sich fortbewegen. Unsere Abbildung zeigt uns einen solchen Mondschatten am linken Rande der Planetenkugel, welcher von dem Monde herrührt, der noch außerhalb der Kugel links als ein helles Scheibchen auf dem dunklen Himmelsgrunde sichtbar ist.

Jupiter.

Unter allen Wandelsternen ist der Planet Mars derjenige, in dessen Erforschung man bis jetzt am weitesten gelangt ist und der insbesondere in neuerer Zeit wiederholt durch die auf ihm gemachten Entdeckungen die Aufmerksamkeit der Himmelsforscher auf sich gelenkt hat. So wie er, als der der Sonne nächststehende Planet, der Erde benachbart ist, ähnelt er auch in den auf ihm herrschenden Naturverhältnissen unter allen Planeten der Erde am meisten. Rechts oben und links unten am Rande unserer Abbildung sehen wir deutlich begrenzte helle Parthien, welche an den Polen des Planeten liegen, um welche er seine Umdrehung

macht. Diese Polarregionen sind wahrscheinlich mit Schnee und Eis bedeckt, wie die Pole unserer Erde, denn man hat bemerkt, daß diese weißen Zonen sich abwechselnd vergrößern und verringern, je nachdem der eine oder der andere Pol Winter oder Sommer hat, ganz wie in den kalten Zonen der Erde. Wir sehen aber auch dunklere und hellere Theile auf der übrigen Marsoberfläche, und man hat alle Ursache, die dunkleren Gebiete für Meere und die helleren für Länder zu halten. Die mit Hilfe sehr starker Fernrohre von geübten Beobachtern aufgenommenen Karten des Planeten Mars zeigen eine äußerst merkwürdige Gestaltung seiner Oberfläche. Sie zeigen uns das gesammte Marsland rings um den Aequator desselben in Gestalt von vielen flachen Inseln, die von zahlreichen Kanälen in der Richtung von Norden nach Süden durchschnitten werden. Die Kanäle aber haben alle eine regelmäßige gerade Form und werden wieder von anderen geraden Kanälen gekreuzt. In neuester Zeit hat man noch entdeckt, daß viele Kanäle eine genaue Verdoppelung aufweisen, als ob sie mit einem Lineale gezogen wären. Ueber ihre Entstehung hat man sich die kühnsten Vorstellungen

Mars.

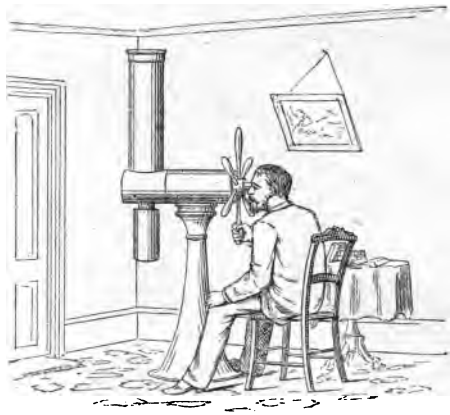
gemacht und sie unter Anderem auch als kunstreiche Riesenwerke vernunftbegabter, auf dem Mars lebender Wesen erklärt, da man sie auf natürliche Weise nicht zu deuten weiß.

Sichereres ist uns selbstverständlich über den Mond, unseren Trabanten, bekannt. Derselbe ist von den Astronomen so gründlich durchforscht, daß es viele Gegenden auf der Erdoberfläche gibt, die den Geographen der Erde

Mondlandschaft.

weniger gut bekannt sind. Eine hübsche Vorstellung von einer Mondlandschaft gewährt unsere Abbildung. Sie zeigt uns ein Stück der Mondoberfläche bei seitwärts auffallendem Sonnenlichte. Der dunkle Theil ist noch in Nacht gehüllt, nur die Spitzen der hohen Berge werden bereits von den Sonnenstrahlen getroffen. Der ringwallartige Berg in der Mitte, mit seiner dunklen Vertiefung, ist der Krater eines erloschenen feuerspeienden Berges und heißt Tirocelli. Wir sehen rechts oben den Wall durch einen kleinen Krater durchbrochen, wodurch die spitze Verlängerung entstanden

ist. Die zahlreichen Gebirge auf dem Monde bestehen fast sämmtlich aus solchen Ringwällen von Kratern, wie man diese Gebirgsbildungen genannt hat, weil ihr Aussehen an die Formen unserer irdischen Krater erinnert. Doch wohl nur bei wenigen dieser Gebilde hat ihre Natur in der That etwas mit der unserer Krater gemein; gegen solche Auffassung spricht unter anderen Gründen schon von vornherein ihre zum Theil ganz gewaltige Ausdehnung. Da es kein Wasser und so gut wie gar keine Luft auf dem Monde gibt, muß seine Oberfläche jedweden Lebens entbehren und mit ihren wildzerrissenen Gebirgen einen erschreckend öden Eindruck machen.



Kometensucher.

Es bleibt nur noch übrig, einige Worte über jene interessanten Weltenbummler, die Kometen, zu sagen. Leider ist deren Natur und Art uns noch sehr wenig bekannt, dagegen hat die moderne Technik Instrumente von ganz eigenartiger und komplizirter Konstruktion hergestellt, welche „Kometensucher" heißen, und mit deren Hilfe man alljährlich eine Anzahl neuer Schweifsterne entdeckt. Das senkrechte Rohr des Instrumentes ist nach dem Himmel gerichtet und durch dasselbe werden die Lichtstrahlen so aufgenommen, daß sie dem Auge mittelst Spiegelung durch das wagerechte

Rohr zugeführt werden. Durch die speichenartige Drehvorrichtung aber kann das senkrechte Rohr nach allen Richtungen bewegt werden, vom Horizont bis zum Scheitelpunkt, ohne daß der Beobachter seine Stellung zu verändern braucht.

Der freundliche Leser aber wird aus Vorstehendem ersehen haben, daß, wie auf allen Gebieten des Wissens und der Technik ein unaufhaltsamer Fortschritt stattfindet, auch die Himmelskunde unaufhörlich fortschreitet und uns immer mehr von den großen Gesetzen kennen lehrt, die mit ihrem ehernen Walten das Weltall regieren, von dem begrenzten Bezirke unseres Sonnensystems bis hinaus in die unendlichen Regionen der Nebelflecke.

Weibliche Eroberungen.

Zur Emanzipationsbewegung der Gegenwart.

Von

Richard March.

(Nachdruck verboten.)

Der Umstand, daß der akademische Senat der Universität Zürich jüngst nach längerem Sträuben eine Dame, und zwar Frau Dr. Emilie Kempin, endlich doch als „Privatdozentin" für römisches, englisches, amerikanisches, kurz internationales Recht zugelassen hat, und daß diese Dame überhaupt die erste ihres Geschlechts ist, die an einer Hochschule Rechtswissenschaft lehren darf, hat die Frauenbewegung neuerlich scharf beleuchtet und Alle, die daran Theil nehmen, nicht wenig ermuthigt.

Daß diese Bewegung das intensive Streben des Weibes nach Verwerthung seiner geistigen Kräfte und Fähigkeiten, zum Zwecke der Selbstständigkeit und Unabhängigkeit vom Manne, sowie Gleichberechtigung mit demselben ist, weiß Jedermann; weniger bekannt aber dürfte es sein, wann die Frauenbewegung oder Emanzipation ihren eigentlichen Anfang nahm und welche Gebiete sie sich bereits erobert hat.

Mit Rücksicht darauf, daß es schon im Alterthume weibliche Aerzte und zu allen Zeiten gelehrte und solche Frauen gegeben hat, die sich durch eigene Kraft zu Rang und Ansehen emporgearbeitet haben, wird man die Frauen-

bewegung für uralt halten, allein sie hat bei uns erst im Jahre 1865, mit der Eröffnung der Universität Zürich für das Frauenstudium, ihren Anfang genommen. In Amerika, ihrem Geburtslande, läßt sie sich allerdings in ihren Anfängen bis zum Unabhängigkeitskriege (1776) zurückverfolgen. Damals wollte nämlich, wie Frau Livermore, eine bekannte Vorkämpferin der Frauenrechte, schreibt, auch das zarte Geschlecht an dem Werke sich betheiligen und die kämpfenden Brüder unterstützen.

So schlossen sich etwa 200,000 Frauen in Vereinen zusammen und begannen an den Bestrebungen und Arbeiten der Männer theilzunehmen. Man wehrte ihnen nicht, denn sie waren höchst nothwendig, und dann hegte Jedermann die Ueberzeugung, daß sie sich nach Beendigung des Krieges wieder in ihre Schranken zurückziehen würden, allein sie thaten dies nicht, sondern blieben auf den eroberten Plätzen. Zu Anfang dieses Jahrhunderts verstanden sie bereits, selbst öffentliche Angelegenheiten zu leiten und in Versammlungen den Vorsitz sogar dann zu führen, wenn die Zuhörerschaft aus Männern — natürlich amerikanischen — bestand. Sie lernten ferner Gesetzentwürfe zu formuliren, als Sekretär zu fungiren und Komités zu bilden, kurzum, sie entwickelten schließlich eine derartige Thätigkeit, daß die Männer nicht mehr achtlos daran vorübergehen konnten.

Die gesteckten Ziele erreichten freilich nur Wenige, aber sie ließen sich hierdurch nicht abschrecken, sondern strebten muthig weiter, bis es ihnen in den vierziger Jahren gelang, eine große Eroberung zu machen. Es war dies die Universität Genf im Staate New-York. Sie wurde dem Frauenstudim geöffnet, und Miß Elisabeth Blackwell war das erste Weib, welches diese Hochschule bezog und daselbst 1850 zum Doktor der Medicin promovirt wurde. Bald darauf erhielt die Blackwell vom Staate sogar die Erlaub-

niß, eine eigene medicinische Schule für Frauen gründen und an derselben lehren zu dürfen.

Auch auf anderen Gebieten der männlichen Thätigkeit machte das schwache dem starken Geschlechte immer mehr Konkurrenz, und zwar seit 1868 in solcher Ausdehnung, daß die Anzahl der weiblichen Aerzte in den Vereinigten Staaten von Nordamerika im Jahre 1891 über 3200 betrug; daneben zählte man eine Menge weiblicher Professoren, Advokaten, Apotheker und weit über 4000 Regierungsbeamte im Unterrocke. Sogar in's Kriegsministerium zu Washington sind die Damen bereits eingedrungen und haben dort, 64 Köpfchen stark, theils im Bureau des Generaladjutanten, theils in jenem des Generalarztes der Bundesarmee, so festen Fuß gefaßt, daß dieses Gebiet als erobert, und ein weiblicher Departementschef in obigem Ministerium nur noch als eine Frage der Zeit betrachtet werden muß.

Noch besser stehen die Dinge im Bundesschatzamte, denn von den 1400 weiblichen Beamten, welche dort beschäftigt sind, haben bereits mehrere einen hohen Rang (Gehalt bis zu 2000 Dollars) erklommen, und Niemand zweifelt daran, daß sie mit der Absicht umgehen, an die Spitze jenes Amtes zu treten.

Ueberhaupt können strebsame Frauen in Amerika Alles werden, ohne sich gerade in der zur Union gehörigen Landschaft Wyoming niederlassen zu müssen, wo das schöne Geschlecht, Dank der Energie der Vorkämpferinnen seiner Rechte und der, wie Schopenhauer sagt, „degradirenden Weiberverehrung" der Männer, Letzteren so vollkommen gleichgestellt ist, daß es sogar Geschworenendienste leisten darf.

Allerdings wurde das Gesuch eines weiblichen Juristen um Verleihung der Stelle des obersten Richters am höchsten Gerichtshofe der Union abschlägig beschieden, dafür aber

ist das hochwichtige Amt eines Bundesmarschalls, welches jeder einzelne Staat zu vergeben hat und bisher nur an Männer vergab, in Missouri jüngst einer Frau verliehen worden, nachdem dieselbe schlagend nachgewiesen hatte, wie kein amerikanisches Gesetz ausdrücklich bestimme, daß Frauen nicht das Recht hätten, jedwedes Amt zu bekleiden.

Selbst die Würde eines Präsidenten der nordamerikanischen Union wollen sie erobern, und der Versuch hierzu ist vor ein paar Jahren thatsächlich bereits gemacht worden. Als nämlich Cleveland's Zeit abgelaufen war, ließ sich Frau Belva Lockwood aus Washington vom Vereine emanzipirter Frauen als Präsidentschaftskandidat aufstellen. Freilich hat sie den Kandidaten der beiden großen Parteien, Republikaner und Demokraten, keine nennenswerthe Konkurrenz bereitet, allein immerhin fielen ihr einige tausend Stimmen zu, und die in öffentlichen Versammlungen aufgeworfene Frage, ob ein Weib Aussicht habe, jemals als Haupt der Republik das „Weiße Haus", die Präsidentenwohnung in Washington, zu beziehen, wurde von der emanzipationslustigen Weiblichkeit allgemein bejaht. Die Männer aber gaben jenem Witzblatte Recht, welches so ungalant war, der für ihre Kandidatur recht rührig agitirenden Frau Belva Lockwood folgende Verslein zu widmen:

„O lauf' nur, was Du laufen kannst.
Man wird Dich doch nicht wählen,
Du kannst die Stimmen, die Du kriegst,
An Deinen Fingern zählen.
Ja, wär'st Du schön und jung, dann lief
Das Volk Dir nach in Haufen,
So aber bist Du's Gegentheil,
D'rum lassen sie Dich laufen."

Daraus folgt also, daß ein künftiger weiblicher Präsidentschaftskandidat, wenn „er" schön ist oder andere hin-

reißende Eigenschaften besitzt, sehr ernst genommen und wahrscheinlich auch zu dem höchsten republikanischen Amte berufen werden wird.

Die Vorstufen hierzu haben sich die amerikanischen Frauen ohnehin schon längst erobert. Viele von ihnen, im Staate Jowa allein 13, regieren kleine Gebiete der Union, die sogenannten Counties, und was die Stadt Argonia in Kansas betrifft, so besitzt dieselbe bereits seit 1887 einen weiblichen Bürgermeister. Dieser weibliche „Stadtvater" heißt Susanna Medora Salter, ist noch jung, Gattin eines Advokaten und Mutter von vier Kindern. Sie wurde mit Hilfe der Frauenstimmen, denn in jenem Staate haben auch die Weiber bereits das Stimmrecht erobert, gewählt. Frau Salter ist eifriges Mitglied des Frauenvereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke. Vor ihr bekleidete ihr Vater, Mr. Kinsey, das Amt des Bürgermeisters, als aber die Neuwahl stattfinden sollte, waren fünf Namen aufgestellt, und anstatt eines Mannes wurde Frau Salter zum Bürgermeister vorgeschlagen. Man lachte anfangs über den Scherz, aber Frau Salter's Freundinnen wirkten für ihre Erwählung mit solchem Erfolge, daß sie drei Viertel aller Stimmen erhielt.

Nun hat bisher außer Argonia allerdings keine amerikanische Stadt einen weiblichen Bürgermeister gewählt, dagegen aber ist aus den letzten Gemeindewahlen in dem rumänischen Dorfe Branesti eine Frau als Bürgermeister hervorgegangen. Und was das Wichtigste ist, diese Dame hat um so mehr Aussicht, in ihrer Würde von der Regierung bestätigt zu werden, als sie vordem bereits Bürgermeister von Mangalia war, ohne daß dagegen Seitens der Behörde Einsprache erhoben worden wäre.

Ueberhaupt scheint Rumänien ein der Frauenbewegung sehr günstiges Land zu sein. Denn während sich z. B. der an der Brüsseler Universität graduirte weibliche Doktor

der Rechte, Fräulein Popelin, das ihr von den belgischen Behörden abgesprochene Recht, den Beruf eines Advokaten auszuüben, erst im Rekurswege erobern mußte, und während dieses Recht in Deutschland, Oesterreich und anderen Staaten weiblichen Doktoren vorläufig noch gar nicht zugestanden wird, hat die Bukarester Advokatenkammer das an der Pariser Hochschule zum Doktor sämmtlicher Rechte promovirte Fräulein Sarmissa Bilcesco ohne Weiteres in die Vertheidigerliste aufgenommen, derselben das Recht, vor Gericht zu plaidiren, eingeräumt, und sie überhaupt als gleichberechtigtes Mitglied des Standes der rumänischen Rechtsanwälte anerkannt.

Die übrigen Staaten verhalten sich, wie schon erwähnt, den weiblichen Juristen gegenüber vorerst noch ablehnend, und von den Hochschulen hat, wie Eingangs erwähnt, nur Zürich kapitulirt. Hierdurch wurde selbst Amerika überflügelt, denn dort gibt es wohl etwa 80 weibliche Advokaten, bisher jedoch keinen einzigen dem schönen Geschlechte angehörigen Professor der Jurisprudenz, was um so merkwürdiger ist, als an den dortigen Universitäten viele Frauen als Professoren der Philologie, Philosophie und Geschichte wirken.

Einer dieser Professoren, Miß Johanna Backer, gilt sogar für ein höchst „gelehrtes Haus" und ausgezeichneten Kenner des griechischen Alterthums; Miß Alice Lamb aber ist in den mathematisch-astronomischen Fächern nur von dem vor einiger Zeit verstorbenen Professor der Stockholmer Universität, Frau Sophie Kowalewsky, einer Russin, übertroffen worden. Diese Dame hat bekanntlich vor einigen Jahren von der französischen Akademie einen der großen Preise für die Lösung mathematischer Aufgaben erhalten, und war Diejenige, welche Ihresgleichen, weiblichen Professoren nämlich, das Recht erobert hat, den Sitzungen der Akademie, von denen bis dahin Frauen unbedingt aus-

geschlossen waren, beiwohnen zu dürfen — eine Eroberung, die weit größeres Aufsehen erregte, als die Ernennung der Frau Milne-Edwards zum Mitgliede dieser Akademie und Professor der Zoologie am naturhistorischen Museum zu Paris.

Paris besitzt übrigens noch zwei Damen, die Gebiete der Thätigkeit erobert haben, welche die Männer nie zu verlieren wähnten. Und zwar hat sich eine dieser Damen, Frau Le Ray, auf die Alterthumsforschung in Asien, die andere aber, Fräulein B. Palbotier, auf die orientalischen Sprachen geworfen und neuestens den Rang und Titel einer „Orientalistin" erworben.

So geht den Männern Stellung um Stellung verloren, und es ist heute wirklich schon schwer, eine größere Anzahl von Berufsarten ausfindig zu machen, welche nicht von Frauen ausgeübt würden. Sogar der Seelsorge haben sie sich bereits bemächtigt und üben dieselbe bei den Unitariern, einer 1791 gegründeten, die Dreieinigkeit nicht anerkennenden Sekte in Amerika aus. Es gibt gegenwärtig 165 solcher weiblichen Pastoren, von denen Miß Carrie Bartlett in Kalamazoo, Pennsylvanien, der erste war. Reverend Bartlett, Zögling der Harward-Universität und erst zweiundzwanzig Jahre alt, verfügt über eine schlanke, schmiegsame Gestalt und eine Fülle brauner Locken, die das ovale Gesichtchen umrahmen. „Er" zeichnet sich indeß nicht nur durch Schönheit, sondern auch durch einen „bezaubernden" Vortrag aus und trägt während seiner kirchlichen Funktionen niemals ein priesterliches Gewand, sondern einen eleganten, ganz modernen schwarzen Anzug, und auf dem Kopfe einen großen schwarzen Rembrandthut mit wallenden weißen Straußfedern. Die Gemeinde ist mit „ihm" sehr zufrieden.

Frau Hattie M. Kimball hingegen hat ihr besonderes Augenmerk auf irdische Wege gerichtet und als Bahn-

beamter für das Fortkommen der Menschen in so umsichtiger Weise gesorgt, daß sie jüngst von den Direktoren einer Eisenbahnkompany zu deren Präsidenten erwählt wurde.

In Europa ist dergleichen vorläufig noch nicht möglich. Wohl haben auch hier die Frauen das Gebiet des Eisenbahndienstes betreten, allein an eine Eroberung desselben wird so lange ernstlich nicht gedacht werden können, als sie, die Frauen nämlich, dem Studium der technischen Fächer so abgeneigt bleiben, wie sie es bisher unstreitig sind. Und zwar nicht nur die Frauen der alten, sondern auch die der neuen Welt. Haben doch bisher selbst in Amerika außer jener Eisenbahnpräsidentin nur noch vier Damen das Polytechnikum absolvirt; zwei davon sind als Civilingenieure, eine, Miß de Barr aus Chicago, als Schiffsingenieur, und die vierte, Elise Pool aus Chelsea in Massachusetts, als Steuermann diplomirt worden.

Diese Dame ist nun ohne Zweifel der weibliche Schiffskapitän der Zukunft. Eine Eroberin auf maritimem Gebiete aber ist sie nicht, denn es hat schon drei weibliche Schiffslenker gegeben. Dieselben waren: Tatjana Stotow, nebenbei gesagt, ein russisches Riesenweib, das als Befehlshaber eines Schooners zumeist im weißen Meere fuhr und 1891 verunglückte. Ferner die 1889 verstorbene Miß Hannah Millar, eine Engländerin, welche sich rühmen durfte, gleich ihrer Schwester Betsy viele Jahre lang als Kapitän der Brigg „Clitus" verschiedene Meere durchkreuzt zu haben.

Ueberhaupt sind nächst den amerikanischen die englischen Frauen am eroberungslustigsten aufgetreten, und obwohl sie nach englischem gemeinen Rechte „für die Ausübung von öffentlichen Obliegenheiten nicht zulässig" sind, haben sie sich doch eine dominirende Stellung im Lehrfache errungen. Es gibt nämlich in England bereits mehr weibliche als männliche Lehrer. Auch in der Verwendung weiblicher Kräfte

als Handlungsgehilfen hat England so schnelle Fortschritte gemacht, daß ein Geschäftslokal mit männlichen Verkäufern, zumal in London, sehr selten zu finden ist. Man betrete eine Modewaaren-, Galanterie- oder sonstige Handlung, eine Schänke, ein Kaffeehaus — fast überall trifft man weibliche Angestellte, und in Rasier- und Haarschneidegeschäften sogar weibliche Barbiere. Was aber die auch in Deutschland immer mehr Terrain gewinnenden weiblichen Kommis und Comptoiristen anbelangt, so haben deren Eroberungen vor kaum mehr als zwanzig Jahren begonnen und seither drohen die Frauen allgemach das ganze Gebiet des Handels zu okkupiren.

Ein bedeutsames Zeichen dessen und der fortschreitenden Eroberung ist unter anderen auch der weibliche Geschäftsreisende. Eine Firma in Frankfurt a. M. hat „ihn" nach Berlin gesandt und „er" ist dort ganz so aufgetreten, wie dies männliche Reisende zu thun pflegen. Demnach ist auch dieses Gebiet weiblicherseits erobert worden. Welches nun zunächst daran kommt, kann Niemand wissen, allein da es der Agitation des Vereines „Frauenbildungsreform" in Weimar in neuester Zeit gelungen ist, in Baden bei der Volksvertretung die Zustimmung zu einer theilweisen Erschließung des Universitätsstudiums für das weibliche Geschlecht zu erreichen, so ist nun auch in Deutschland die erste Bresche in jene Mauer gelegt, welche die deutsche Frau vom wissenschaftlichen Studium abhielt, und daher wird die Frauenbewegung auch bei uns zu Eroberungen führen, von denen man sich vorerst noch nichts träumen läßt. Höchstwahrscheinlich überflügeln die deutschen Frauen sogar ihre amerikanischen Schwestern, die sich neuestens wegen allzu großer „Gründlichkeit", d. h. Neugierde bei Durchsuchung des Gepäckes von Reisenden, im Zolldienste unmöglich gemacht haben, und unser Jahrhundert wird nicht nur das eiserne und das Jahrhundert des Militaris-

mus, des Verkehrs, der Erfindungen, des Nationalitätenkampfes, sondern auch das der Frauenemanzipation und der weiblichen Eroberungen genannt werden können.

Wie weit dieselben führen werden, weiß natürlich Niemand zu sagen, allein da jedenfalls auch auf diesem Gebiete dafür gesorgt ist, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, so braucht den Männern um so weniger bange zu werden, als sie selbst das Mittel in der Hand haben, die Frauenemanzipation wenn schon nicht zum Stillstande zu bringen, so doch einzudämmen. Und dieses Mittel heißt: „Heirathen!" Denn wenn es in Deutschland nicht wie heute 4 Millionen, sondern blos 400,000 sitzen gebliebener Mädchen und allezeit heirathslustige Männer gäbe, dann würde die Frauenbewegung größtentheils in der Eroberung des Mannes gipfeln und dagegen dürfte wohl Niemand etwas einzuwenden haben.

Ein Tag auf einer Berliner Polizeiwache.

Aus dem Leben der Reichshauptstadt.

Von

A. Oskar Klaußmann.

(Nachdruck verboten)

Kaum ein anderer Ort dürfte so geeignet sein, die sozialen nnd allgemeinen Lebensverhältnisse der deutschen Reichshauptstadt zu studiren, wie eine Berliner Polizeiwache. Im Laufe von vierundzwanzig Stunden spielt sich hier eine Reihe von Vorgängen ab, welche das ganze Leben und Treiben der Millionenstadt widerspiegeln. Allerdings spielt auch in keiner Großstadt die Polizei eine so gewaltige Rolle, wie gerade in Berlin. Nirgends greift sie durch ihre Organisation und ihre Verwaltungsprinzipien so tief selbst bis in das Privatleben der Bewohner ein, wie hier.

Berlin wird jetzt in vierundachtzig Polizeireviere eingetheilt, welche unter dem Polizeipräsidium stehen. Die Beamten jedes Reviers haben einerseits die vom Polizeipräsidium erlassenen Verfügungen auszuführen, andererseits selbstständig für die Aufrechthaltung der Ruhe, Ordnung, Sicherheit und Leichtigkeit im Verkehr innerhalb ihres Bezirkes Sorge zu tragen.

Die Grenzen jedes Reviers sind räumlich nicht gleich groß, man hält aber darauf, daß in einem Revier die

Bevölkerungszahl nicht 20,000 überschreitet. Zu einem Revier gehört ein Polizeilieutenant, zwei bis drei Wachtmeister, zwei Revierschreiber, zwei Telegraphisten und mindestens zwölf Schutzmänner. Mehrere Polizeireviere stehen wieder unter einer Polizeihauptmannschaft, deren es augenblicklich in Berlin zehn gibt.

Möglichst im Mittelpunkte des Reviers befindet sich die Polizeiwache, welche gewöhnlich in einem Privathause untergebracht ist, und deren Räumlichkeiten meist im Erdgeschoß, seltener im ersten Stock liegen. Die Polizeiwache besteht gewöhnlich aus drei Zimmern. Das erste ist das eigentliche Wachtlokal. Hier befinden sich mehrere Schreibpulte, ein Telegraphenapparat, eine Anzahl von Betten, übereinander stehend, wie in der Kaserne, ein Tisch und eine Anzahl von Schemeln oder Stühlen, sowie einige Bücherbretter. Das zweite Zimmer dient zur Aufnahme von Verhafteten. Es ist nur mit einem Schemel, einem zinnernen Waschnapf und einem zinnernen Eimer ausgestattet. Gewöhnlich sind in dem Wachtlokal noch eine oder zwei kastenartige Zellen angebracht, in welche man Widerspenstige und Tobsüchtige einschließen kann. Das dritte Zimmer dient als Dienstraum für den Polizeilieutenant, worin er diejenigen Leute empfängt, die Anliegen bei ihm direkt vorzutragen haben.

— — — — — — — — — — — —

Es ist Morgens acht Uhr. Die Mannschaft vom Tagesdienst ist zur Ablösung angetreten, die Nachtdienstmannschaft aber noch zur Stelle. Die Schutzmannschaft Berlins hat ihren Dienst in sogenannte „Drittel" eingetheilt. Den ersten Tag thun die Mannschaften Dienst von acht Uhr Morgens bis acht Uhr Früh, also vierundzwanzig Stunden hintereinander. Am zweiten Tage beginnt der Dienst Abends um zehn Uhr und endet Früh um acht Uhr; am dritten Tage sind die Mannschaften dienstfrei und werden

nur ab und zu auf Theaterwache kommandirt oder zu Ordonnanzgängen verwendet. Die Wachtmeister thun nur Tagesdienst. Der Erste von ihnen ist der Vertreter des Polizeilieutenants auf der Wache und im Bezirk. Er führt die Journale und erledigt die leichteren Arbeiten. Der Andere hat den Außendienst, die Ueberwachung der Posten und Patrouillen und der Schanklokale.

Die beiden Wachtmeister, sämmtliche Schutzleute vom Tages- und Nachtdienst, mit Ausnahme der auf Posten und Patrouillen befindlichen, sind zur Stelle. Die beiden Revierschreiber sitzen bereits an den Pulten und arbeiten, der Telegraphist, der im vierundzwanzigstündigen Dienst seit Mittags ein Uhr dasitzt, hat den Morgenrapport vorbereitet, das Depeschenjournal zurecht gelegt, das Journal, in dem die Ereignisse der letzten Nacht verzeichnet sind, abgeschlossen, und Alles harrt auf das Erscheinen des Reviervorstandes.

Mit dem Glockenschlage Acht betritt der Polizeilieutenant das Bureau und nimmt die Meldungen des Telegraphisten und der beiden Wachtmeister entgegen. Bei Nacht ist der Telegraphist stets Kommandeur der Wache, und als solcher hat er am Morgen dem Reviervorstand die Wache wieder zu übergeben. Der Polizeilieutenant revidirt den Anzug der Leute, nimmt Urlaubsgesuche und andere Bitten seiner Untergebenen entgegen, läßt sich Meldungen in Bezug auf den Dienst und die Personalien der Beamten machen und hält dann nach Vorschrift eine Viertelstunde lang Instruktion über Gesetze und polizeiliche Verordnungen mit seinen Leuten ab. Dann revidirt er das Wachtlokal, die Arrestantenzimmer und etwaige andere, zur Wache gehörige Lokalitäten, unterschreibt die vorhandenen Journale und entläßt dann erst die dienstfreie Mannschaft, die sich nunmehr nach Hause begibt, während die zum Dienst antretenden Mannschaften die Posten und Patrouillen auf der Straße ablösen.

Der Dienst hat damit begonnen. Die Hälfte der Schutzmannschaft bleibt auf der Wache, die andere Hälfte befindet sich draußen im Revier auf Revisionsgängen, auf Posten an den Straßenecken, um für Ruhe und Sicherheit zu sorgen, oder auf Patrouillengängen durch das Revier. Alle zwei Stunden kehren diese Patrouillen zurück und machen ihre Meldungen dem Wachtmeister; ebenso werden alle zwei Stunden von der Revierwache aus die Posten abgelöst.

Jeder Wache ist auch ein Kriminalschutzmann beigegeben, welcher in Civil geht, die Trödler und Pfandleihgeschäfte überwacht, die Personen kontrolirt, die unter Polizeiaufsicht stehen, die direkten Befehle ausführt, die vom Chef der Kriminalpolizei für ihn eingehen, auf die Bettler ein aufmerksames Auge hat und außerdem Nachforschungen vornimmt, die ein Schutzmann in Uniform nicht gut ausführen kann. Er ist nicht an den Wachtdienst gebunden, erscheint nur auf der Wache, wenn er Befehle einholt oder Berichte abzuliefern hat, oder wenn er die Bücher nachschlagen will.

Gewöhnlich schon vor Beginn des Morgendienstes erscheinen Leute aus dem Revier auf der Wache, welche allerlei Angelegenheiten vorbringen, und soweit es sich nicht um Buchführung und Journale handelt, können diese Personen abgefertigt werden. Sobald die Revierschreiber aber um acht Uhr in Thätigkeit getreten sind, fängt die Polizeiwache an, einem Taubenhause zu gleichen, in dem es ununterbrochen aus und ein geht.

Es kommt ein Dienstmädchen, welche von ihrer Herrschaft die polizeilichen Anmeldescheine bringt. Sie ist von außerhalb und hat kein Führungsattest ihrer Heimathsbehörde. Sie wird darauf aufmerksam gemacht, daß sie ein solches binnen bestimmter Frist nachbringen, daß sie außerdem sofort einen Beitrag zum Gesindebelohnungsfonds zahlen muß; dann wird ihr die Meldung bestätigt und ihr Dienstbuch revidirt und mit einem Vermerk versehen.

Einer der Revierschreiber trägt Namen und Nationale sofort in das große Buch ein, welches Auskunft über sämmtliche Einwohner des Reviers gibt. Ein Exemplar des Meldeformulars wird in einen Zettelkasten nach alphabetischer Ordnung gelegt und bleibt im Revier, das andere Formular geht, abgestempelt und mit einem Vermerk versehen, an das Einwohnermeldeamt, welches über sämmtliche Einwohner Berlins genau Buch führt.

Es erscheint ein Mann, der einen Giftschein haben will, um Ratten in seinem Hause zu vertreiben. Ein zweiter Mann wünscht Auskunft über Gestellungsverhältnisse und darüber, ob er einen Auslandspaß bekommen könne. Er erhält eingehende Belehrung und wird an die Militärbehörde mit seinem Gesuch verwiesen.

Der Apparat des Telegraphisten klappert und bringt die Meldung von einem großen Diebstahl, der in der Nacht begangen worden ist. Die Depesche enthält gleichzeitig eine ziemlich deutliche Angabe der gestohlenen Gegenstände, und der Telegraphist nimmt eine Abschrift dieses Verzeichnisses für den Kriminalschutzmann, damit dieser sofort bei allen Pfandleihern und Trödlern Nachforschungen nach den gestohlenen Gegenständen halten kann.

Die Thür öffnet sich und, geleitet von zwei Schutzmännern, die ihn mehr tragen als führen, kommt ein Betrunkener, den man im Hausflur eines Gebäudes schlafend gefunden hat. Es scheint ein sonst ganz anständiger Mensch zu sein, der aber einen furchtbaren Rausch hat. Seine Kleidung ist beschmutzt, sein Hut eingedrückt; er weiß augenscheinlich nicht, wo er sich befindet. Seine Taschen werden untersucht, und es wird ein Protokoll über den Befund aufgenommen; dann bettet man ihn im Arrestantenzimmer auf die Pritsche, um ihn seinen Rausch ausschlafen zu lassen, da er in diesem Zustande nicht auf die Straße gelassen werden kann.

Die Klienten der Polizeiwache mehren sich. Die Reviersschreiber ertheilen ununterbrochen Rath, geben Bescheinigungen und sehen Zeugnisse nach in Impfangelegenheiten, in Angelegenheiten der Arbeiterversicherung, der Arbeits- und Dienstbücher, der Schlafstellenvermiether, der jugendlichen Arbeiter.

Der Wachtmeister verhandelt ebenfalls fast ununterbrochen mit Männern und Frauen über Angelegenheiten des Gewerbes und der Straßenpolizei. Hier wünscht ein Hausbesitzer Auskunft wegen Verlegung eines Bauzauns, die ihm von der Polizei aufgetragen worden ist. Hier parlamentirt ein Restaurateur wegen Anbringung eines Firmenschildes, wozu nicht nur das Polizeirevier, sondern sogar die Polizeihauptmannschaft ihre Genehmigung ertheilen muß. Hier beklagt sich Einer über ein Strafmandat wegen verspäteter Anmeldung oder wegen Uebertretung irgend einer Polizeivorschrift. Hier die Beschwerde eines Miethers gegen seinen Hauswirth, weil die Wohnung wegen Feuchtigkeit oder wegen Rauchens des Ofens unbenutzbar ist; hier umgekehrt die Beschwerde eines Hauswirths gegen seinen Miether, der durch nächtliche Ruhestörungen das ganze Haus aufbringt, und bei dem alle Ermahnungen und Drohungen nichts nützen. Dazu Angelegenheiten der Steuer, der Baupolizei, Unterhandlungen mit Personen, die bestraft worden sind und die ihre Strafe bezahlen oder absitzen sollen, und während dessen übermittelt der Telegraph fortwährend Befehle vom Polizeipräsidium oder macht Mittheilungen über Diebstähle, vermißte Persönlichkeiten, Auffindung von Leichen, Straßensperrungen, über Selbstmorde von Personen, deren Identität nicht feststeht u. s. w. u. s. w.

Der „Grüne Wagen" fährt vor, ein Gefährt, das in den Vormittagsstunden die während der Nacht angesammelten Häftlinge abholt, um sie nach dem Hauptpolizei-

gebäude zu bringen. Auf Wache befindet sich jedoch außer dem seinen Rausch ausschlafenden Betrunkenen augenblicklich kein Arrestant, da die Nacht sehr ruhig war, und der Wagen rasselt wieder von dannen.

Wenige Minuten später aber bringt ein Schutzmann einen Arrestanten. Es ist ein Strolch, der bei einem kleinen Diebstahl abgefaßt worden ist und der nun auf seine Beförderung nach dem Polizeipräsidium bis zur nächsten Rundfahrt des Grünen Wagens warten muß; der Strolch ist geständig, er gibt an, nur aus Noth den Diebstahl verübt zu haben, und verspricht auch, sich ruhig zu verhalten. Mit außerordentlicher Geschicklichkeit untersuchen ihn die Schutzleute und nehmen ihm seine Habseligkeiten, bestehend aus einem alten Taschenmesser, einer halbgefüllten Schnapsflasche, einem Portemonnaie mit wenigen Pfennigen Inhalt und einem Stückchen von einem Kamm ab. Ueber diese Gegenstände wird ein Protokoll aufgenommen, das der Arrestant unterschreibt; dann wird er nach dem Haftlokal gebracht und ihm der freundschaftliche Rath gegeben, sich ein wenig zu waschen.

Der Reviervorstand hat in seinem Zimmer unterdeß auch fortwährend Besuche empfangen, hat Entscheidungen getroffen, welche der Wachtmeister und die Revierschreiber ihm unterbreiten, hat mit Personen unterhandelt, die ihn direkt zu sprechen wünschten, in Privat- und Familienangelegenheiten guten Rath ertheilt und Mittel und Wege zur Abhilfe der gemeldeten Uebelstände angegeben oder polizeiliche Hilfe und Beobachtung versprochen. Er macht jetzt einen Rundgang durch sein Revier, um selbst überall nach dem Rechten zu sehen und seine Posten und Patrouillen zu kontroliren.

Als er zurückkehrt, stürzen soeben sämmtliche verfügbaren Mannschaften bis auf zwei aus dem Wachtlokal. Es ist Feuer im Revier. Der Lieutenant und der Wacht-

meister setzen sich an die Spitze der Mannschaften und eilen nach der Brandstätte, um hier die nothwendigen Absperrungen vorzunehmen. Die Meldung von dem Feuer ist auf dem Bureau durch einen Mitbewohner des Hauses, in dem es brennt, erfolgt. Der Telegraphist hat die Centralstelle im Polizeipräsidium angerufen und eine Depesche aufgegeben, die an ihrer Spitze das Wort „Feuer" trägt. Gleichzeitig hat er an die im Bezirke liegende Feuerwehr telegraphirt, und in dem Augenblicke, in dem die Schutzmannschaft auf der Brandstelle eintrifft, jagen auch schon die ersten Züge der Feuerwehr heran. Es handelt sich um einen kleinen Brand, der sehr bald gelöscht ist. Die Feuerwehr rückt ab, die Schutzleute zerstreuen möglichst schnell den entstandenen Volksauflauf und begeben sich dann nach der Wache zurück.

Hier hat sich die Zahl der Leute, die mit dem Revierschreiber verhandeln, noch vermehrt. Es wird um Transportwagen gebeten, um Schwerkranke nach der nächsten Krankenanstalt zu schaffen. Die Bestellung dieser Krankenwagen übernimmt die Polizei unentgeltlich auf telegraphischem Wege. Es kommen Reklamationen in Angelegenheiten der Fuhrwerkspolizei, der Strompolizei, der Fischerei; die Leute holen sich Auskunft über die Abfassung von Bitt- und Gnadengesuchen, über Eingaben an die verschiedenen Behörden, und so weit es irgend geht, wird Allen Auskunft und Rath ertheilt.

Vor der Wache bildet sich ein kleiner Volksauflauf. Einer der Schutzleute führt den Kutscher eines Lastwagens herein, der auf der Straße mit einem anderen Kutscher in Streit und Schlägerei gerathen ist. Da man Pferde und Wagen nicht ohne Aufsicht lassen kann, werden dieselben natürlich bis zur Wache gebracht, und ein ganzer Schwarm von Erwachsenen und Kindern gibt dem Gefährt das Geleite. Der vor der Thür des Wachtlokals stehende

Posten sucht den Auflauf zu zerstreuen und notirt von dem am Wagen angebrachten Firmenschilde Namen und Wohnung des Besitzers, sowie die Nummer des Wagens. Der Kutscher des Wagens wird unterdeß auf der Wache nach seinem Nationale gefragt; vor Allem erkundigt man sich nach seiner Wohnung. Sobald er dieselbe angegeben hat, gibt der Telegraphist eine Depesche an das Revier auf, in dem sich die Wohnung befinden soll, und fragt, ob das kurz angegebene Signalement stimme. Das angerufene Revier schlägt die Bücher nach, und schon nach wenigen Minuten kommt die Antwort, daß die Angaben richtig seien. Es wird dem Kutscher nunmehr bedeutet, daß er entlassen sei, daß er aber ein Strafmandat wegen Unfugs und Schlägerei zu gewärtigen habe, und brummend geht er hinaus, setzt sich auf den Wagen und fährt schimpfend davon, denn er weiß, daß ihn nichts von einer Strafe von mindestens zehn Mark befreit.

Die von Posten und Patrouille zurückkehrenden Mannschaften schreiben unterdeß ebenfalls ihre Berichte über Uebertretungen, die sie gesehen, über Personen, die sie zur Rechenschaft gezogen haben, und diese Berichte werden journalisirt und gehen an das Polizeipräsidium, um die Bestrafung von Missethätern oder die Abstellung von Uebelständen von der Centralstelle aus zu veranlassen.

Eine bejammernswerthe Figur erscheint, ein ziemlich kräftig aussehender Mann in Hemdsärmeln, mit blutendem Gesicht, barhäuptig und in Hausschuhen. Der von der Brandstelle zurückgekehrte Wachtmeister mustert erstaunt den Hilfesuchenden, denn ein solcher ist der Verwundete ohne Zweifel.

„Wer hat Sie denn so zugerichtet?“ fragt er.

„Ach, Herr Wachtmeister,“ sagt der Blutende, „geben Sie mir doch einen von den Herren Schutzleuten mit. Meine Frau hat mir wieder ein Loch in den Kopf geschlagen. Es ist nicht auszuhalten mehr mit dem Satan!“

Die allgemeine Heiterkeit auf der Wache scheint den Blutenden etwas bestürzt zu machen.

„Wer hat Sie geschlagen?“ fragt ihn nochmals der Wachtmeister.

„Meine Frau,“ sagte der Blutende. „Sie hat mir 'nen Topf auf dem Kopf zerhauen und ist mit 'nem Küchenmesser uf mir losjejangen.“

„Wie heißen Sie?“ fragt der Wachtmeister und nimmt das Nationale des Pantoffelhelden auf. Dann erklärt er: „Die Polizei kann sich nicht in Familienangelegenheiten mischen. Sollten Sie wirklich Beweise dafür haben, daß Ihre Frau Sie mit einem Verbrechen bedroht, so müssen Sie sich an die Staatsanwaltschaft wenden, wir können nicht eingreifen. Sie müssen Manns genug sein, um sich Ihrer Frau erwehren zu können.“

„Können Sie mir wirklich Niemanden mitjeben?“ fragt der von seiner Frau so hart Bedrängte.

„Nein,“ entgegnete der Wachtmeister. „Das hätte nur die Folge, daß Ihre Frau wahrscheinlich noch beleidigend gegen den Schutzmann wird, der, nebenbei bemerkt, nichts in der Wohnung zu suchen hat, und das Strafmandat, das Ihre Frau bekommt, hätten Sie dann zu bezahlen. Gehen Sie nur da hinüber zu dem Heilgehilfen, damit er Sie verbindet.“

Der arme Ehemann zieht seufzend ab unter dem Lächeln und dem Achselzucken der Anwesenden. —

Mittags zwölf Uhr verlassen die Revierschreiber zu zweistündiger Ruhepause das Wachtlokal, und während dieser Zeit können natürlich schriftliche Angelegenheiten nur erledigt werden, soweit sie der anwesende Wachtmeister selbst besorgen kann. Die beiden Wachtmeister machen abwechselnd eine halbe Stunde Mittagpause. Der Telegraphist bereitet Alles für die Ablösung vor, die um ein Uhr Mittags antritt.

Der neue Telegraphist hat seinen Apparat und die darüber hängende Schwarzwälder Uhr aufgezogen, die jeden Morgen auf ein besonderes Signal von der Centralpolizei-Telegraphenstation aus gestellt wird. Er liest die im Laufe der letzten vierundzwanzig Stunden eingegangenen Depeschen durch, um orientirt zu sein, wird aber darin schon wieder durch eine Depesche gestört, die vom Polizeipräsidium kommt und in der als vermißt ein Mädchen von achtzehn Jahren gemeldet wird, das seit drei Tagen spurlos verschwunden ist. Es folgt das Signalement, welches genau niedergeschrieben wird, da von demselben alle Beamten Kenntniß nehmen müssen.

Bald nach ein Uhr bringt einer der Posten einen Knaben von ungefähr vier Jahren, der sich verlaufen hat. Er ist den vom Morgendienst heimkehrenden Truppen so weit nachgelaufen, daß er nicht mehr nach der elterlichen Wohnung zurückfindet. Der kleine Kerl ist schon über eine Stunde umhergeirrt und schließlich weinend und schluchzend von einem Schutzmann aufgefunden worden. Er vermag nur anzugeben, daß er Wilhelm heißt, und daß seine Eltern in einem Hause wohnen, in dem zwei Hunde sind; das ist Alles, was er weiß. Man untersucht seine Kopfbedeckung, weil in dieser gewöhnlich bei Berliner Kindern aus Vorsicht die elterliche Wohnung angebracht ist. Man durchsucht seinen Anzug und seine Wäsche nach Namen. Da man nichts findet, gibt der Telegraphist eine Depesche an das Polizeipräsidium und an sämmtliche andere Bureaux auf, welche lautet:

„Hier gefunden als verlaufen Knabe Wilhelm, vier Jahre alt, blauer Trikotanzug, schwarze Strümpfe, niedrige Schuhe, Strohmütze."

Der kleine Knabe, der eine anerzogene Scheu vor uniformirten Schutzleuten hat, möchte gern weinen, aber die Angst vor der unheimlichen Umgebung verhindert ihn

daran. Einer der dienstfreien Schutzleute redet ihm gut zu, und bald kommt auch aus der Küche des Polizeilieutenants, der stets in demselben Hause wohnt, in dem sich die Revierwache befindet, ein Teller Suppe für den Kleinen, der seit Stunden unterwegs ist und sich hungrig und müde gelaufen hat. Der Kleine ißt und wird dann auf eines der Betten der Schutzleute gelegt, wo er sofort in tiefen Schlaf verfällt.

Er schläft fest, selbst als von zwei Uhr ab in geradezu beängstigender Weise sich die Zahl der Leute mehrt, die nach der Wache kommen, um hier Auskünfte, Bescheinigungen und Unterweisungen sich zu holen.

Gegen drei Uhr läuft die Nachricht von einem Selbstmorde ein. Der Polizeilieutenant, der Wachtmeister und einige Schutzleute begeben sich nach dem Thatorte. Es wird ein Arzt geholt, der indeß den Erhängten nicht mehr zum Leben zurückrufen kann. Einer der Schutzleute kommt nach der Wache zurück und macht Meldung von dem Vorfall. Der Telegraphist bestellt den Obduktionswagen zur Abholung der Leiche und gibt eine Depesche an das Polizeipräsidium und an den Leichenkommissar über den Vorfall auf.

Um vier Uhr erscheint die Mutter des kleinen Wilhelm, aufgelöst von Sorge, Thränen nnd Angst um den kleinen Verlaufenen. Wilhelm, der soeben erwacht ist, wird ihr übergeben, und die Frau geht, nachdem ihr angerathen worden ist, nächstens auf den kleinen Kerl besser Acht zu geben.

So rasch wie hier finden sich indeß nicht immer die Angehörigen zu einem verlaufenen Kinde. Es kommt vor, daß Kinder auf der Polizeiwache übernachten und sogar, wenn sich am nächsten Tage noch Niemand meldet, der nach ihnen fragt, vorläufig im Waisenhause untergebracht werden müssen.

Um vier Uhr stürzt wieder ein Mensch in das Bureau, der außer Athem meldet, es sei ein Kellerbrand bei einem Kolonialwaarenhändler ausgebrochen. Schutzmannschaft, Wachtmeister und Polizeilieutenant eilen nach der Brandstelle, und der Telegraphist schickt eine Depesche an die Hauptwache der Feuerwehr, an die Revierwache der Feuerwehr und an die nächste Hauptmannschaft ab. Dieser Brand dauert ziemlich lange. Der Telegraphist hat jetzt das Kommando auf der Wache, und vielfach wird an sein Urtheil appellirt.

Die meiste Arbeit verursachen ihm drei Frauen, die auf der Wache erschienen sind und gleichzeitig auf ihn losreden, die Eine die Andere der fürchterlichsten Verbrechen und Vergehen beschuldigend. Erst nachdem der Telegraphist grob geworden ist und sich fast die Lunge aus dem Halse geschrien hat, gelingt es, die Weiber soweit zu beruhigen, daß sie wenigstens einen Augenblick still schweigen. Es stellt sich heraus, daß sie gemeinsam in einem Hinterhause wohnen und daß sie über die Benutzung des Trockenbodens in Streitigkeit gerathen sind. Der Wirth des Hauses ist nicht anwesend, und so erscheinen die drei Damen auf der Revierwache, um hier ihre Angelegenheit persönlich durchzufechten. Der Telegraphist ermahnt sie vergeblich zur Ruhe, selbst wohlberechtigte Grobheit nützt nichts. Er weist endlich den Frauen die Thür und bedroht sie noch mit Strafe, wenn sie sich nicht still verhalten sollten. Vor der Thür gerathen sich die Weiber noch einmal in die Haare, werden von dem Posten auseinander gebracht und entfernen sich dann schimpfend, um ihr Gefecht zu Hause fortzusetzen.

Der Angetrunkene, der in den Morgenstunden eingebracht wurde, ist von seinem Rausch erwacht. Er hat nicht nur einen physischen, sondern auch einen schweren moralischen Katzenjammer. Wie sich herausstellt, ist er ein durchaus anständiger Mensch, der unglücklicherweise in eine

liederliche Gesellschaft gerathen ist. Man stellt sein Nationale fest, telegraphirt um Auskunft nach dem benachbarten Revier, in dem der Unglücksrabe wohnt, und entläßt ihn darauf. Einer der Schutzleute hilft ihm, seinen Anzug etwas in Ordnung zu bringen, und besorgt ihm sogar eine Droschke, damit der Nachtschwärmer, ohne Aufsehen zu erregen, nach Hause kommen kann.

Die zwei auf der Wache zurückgebliebenen Schutzleute, außer dem Telegraphisten und den Revierschreibern, werden auch noch fortgeholt, um eine Schlägerei zu beenden, die in einer Destillation (Schnapsladen) ausgebrochen ist. Sie kommen nach einiger Zeit zurück und bringen zwei Arrestanten mit. Kaum hat man das Protokoll dieser Leute aufgenommen, als der Grüne Wagen schon wieder vorfährt und jetzt die Arrestanten mit sich zu nehmen hat, da auch die beiden zuletzt Eingebrachten wegen Körperverletzung in Haft behalten und dem Richter vorgeführt werden sollen.

Erst gegen sieben Uhr kehren die Schutzleute mit dem Lieutenant von der Brandstätte zurück. Der Kellerbrand war nicht ungefährlich, nahm großen Umfang an und ist noch nicht ganz gelöscht. Die Mannschaften von der Polizeihauptmannschaft, von der sogenannten Reserve, haben aber die Reviermannschaft abgelöst, damit diese wieder die Posten und Patrouillen wenigstens auf eine Stunde ablösen kann. Die Revierschreiber schließen ihre Bücher und Journale und gehen nach Hause.

Da das Publikum nach sieben Uhr Abends die Polizeiwache nur in sehr dringenden Fällen in Anspruch nimmt, tritt jetzt verhältnißmäßige Ruhe ein, und man macht es sich nach Möglichkeit bequem. Die Mannschaften verzehren ihr Abendbrod, das ihnen gewöhnlich von ihren Angehörigen gebracht wird. Dann zünden sie sich eine Pfeife an und widmen sich dem Mühlen-, Dame- oder Schachspiel.

Auf jeder Wache ist nämlich ein Damenbrett vorhanden, während Kartenspiele unter keinen Umständen geduldet werden.

Um neun Uhr Abends treten die Nachtwächter an, um sich zum Dienst zu melden. Sie schreiben sich in das vorhandene Journal ein, werden um halb zehn Uhr vom Nachtwachtmeister inspizirt und instruirt und begeben sich dann in ihre Bezirke. Um zehn Uhr wird die Thür der Polizeiwache geschlossen und einer der Schutzleute muß vollständig angezogen und den Helm auf dem Kopf am Tische sitzen bleiben, um zu öffnen, wenn an der Hausthür geklingelt wird. Der Telegraphist zieht einen leinenen Rock und Hausschuhe an. So legt er sich auf sein Bett, um sofort aufzuspringen, wenn sein Apparat ihn ruft. Die Schutzleute, die nicht auf Wache oder Patrouille sind, legen sich halb angekleidet in die Betten, um auf den ersten Alarmruf bereit zu sein.

Die Ruhe in der Nacht wird nur zweimal gestört. Das erste Mal bringt ein Wächter einen Skandalmacher, der sich wie unsinnig geberdet und gebunden werden muß. Dann sperrt man den betrunkenen Menschen in eine Zelle, in der er noch lange Lärm macht, bis er erschöpft einschläft. Gegen zwei Uhr Morgens wird eine lustige Gesellschaft durch zwei Nachtwächter und einen Schutzmann zur Wache gebracht, die eine „schwere Sitzung" gehalten und auf dem Nachhausewege den „Nachtrath" angeulkt hat. Es sind vier noch verhältnißmäßig junge Leute aus besseren Kreisen, die sich nur in etwas übermüthiger Stimmung befinden. Der Telegraphist, der ein Menschenkenner ist, weiß mit ihnen umzugehen. Er behandelt sie nicht schroff, geht zum Theil auf ihre Scherze ein, ohne doch seiner Würde etwas zu vergeben, nimmt ihr Nationale auf und frägt dann in den Revieren, in welchen die Krakeeler angeblich wohnen, nach der Richtigkeit ihrer Aussagen an.

Da Alles stimmt, werden die vier Jünglinge mit einer Verwarnung entlassen, und der hinkende Bote kommt erst nach, wenn sie nach einer Woche Jeder zwanzig Mark Polizeistrafe wegen nächtlichen Unfugs bezahlen müssen.

Früh vor sieben Uhr tritt einer der Schutzleute vom dienstfreien Drittel an, um den Morgenrapport nach dem Bureau der Hauptmannschaft zu tragen. Um fünf Uhr haben sich die Nachtwächter zurückgemeldet und in das Journal eingetragen. Nach sieben Uhr versammeln sich wieder die Schutzleute der neuen Wache, und es wiederholt sich in derselben Weise das Leben und Treiben vom Tage vorher.

* * *

Was wir hier geschildert haben, ist aber eine verhältnißmäßig ruhig verlaufene Wache. Morde, Tumulte, schwerer Einbruch, große Feuersbrünste, Straßenabsperrungen bei Festlichkeiten, Häusereinstürze, große Schlägereien, Ueberschwemmungen infolge von Wolkenbrüchen, Explosionen u. s. w. gehören in Berlin im Laufe einer Woche nicht zu den Seltenheiten. Oft hat die Wachtmannschaft während vierundzwanzig Stunden kaum einen Augenblick Ruhe; ununterbrochen muß sie bereit sein, hinauszugehen, um mit Aufopferung von Gesundheit und Leben ihre Pflicht zu thun.

Und in der That pflegen die Schutzleute nach einer mehrjährigen Dienstzeit so angegriffen zu sein, daß sie ihre Pensionirung nachsuchen.

Mannigfaltiges.

Der verhängnißvolle Heirathsantrag. — Zur Zeit des Königs Friedrich III. von Dänemark (1648—1670) lebte in Kopenhagen der Baron Kay Lykke, einer der reichsten und angesehensten Kavaliere Dänemarks. Durch heldenmüthige Tapferkeit im Kriege hatte er sich ausgezeichnet und auf seine eigenen Kosten ein Regiment Dragoner unterhalten. Da er aber ein Freund des wegen angeblichen Hochverraths flüchtigen und verfolgten Grafen Corfitz Ulfeld war, so kam er bei Hofe nicht in besondere Gunst. Man sann vielmehr auf sein Verderben.

Die Gelegenheit ließ nicht lange auf sich warten. Kay Lykke hatte auf einer Reise in Jütland ein Edelfräulein gesehen und war von den Reizen der jungen Dame so gefesselt worden, daß er sie zu heirathen wünschte. Und so setzte er sich denn hin und schrieb im Schweiße seines Angesichts einen Liebesbrief und Heirathsantrag. Er wußte nämlich nach damaliger Kavaliersweise viel besser mit dem Schwerte umzugehen, als mit der Feder, und deshalb wurde ihm die Arbeit recht sauer.

Sein Brief an das jütländische Edelfräulein — der noch vorhanden ist und im geheimen Archiv zu Kopenhagen aufbewahrt wird — wurde denn auch wirklich eine sehr sonderbare Leistung. Kay Lykke rühmt in pomphafter, prahlerischer Weise alle seine persönlichen Vorzüge, seinen Adel, seine Tapferkeit, seine Geistesgaben, seinen Reichthum — er sei der glückliche Besitzer von fünfzehn Edelhöfen oder Rittergütern. Indem er dies Alles gewissermaßen zusammenaddirt, schreibt er im Schlußpassus seines Briefes: „Ich bin also ein Kavalier von solchen seltenen und

auserlesenen Eigenschaften, daß gewiß selbst die vornehmste Dame des Landes mir keinen Korb geben würde, wenn ich um sie anhielte!"

Diese Zeilen sollten für ihn verhängnißvoll werden.

Als der schriftliche Heirathsantrag an die Adressatin in Jütland gelangte und die junge Dame den merkwürdigen Brief gelesen hatte, da brach sie in ein schallendes Spottgelächter aus. Sie schrieb zurück, ihre Hand sei schon vergeben, sie habe bereits einen Bräutigam, also müsse sie selbstverständlich den gütigen Antrag des edlen Herrn ablehnen.

So erhielt denn Kay Lykke zu seinem größten Erstaunen einen Korb von dem Fräulein und darüber ärgerte er sich nicht wenig Es sollte aber bald noch viel schlimmer kommen.

Sein pomphafter, schwülstiger Liebesbrief wurde von dem jütländischen Fräulein spaßeshalber anderen Edeldamen gezeigt und bald kursirten davon viele Abschriften. Die jungen Damen lachten viel darüber, es war das Komischeste, was sie je gelesen.

Auf solche Weise erhielt auch die Tochter eines Stiftsamtmanns davon eine Abschrift. Ihr Vater las das tolle Schriftstück und sandte eine Kopie der Königin nach Kopenhagen. So konnte es denn nicht fehlen, daß Kay Lykke's Brief bald auch bei Hofe bekannt wurde. Die Folge war, daß das jütländische Edelfräulein den Originalbrief nach Kopenhagen schicken mußte.

Jetzt hatte man einen genügenden Vorwand, um Kay Lykke zu verderben. Er habe unehrerbietig über die Königin geschrieben, behaupteten die Höflinge. Denn „die vornehmste Dame des Landes" sei ja doch unzweifelhaft die Königin.

Sophie Amalia schenkte dieser unsinnigen Auslegung Beifall und befahl dem „Generalfiskal" oder Kronanwalt, Kay Lykke wegen Majestätsbeleidigung bei dem „Höchsten-Gericht" anzuklagen.

Der unvorsichtige Briefschreiber aber war von guten Freunden gewarnt worden und in's Ausland geflüchtet. Von seinem Zufluchtsort aus schrieb er an das Gericht, daß sein Liebesbrief an das jütländische Fräulein, wie es aus dem Sinne des Schriftstücks ja auch klar ersichtlich sei, durchaus keine Beleidigung der Königin enthalte, an die er bei seiner Schreiberei gar nicht einmal gedacht habe, die ja zudem auch schon „wohl versehen" sei.

Darauf wurde aber nicht geachtet, das Höchsten-Gericht entschied in dieser sonderbaren Kriminalsache genau so, wie die Königin Sophie Amalia es wünschte. Kay Lykke wurde zum Verluste seiner Güter, seines Lebens und seiner Ehre verurtheilt. Es sollte ihm — nachdem der Henker sein Wappen und seinen Helm zerbrochen — zuerst die rechte Hand, welche den verhängnißvollen Brief geschrieben, dann das Haupt, welches den Brief ausgesonnen, abgehauen und sein Körper unterm Hochgericht verscharrt werden.

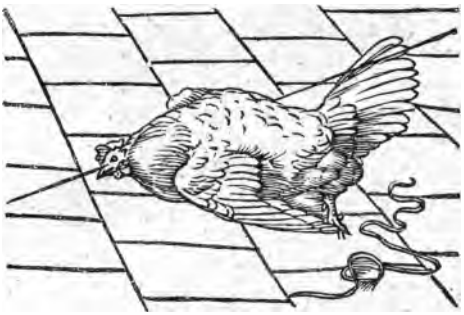
Da man Kay Lykke selbst nicht hinrichten konnte, weil man seiner Person nicht habhaft zu werden vermochte, so sollte das Urtheil „im Bilde" vollstreckt werden. Dies geschah in Kopenhagen am 4. September 1661 unter dem Zusammenlauf einer ungeheuren Volksmenge. Es war eine Holzfigur angefertigt worden, die ungefähr so aussah wie Lykke. Zuerst zertrümmerte der Scharfrichter Wappenschild und Helm des Verurtheilten; darauf hieb er der Holzfigur die rechte Hand, dann den Kopf ab. Die enthauptete Holzfigur schleppte nachher der Scharfrichter in seine Wohnung und stellte sie dort öffentlich zur Besichtigung aus für Neugierige, welche bei der sonderbaren Hinrichtung selbst nicht hatten zugegen sein können. Dafür erhob er ein geringes Eintrittsgeld.

Diese eigenthümliche Sehenswürdigkeit fand längere Zeit viel Zulauf. Endlich aber kümmerte sich kein Mensch mehr darum. Darauf — es war mittlerweile Winter und recht kalt geworden — zerschlug der Scharfrichter die Figur in kleine Stücke und heizte damit seinen Ofen.

Dies erfuhr aber der Präsident des Gerichtshofes, der nun meinte, es sei dem Kay Lykke zu viel geschehen. Im Urtheil stehe ja ausdrücklich, daß er verscharrt, und nicht, daß er verbrannt werden solle. Wegen Ueberschreitung seiner Amtsbefugniß wurde darauf der Scharfrichter zur Strafe auf ein Vierteljahr in's „Raspelhaus" geschickt, wie man damals das Zucht- und Arbeitshaus in Kopenhagen nannte.

Unterdessen freute Kay Lykke im Auslande sich seines Lebens. Er soll in holländische Militärdienste getreten sein und sich nach Ostindien begeben haben. F. L.

Schrecklähmung bei Thieren. — Nicht nur Menschen fühlen sich bei einem plötzlichen Erschrecken oft wie gelähmt, sie sind „starr vor Schreck", sondern auch in der Thierwelt ist diese Schrecklähmung oder Kataplexie keine seltene Erscheinung. Viele Thiere werden schon bei der unsanften Berührung durch entschiedenes Zugreifen und sicheres Festhalten nach wenigen Sekunden in der Hand oder unter derselben kataplegisch, d. h. alle willkürlichen Bewegungen hören plötzlich auf, das Auge nimmt einen fremden Ausdruck an, die Athmung wird stark verlangsamt und vertieft. Man kann alsdann dem Thiere beliebige Stellungen ertheilen, in denen es regungslos, je nach Umständen bis



Das „Experimentum mirabile de imaginatione gallinae".

zu einer Viertelstunde verharrt, auch wenn man die Hand zurückzieht. Schon der gelehrte Pater Athanasius Kircher hat in seinem Werke: „Ars magna lucis et umbrae" (Die große Kunst des Lichtes und des Schattens), Rom 1646, ein interessantes Experiment dieser Art mitgetheilt, das er als: „Experimentum mirabile de imaginatione gallinae" (Das wunderbare Experiment von der Einbildungskraft der Henne) nennt. Es besteht darin, daß man ein Huhn ergreift, mit Rücken oder Seite gegen den Fußboden drückt und vom Schnabel aus, der letzteren berühren muß, einen Kreidestrich über die Diele zieht, worauf das Thier regungslos liegen bleibt. Kircher legte ihm vorher eine Bindfadenfessel an und meinte, die Henne bildete sich nun ein, der Kreidestrich sei das Ende des ihre Füße einschnürenden Bind-

fadens, und rühre sich deswegen nicht. Unsere umstehende Illustration ist eine Nachbildung des Originals in dem erwähnten merkwürdigen Buche. Professor Czermak hat aber experimentell nachgewiesen, daß Bindfaden und Kreidestrich vollständig überflüssig sind, weil bei einem solchen Versuche ohne Weiteres die

Krebse in der Schrecklähmung. (Nach Preyer.)

Schrecklähmung eintritt. Er zeigte, daß auch Enten, Gänse, Truthühner, Schwäne u. s. w. bei ähnlicher Behandlung nach anfänglichem Sträuben unbeweglich werden. Hühner lassen sich in diesem Zustande sogar umherwälzen, ohne sich zu rühren, wobei sie nur das Bestreben zeigen, mittelst einer Halsverrenkung

Ein kataplegisches Kaninchen.

den Kopf in der ursprünglichen Stellung, wie von unsichtbarer Hand gehalten, liegen zu lassen.

Kleinere Vögel, wie Zeisige, Rothkehlchen, Stieglitze, gerathen noch leichter in diesen Zustand, und die Taschenspieler gründen einige ihrer hübschesten Kunststücke darauf, daß Kanarienvögel sofort starr und anscheinend leblos werden, wenn man sie auf

den Rücken in die offene Hand legt, nachdem man sie an den Beinen einigemal langsam durch die Luft geschwenkt hat.

Der Flußkrebs bleibt minutenlang in der Schreclähmung, wenn man ihn packt und mit der Nasenspitze auf einen Tisch stellt. Frösche und Tritonen werden leichter in Kataplexie versetzt, wenn man sie unvermuthet mit einer Schlinge oder einer Zange an einem Hinterfuße oder bei dem Schwanze fest ergreift. Sie können dann in jeder beliebigen Stellung auf den Tisch gelegt oder selbst in Wasser getaucht werden, und bleiben stundenlang starr wie Leichname, während sie sogleich wieder lebendig werden, wenn man die Schlinge löst oder sie in die Hand nimmt.

Professor Preyer erregte in Kairo das ungeheuerste Staunen eines mit großen Wüsteneidechsen umherziehenden egyptischen „Zauberers" dadurch, daß er zwei dieser mehrere Fuß langen Thiere sofort kataplegisch machte, indem er sie auf den Rücken legte.

Von Vierfüßlern lassen sich namentlich Kaninchen und Meerschweinchen leicht in die Schreckstarre versetzen und bleiben dann unbeweglich auf dem Rücken liegen. Dagegen glückt das Experiment bei Katzen und Hunden in der Regel gar nicht, weil diese zu sehr an Berührungen durch Menschen gewöhnt sind, um sich dadurch schrecken zu lassen.

Pferde und Rinder aber sieht man bewegungslos werden, wenn man sie mittelst eines breiten Gürtels, der um ihren Rumpf gelegt ist, von einem Krahn emporheben läßt, um sie in ein Schiff zu verladen. Sind sie vorher noch so ungeberdig, so werden sie doch urplötzlich „starr vor Schreck", sobald ihnen der Boden unter den Füßen schwindet. P. M.

Rossini und die Eisenbahn. — Zu den mannigfachen Eigenthümlichkeiten, durch welche der berühmte Tonkünstler während seines ganzen thatenreichen Lebens sich auszeichnete, gehörte auch seine Abscheu vor all' den Gegenständen, bei welchen der Dampf die Ursache der treibenden Bewegung ist. Dieser Abscheu oder Widerwille ging soweit, daß schon das bloße Wort Dampf, wenn es Jemand ihm gegenüber zufällig aussprach, ihn nervös machen konnte. Er bediente sich daher, wenn er eine Reise zu unternehmen genöthigt war, niemals der Eisenbahnen oder der Dampfschiffe,

sondern benutzte stets gewöhnliche Landkutschen oder Postwagen, und wenn er über Wasser mußte, Segelschiffe und einfache Barken. Wenn man ihm versicherte, daß er mittelst Eisenbahn und Dampfschiff schneller und bequemer an das Ziel seiner Reise gelange, pflegte er zu antworten: „Schneller, das will ich nicht in Abrede stellen, aber bequemer? Nein; denn was ich nicht leiden mag, ist mir unbequem."

Sich mit dem Gedanken tragend, daß er bald sterben müsse, wünschte er noch einmal Paris und seine dortigen zahlreichen Freunde zu sehen, und er beschloß, trotz des Abrathens der Aerzte, die Reise nach der Seinehauptstadt theils mit der Post, theils in einem sogenannten Landauer zu unternehmen. Und so geschah es. Am 13. Mai 1854 war er von Nizza in Aix angelangt, ohne Marseille zu berühren. Er hatte dazu mehrerer Tage bedurft, denn er hatte die Postchaise benutzt und war nur immer wenige Stunden gefahren. Seine vielen Verehrer in Marseille hatten ihm eine außergewöhnliche Huldigung vorbereitet, aber er war gezwungen, derselben auszuweichen, denn er fühlte sich bis auf den Tod erschöpft und elend. Seine Krankheit bestand bekanntlich in einer äußerst heftigen Nervenüberreizung, welche durch die Anstrengungen der Reise bis auf den höchsten Grad gestiegen war, so zwar, daß er stark fieberte. Der Arzt, welchen er in Aix zu Rathe zog, verschrieb ihm eine aus Digitalin und Chinin zusammengesetzte Arznei, infolge deren sein Zustand sich etwas besserte. Zugleich rieth er ihm dringend einige Tage Ruhe an.

Dazu aber schüttelte der eigensinnige Künstler ablehnend das Haupt. „Das geht nicht," sagte er, „ich kann mich hier höchstens einen Tag ausruhen; es würde mir zu viel Zeit kosten; denn es vergehen ohnehin einige Tage, bevor ich in Paris angelangt sein werde."

„Wie?" rief der Arzt, halb erschreckt, halb ärgerlich. „Sie gedenken die Reise in Ihrer gewöhnlichen Weise fortzusetzen?"

„Gewiß!" antwortete der Kranke. „Wie sonst?"

„Aber dann stehe ich für nichts."

„Hm, mein Zustand ist also in der That ein ernster?"

„Gewiß ist er das, und es steht ganz in Ihrem Belieben, ihn zu verschlimmern oder erträglicher zu gestalten. Nun, thun Sie, was Ihnen gut dünkt, ich habe Sie gewarnt!"

Nach diesen in ärgerlichem Tone gesprochenen Worten wollte sich der Arzt entfernen. Rossini hielt ihn zurück. „Noch eine Frage, Doktor. Ich muß also einige Tage hier bleiben?" fragte er kläglich.

„Es wäre wenigstens gut, wenn Sie es thäten. Wenn Sie aber durchaus reisen müssen, dann setzen Sie wenigstens ihren erschöpften Körper nicht Anstrengungen aus, denen er nicht mehr gewachsen ist, und reisen Sie wie andere vernünftige Menschen."

„Das heißt?"

„Das heißt, daß Sie sich der Eisenbahn bedienen sollen. Im entgegengesetzten Falle werden Sie Paris nicht lebend erreichen. Darauf gebe ich Ihnen mein Wort."

„Es ist gut, Doktor, ich werde Ihren Rath befolgen und Ihnen zu Liebe von meiner Gewohnheit abweichen."

„Sagen Sie besser: sich zu Liebe, das ist das Richtigere."

Damit entfernte sich der Arzt.

Der Künstler war in der That diesmal fest entschlossen, sich zu seiner Weiterreise nach Paris der Eisenbahn zu bedienen, denn die Worte des Arztes hatten ihn erschreckt. Nachdem er einen Tag in Aix geruht hatte und er sich wieder fieberfrei fühlte, ließ er sich in seinem Wagen nach dem Dorfe Rognac fahren. Dasselbe liegt von Aix 15 Kilometer entfernt, und die Bahn von Marseille nach Paris fährt hier vorbei. Gerade in dem Augenblicke, als der Komponist in das Dorf einfuhr, näherte sich diesem auch der Bahnzug. Rossini gewahrte von Weitem den aufsteigenden Dampf der Lokomotive, hörte deren Sausen und dann das schrille Pfeifen des einlaufenden Wagenzuges. Da aber war es mit der mühsam erzwungenen Beherrschung des Künstlers vorbei, ein heftiges Zittern befiel alle seine Glieder, sein Gesicht wurde todtenbleich und kalter Schweiß perlte auf seiner Stirn. Mit vor Aufregung bebender Stimme gebot er dem Postillon, ihn wieder nach Aix zurückzuführen und, hier angekommen, legte er sich sogleich zu Bett. Am nächsten Tage aber miethete er einen Wagen und legte nun den Weg nach Paris in kleinen Tagereisen zurück.

Er starb indessen trotz der Vorhersage des Arztes nicht infolge der Anstrengungen dieser mühseligen Reise, sondern sein Zustand besserte sich wieder. Bekanntlich endete der Komponist sein Leben

erst am 14. November 1868 auf seinem Landgute in Passy bei Paris. Hmn.

Warum sollen wir durch die Nase athmen? — Obgleich auch in weiteren Kreisen bekannt ist, daß die Nase und nicht der Mund der von der Natur bestimmte Eingangskanal für die einzuathmende Luft ist, so wird trotzdem noch immer vielfach die Luft nicht durch die Nase, sondern durch den Mund eingesogen. Der Grund, weshalb die Nase allein zum Athmen geeignet ist, liegt in ihrem Bau. Denn während der durch die Mundhöhle geleitete Luftstrom erst den hinteren Abschluß derselben durchbrechen muß und dann auch noch nicht einmal einen direkten Abfluß in die Luftröhre findet, vermag die Nase durch die Verbindung ihrer Höhle mit der Oeffnung des Kehlkopfes dem Luftstrom leicht die angemessene Richtung zu geben.

Außerdem machen sich aber noch andere Umstände geltend. Nach der engen Oeffnung am Eingang erweitert sich die Nasenhöhle ziemlich beträchtlich nach oben und außen und geht dann wieder durch eine engere Oeffnung in den Schlundkopf über, in den auch von unten her die Luftröhre mit ihrem obersten Theile einmündet. Diese Einrichtung bedingt es, daß der Luftstrom durch die Nase nur verhältnißmäßig langsam hindurchgehen kann, da durch die engere Nasenöffnung die Luft nicht so rasch einströmen kann, weil sie erst die in dem weiteren Nasenraume enthaltene wärmere Luft verdrängen muß. Sie mischt sich daher nur allmälig dieser Luft bei, während in dem gleichen Verhältniß die Luft des Nasenraumes nach dem Kehlkopf hin abfließt. Der Nasenraum kann also erst mit der Zeit durch eine Luft angefüllt werden, die ganz oder annähernd die gleiche Temperatur zeigt, wie die Atmosphäre, und diese Luft kann nicht so schnell durch die engere Abflußöffnung entweichen, sondern muß eine gewisse Zeit in dem Nasenraum verweilen. Nun befindet sich aber an der äußeren Wand der Nasenhöhle eine dünne Platte, die „untere Muschel", wie die wissenschaftliche Bezeichnung lautet, angeheftet, die bei dem Menschen spiralig gerollt in den Hohlraum der Nase hineinragt. Die Platte ist mit einer Schleimhaut überzogen, die mit vielen weiten Blutgefäßchen durchsetzt ist, so daß sie also sehr reichlich mit Blut erfüllt ist. Wenn nun die Luft

sich langsam durch den Nasenraum fortbewegt, so streicht sie über die Platte hin und sie wird durch das in den Blutgefäßen enthaltene Blut erwärmt. Noch deutlicher als beim Menschen kann man die Bedeutung der dünnen Platte bei den Säugethieren erkennen, bei denen ihr Bau noch zweckentsprechender ist. Hier ist sie theils in vielen Windungen zusammengerollt, theils auch in viele Blätter zerspalten, so daß sie fast ein schwammartiges Aussehen gewinnt. Wir sind daher berechtigt, in der „unteren Muschel" einen Erwärmungsapparat für die einzuathmende Luft zu sehen.

Aber diese Platte ist nicht die einzige Schutzvorrichtung, welche das Eindringen von zu kalter Luft in die Lunge zu verhindern vermag. In einem Theile der Gesichtsknochen befinden sich nämlich Höhlen, die durch enge Gänge oder Oeffnungen mit dem Luftraum der Nasenhöhle in Verbindung stehen und ebenfalls mit Luft gefüllt sind. Diese Verbindungsöffnungen sind aber so angeordnet, daß nur der ausgeathmete Luftstrom in sie eintreten kann, nicht aber die eingeathmete Luft. Diese Anordnung gibt uns nun einen Hinweis auf ihre Bedeutung für die Athmungsthätigkeit. Der ausgeathmete Luftstrom wird nämlich dadurch mit der ganzen Kraft seiner Bewegung theilweise in diese Nebenhöhlen hineingedrängt, so daß diese mit verdichteter warmer Luft gefüllt werden. Hört nun die Athmungsthätigkeit auf, so dehnt sich diese Luft wieder aus und hilft den Luftraum der Nasenhöhle ausfüllen. Außerdem wirkt aber noch die Einathmungsthätigkeit ansaugend auf die in den Nebenhöhlen verbleibende Luft, so daß diese dem eingeathmeten Luftstrom als Erwärmungsmittel beigemengt wird. Deshalb sind die Nebenhöhlen der Nase als Vorrathsbehälter für erwärmte Luft anzusehen.

Auf diesen Verhältnissen beruht es, warum wir durch die Nase athmen sollen. Durch die Nasenathmung schützen wir uns vor einem guten Theil der so gefürchteten Erkältungen, da die durch die Nasenhöhle eingezogene Luft schon gut erwärmt den Eingang des Kehlkopfes erreicht, so daß eine Schädigung der diesen Eingang bildenden Stimmbänder vermieden wird. Dafür, daß die Lunge nicht etwa durch zu kalte Luft angegriffen wird, sorgt dann wieder eine andere Vorrichtung. Tritt nämlich die

Luft durch den Kehlkopf in die Luftröhre und durch sie in die Lunge, so findet sie in ihr noch einen beträchtlichen Vorrath von warmer Luft. Die Lunge entleert im gewöhnlichen ruhigen Athmen mit einer einzelnen Ausathmung nur etwa ein Sechstel ihres Luftgehaltes, so daß etwa fünf Sechstel zurückbleiben. Daher ist das Ein- und Ausathmen nicht sowohl eine vollständige Entleerung und Wiederfüllung der Lunge, sondern vielmehr eine Ventilation der in ihr enthaltenen Luft, so daß erst etwa fünf bis sechs Ausathmungsbewegungen eine annähernd vollständige Erneuerung der Luft in der Lunge bewirken. Die ganze in der Lunge befindliche Luft erwärmt aber jedesmal den neu hinzukommenden kühleren Luftstrom und schützt so das Lungengewebe vor einer etwaigen Erkältung.

Wer gewöhnt ist, durch den Mund zu athmen, hat anfänglich bei der Nasenathmung gewisse Schwierigkeiten zu überwinden. Allein nur ein wenig guter Wille und Ausdauer genügt, um bald die Gewöhnung an die Nasenathmung zu erzielen. Und diese Gewöhnung an die Nasenathmung ist einer kleinen Mühe in der ersten Zeit werth, denn wir gewinnen uns dadurch, wie wir gesehen haben, einen wesentlichen Schutz gegen Erkrankungen der Luftwege. Th. S.

Aprilscherze Peter's des Großen. — Zar Peter der Große (1682—1725) liebte es, seine guten Russen zuweilen recht ordentlich in den April zu schicken, und zwar ohne Unterschied des Standes und Ranges. — So wurde einst am Ersten des April auf „Väterchens" Veranlassung die ganze Hauptstadt in Erregung versetzt durch die Anzeige eines noch nie dagewesenen Theatergenusses, indem ein Akrobat aus Deutschland sich dort zeigen sollte, der eine Kanone mit sammt der Bespannung mit seinem kleinen Finger in die Höhe heben könne. Natürlich suchte Alles, was Sinn für diese „Kunst" besaß, einen Platz sich zu erobern, und als der große Augenblick der Vorstellung herankam, war das Theater so vollgedrängt, daß kein Apfel zur Erde fallen konnte. Alles harrte natürlich mit begreiflicher Spannung des Beginnes der Produktion, noch dazu, weil diese Spannung fortwährend vergrößert ward durch die allmäligen Zurüstungen, die stückweise vor den erwartungsvollen Blicken der Zuschauer statt-

fanden, deren Geduld auf eine wahre Folter spannend. Endlich, als die allgemeine Neugier durch diese langsamen Vorbereitungen den höchsten Grad erreicht hatte, und das Publikum unruhig zu werden begann, öffnete sich ein Vorhang, und es schwebte von oben etwas nieder. Der verheißene, begehrte Akrobat? — Bewahre! Aber statt seiner eine Riesentafel an farbigen Seilen, welche als Inschrift und Erklärung nur die vielsagenden Worte trug: „Zum 1. April — Peter."

Noch weit drastischer indessen war ein anderer Aprilscherz Peter's des Großen, welcher auf eine Steigerung dieser „Späßchen", damit sie ihre Zugkraft nicht verloren, sich sehr wohl verstand. Es war in der Nacht zum 1. April 1716, als die ganze Residenz von dem Alarmruf: „Feuer!" widerhallte. Alles fuhr aus dem Schlafe, eine unbeschreibliche Verwirrung griff überall um sich, denn draußen läuteten die Glocken, ertönte Trommelwirbel, sah man den Himmel in rothem Scheine glühen. Zar Peter aber, wie stets an der Spitze, wo es Gefahr gab, rief den ganzen Hofstaat schleunigst zusammen, und wohl oder übel mußten seine Kavaliere seinem Beispiel folgen, und in Sturm und Regen hinaus vor die Thore eilen, wo offenbar des Feuers Herd zu suchen war. — Und wirklich fand man dort einen riesigen Feuerherd, das heißt einen kolossalen Scheiterhaufen, entstanden und entzündet auf Befehl des großen Peter, der, allerhöchst entzückt über das fröhliche Gelingen seines unvergleichlichen „Aprilscherzes", mit großem Vergnügen den mehr oder minder beherrschten Aerger um sich her, die allgemeine Ueberraschung, die bestürzten, verblüfften Gesichter betrachtete. K. K.

Die Macht des Dogen von Venedig war bei Weitem nicht so groß, als man gewöhnlich annimmt; er war kaum mehr als das Werkzeug in der Hand des berüchtigten „Raths der Zehn". — Ueber dreißig Jahre lang hatte der Doge Francesco Foscari seines Amtes gewaltet, da traf den schon hochbetagten Greis ein schwerer Schlag. Sein Sohn Jacopo wurde von dem Rathe der Zehn angeklagt, von Feinden der Republik, namentlich dem Herzoge von Mailand, Filippo Maria Visconti, Geschenke angenommen zu haben. Der Doge selbst mußte den Vorsitz bei diesem Gerichte führen, das über seinen Sohn richten sollte. Derselbe wurde ver-

hört, auf die Folter gespannt und für schuldig erklärt. Der eigene Vater mußte ihm seine Strafe, lebenslängliche Verbannung nach Napoli di Romania, ankündigen. Auf der Reise dahin fiel der junge Mann in Triest in schwere Krankheit; mit Widerstreben gab endlich der Rath der Zehn den Bitten des greisen Dogen nach und wies ihm Treviso zum Aufenthaltsorte an. Bei Todesstrafe durfte er aber die Stadt nicht verlassen und mußte sich jeden Tag beim Gouverneur persönlich melden. Da wird in Venedig ein Mitglied des Raths der Zehn meuchlings ermordet, zufällig befindet sich ein Diener des Verbannten daselbst, man foltert ihn, und als er nichts zu gestehen weiß, läßt man seinen Herrn holen und unterwirft ihn denselben Martern. Sein beharrliches Stillschweigen gilt als ein Zeichen seiner Schuld, er wird, ohne gestanden zu haben, nach Candia verbannt. Vergebens waren seine Bemühungen, sich irgend eine Erleichterung seines traurigen Exiles zu verschaffen. In der äußersten Verzweiflung richtet er ein Schreiben an Francesco Sforza, den damaligen Herzog von Mailand, und bittet ihn — den Staatsfeind — um seine Verwendung bei der venetianischen Regierung. Dieser Brief kam, man weiß nicht auf welchem Wege, in die Hände seiner Richter. Sofort ging eine Galeere ab, um ihn zurückzuholen und in die berüchtigten Bleigefängnisse zu führen. Zum dritten Male unterwarf man ihn den Folterqualen, völlig zwecklos, denn die Thatsache seiner Schuld lag ja offen vor Aller Augen. Keine andere Antwort war aus ihm herauszupressen als die, daß er zu diesem äußersten Mittel nur gegriffen, um noch einmal seine Gattin, seine Kinder und seine Eltern umarmen zu können, da man ihn, wie er vorausgesehen, nach Venedig zurückbringen würde. Das Verbannungsurtheil wurde bestätigt und durch die Strafe einer langen Haft am Verbannungsorte noch verschärft, dann erlaubte man ihm, Abschied zu nehmen von seiner Familie. In einem der großen Säle des Dogenpalastes war es ihm vergönnt, zum letzten Male in diesem Leben seine greisen Eltern, seine Gattin und seine vier Kinder zu sehen. Weinend streckte er ihnen die von der Folter verrenkten Hände entgegen und beschwor sie, alle ihre Kräfte aufzubieten zur Linderung seines Urtheilsspruchs. Da sagte sein alter Vater mit zitternder Stimme: „Nein, mein Sohn, habe Achtung vor Deinen Richtern und unterwirf Dich der Signoria ohne Murren!“ —

Einige Zeit darauf entdeckte man den wahren Urheber jenes Meuchelmordes, aber zur Sühnung des himmelschreienden Unrechts war es zu spät: Jacopo Foscari war bereits in seinem Gefängnisse gestorben.

Der alte Doge hatte den Leidenskelch noch nicht geleert. Daß er sich in die Einsamkeit zurückzog, daß er, verzehrt von Gram, niedergedrückt vom Alter, jetzt nicht mehr an den Rathsversammlungen Theil nahm, erregte das Mißfallen der Zehnmänner, sie setzten seine Absetzung durch. Francesco Foscari verließ den Palast, den er 35 Jahre lang bewohnt. Eine Bekanntmachung des Raths der Zehn verbot dem erregten Volke bei Todesstrafe jedes Gespräch über diesen Gegenstand. Als am 30. Oktober 1457 die Glocken von San Marco die Wahl des neuen Dogen verkündeten, da brach Francesco Foscari todt zusammen. D.

Wein- und Lachkünstler. — Man sollte meinen, daß es nichts Natürlicheres, nichts Unnachahmlicheres geben könne, als Weinen und Lachen, daß beides nur bei einer entsprechenden Gemüthsbewegung möglich sei und doch wurde beides, Weinen ebenso gut wie Lachen, jeder Zeit gefälscht, wie in früheren Jahrhunderten die Münzen, wie heute die Banknoten, und diese Fälschung ist unter Umständen vielleicht gefährlicher, als die von Geld und Geldeswerth. Es gibt Frauen, die lachen und weinen können, sobald sie nur wollen. Aber dies ist ein angeborenes, dem weiblichen Geschlechte eigenthümliches Talent, das noch weit entfernt ist von wahrer Kunst. Es ist nicht viel mehr als schauspielerisches Talent, Komödie in das Leben hinein versetzt. Diese Art von Frauen weint und lacht nicht wirklich, sondern macht nur den Eindruck zu lachen und zu weinen und vermag deshalb nur Leichtgläubige oder Verliebte zu täuschen.

Die Kunst beginnt dort, wo die Nachahmung zur Natur wird und von derselben nicht mehr zu unterscheiden ist. Sie ist fähig, ein wirkliches, herzliches Lachen hervorzubringen und ein ebenso wahrhaftes Weinen, wirkliche Thränen, welche die Wangen herabperlen, genau so wie die echten und die trotzdem ein Produkt der Kunst sind.

Eine berühmte Weinkünstlerin war die schöne Gräfin Bertoletti. Eine geborene Italienerin und an einen italienischen Hof-

mann am kaiserlichen Hofe zu Wien verheirathet, im Besitze aller Reize, welche die Natur einem Weibe nur zu geben vermag, hatte sie doch erkannt, daß ihr höchster Reiz in ihren Thränen lag. Ein paar Triumphe, welche sie weinend errang, der Sieg ihrer natürlichen Thränen veranlaßte sie, sich diesen Reiz zu sichern, und sie gewann nach und nach eine so vollständige Herrschaft über ihre Thränendrüsen, daß sie weinen konnte, sobald sie nur wollte, jedesmal, wenn es irgend einen großen Coup auszuführen galt.

Die Gräfin war von Verehrern umschwärmt und spielte eine tonangebende Rolle sowohl am Hofe, wie in Bezug auf die Mode. Nur Eines störte ihre Cirkel, verbitterte ihr den Genuß der Macht und des Einflusses, welche sie ihrer Schönheit dankte, und das war die Antipathie, welche Kaiser Joseph II. gegen sie hatte. Sie hoffte jedoch, daß es ihr dennoch gelingen werde, den Kaiser zu bezaubern, und zwar mit Hilfe ihrer Thränen, da sie wußte, daß sie unwiderstehlich war, sobald sie zu weinen begann.

Um jene Zeit wurde der kaiserliche Augarten in Wien von dem Kaiser für das ganze Volk geöffnet und über seinem Thore die schöne Inschrift angebracht: „Allen Menschen gewidmet von ihrem Schätzer." An dem Tage, wo der Garten das erste Mal dem Publikum offen stand, erschien der Kaiser und der ganze Hof im Augarten, um an der Freude der Wiener, welche in hellen Schaaren herbeiströmten, theilzunehmen. Die Gräfin Bertoletti fand hier unerwartet die so lang ersehnte Gelegenheit, die Wirkung ihrer Thränen auf den Kaiser zu erproben.

Unter anderen Besuchern nahte ein alter Invalide mit einem Stelzfuß, dem überdies der linke Arm fehlte, geführt von seiner Enkelin, einer hübschen niedlichen Blondine, und umgeben von seiner ganzen Familie. Der Kaiser näherte sich ihm in seiner leutseligen Weise und sprach ihn an.

In demselben Augenblick trat die Gräfin Bertoletti heran und reichte dem Invaliden, ohne ein Wort zu sprechen, ihre mit Gold gefüllte Börse. Zu gleicher Zeit füllten sich ihre Augen mit Thränen und dieselben rollten, großen leuchtenden Perlen gleich, die zarten Wangen der schönen Frau hinab. Kaiser Joseph sah sie in diesem Augenblick an und war vollständig bezaubert.

Ja er, der bisher jedem Verkehr mit der schönen Frau ausgewichen war, wurde nun ihr wärmster Freund und Verehrer, und die Gräfin gewann, so weit es bei diesem Feuergeist und selbstständigen Charakter möglich war, großen Einfluß auf ihn.

Ich kannte eine Dame der Berliner Gesellschaft, welche die Thränen gleichfalls sehr geschickt als Schönheitsmittel zu benützen verstand. Wie andere Damen mit dem Fächer spielen, um ihre schöne Hand zu zeigen, Schlittschuh laufen, um ihre kleinen Füße in das richtige Licht zu setzen, so vergoß sie Thränen bei einer rührenden Scene im Theater, im Salon, wo ein Lied gesungen wurde, das zum Herzen sprach, wenn ein rührender Vorfall erzählt wurde und dann, wie wenn sie sich ihrer Rührung schämte, begann sie durch den feuchten Schleier hindurch zu lächeln, und es war um Denjenigen geschehen, dem es galt.

Auf der Bühne waren die italienische Tragödin Ristori und die Heroine des Wiener Burgtheaters, Frau Wolter, als Weinkünstlerinnen berühmt. Ein berühmter Lachkünstler war dagegen Baumeister. Wenn er im Wiener Burgtheater als Götz von Berlichingen in der Gerichtsscne sich breitschultrig vor den Rathstisch hinstellte und laut und herzlich zu lachen begann, so war es mit der sonst so streng beachteten Etikette im Hof- und Burgtheater vorbei und das ganze Publikum, selbst jenes der Logen, lachte mit. Ein russischer Lachkünstler wieder errang seine Erfolge auf dem Hofparquet.

Zar Paul, der launenhafte Despot, welcher so viele neronische Züge an sich hatte, liebte es zuweilen, Witze zu machen. Jedesmal, wenn er guter Laune war, verzweifelten seine Höflinge, denn sie wußten niemals, ob sie ernst bleiben oder lachen sollten. Da Alle vor den unberechenbaren Stimmungen des Kaisers zitterten, so herrschte jedesmal Grabesstille bei den lustigsten Wendungen und Bemerkungen des unglücklichen Despoten. Da fand sich endlich eines Tages ein Tollkühner. Es war ein Herr v. Korff, ein Kurländer, der den Muth hatte, als der Kaiser wieder einmal einen Witz machte, zu lachen. Erst hielt er sein Taschentuch vor den Mund, dann kehrte er das Gesicht der Wand zu, und als der Zar, der gerade guter Laune war, über die Wirkung seines Witzes erfreut auf ihn zutrat und ihn fragte: „Korff, was

haben Sie denn?" brach er los, und das helle Lachen, mit dem er die Anderen fortriß, machte ihn sofort zum Günstling des Kaisers. Es war jetzt gleichsam sein Amt, jedesmal, wenn der Kaiser eine lustige Bemerkung machte, zu lachen, und er lachte so köstlich, so hinreißend, daß der ganze Kreis jedesmal fröhlich einstimmte, und Zar Paul, welcher sehr eitel war, mehr und mehr die Ueberzeugung gewann, daß er in der That der witzigste Kopf seines Reiches sei.

Der größte Wein- und Lachkünstler jedoch war der Pariser Lagrange. Er versah fast ein halbes Jahrhundert hindurch das Amt eines Chatouilleur oder „Kitzlers" in den Pariser Theatern, insbesondere bei bedeutenden Erstaufführungen. Selbstverständlich hatte auch er seine Schule durchgemacht und erst nach und nach die volle Meisterschaft errungen. Auf dem Höhepunkte seiner Thätigkeit war er ein vollendeter Künstler in seinem Fach, der absolut keinen Nebenbuhler hatte. Er konnte jeden Menschen, den größten Hypochonder, den feierlichsten Moralprediger, jedes Publikum, das kälteste und zurückhaltendste, zum Weinen und zum Lachen bringen, sobald er nur wollte.

In rührenden Stücken, in Trauerspielen, hatte er seinen Platz stets an einer Stelle, wo ihn Niemand beobachten konnte, wo ihn aber das ganze Haus vernehmen mußte und dann, wenn eine Scene kam, die halbwegs ergreifend war, dann hörte man ihn erst seufzen und dann sich schneuzen. „Sein Schneuzen," sagt ein Zeitgenosse, „war geradezu hinreißend". Dann, mitten in der lautlosen Stille schluchzte er auf, und dieses Schluchzen steigerte sich manchmal langsam fast bis zum Weinkrampf. Mehr und mehr hörte man überall die Leute sich räuspern, die Damen nahmen die Taschentücher zu Hilfe, kein Auge blieb trocken, und wenn schließlich Lagrange zu klatschen begann, dann brach ein Beifallssturm los, den Autor und Direktor allein niemals zu Stande gebracht hätten.

In Lustspielen und Vaudevilles begann er in komischen Scenen mit einem unterdrückten Lachen, das mehr wirkte, als es ein lautes provocirendes vermocht hätte. Es galt ja erst das Publikum zu sondiren und zu stimmen. Dann kam ein Kichern, das wirklich wie ein Kitzeln auf die Nerven wirkte. Bald lachten

mehrere Naive mit. Nun wurde Lagrange kühner, er lachte und lachte wieder, er trillerte wie eine Nachtigall, er gurrte wie eine Taube, immer mehr Leute schlossen sich ihm an, bis er endlich losbrach und das ganze Publikum mit ihm. Es gab keine Zurückhaltung mehr, sobald Lagrange im geeigneten Moment laut zu lachen begann. Dann war aber auch der Erfolg des Stückes entschieden, und in dem nächsten Akt lachte das Publikum, auch ohne daß Lagrange sich besonders anzustrengen brauchte; es genügte, wenn er dasselbe ab und zu ein wenig kitzelte.

Aber um solche Wirkungen hervorzubringen, genügte es nicht, ein Wein- und Lachkünstler zu sein, der seines Gleichen sucht, dazu gehörte auch viel Geist und ein Geschmack, ein gesunder Sinn, welcher jederzeit das Richtige traf. Lagrange erlitt niemals im Theater eine Niederlage, weil er immer genau wußte, an welcher Stelle er das Publikum provoziren durfte, in welchem Moment er ohne Gefahr beginnen konnte, zu weinen oder zu lachen. Seinen höchsten Triumph feierte er im Ambigutheater. Er hatte gewettet, daß er in einem ernsten, rührenden Stück das Publikum zum Lachen bringen werde. Und wirklich, es gelang ihm so vollständig, daß bei den rührendsten Scenen ein Sturm von Heiterkeit durch das volle Haus brauste. Lagrange gewann die Wette, allerdings zum Schaden des Autors und des Direktors, die ihm für diese Kunstleistung die Thüre wiesen. S.-M.

Friedrich der Große citirt einen Geist. — Eines Tages lenkte der König bei der Tafel das Gespräch auf Geistererscheinungen und auf die Möglichkeit, sie herbeizurufen. Man behauptete, daß diese Kunst sehr zu bezweifeln sei und nur auf Täuschung beruhe, Friedrich aber meinte, die Sache sei nicht so ganz unzuverlässig, und es gebe wirklich Personen, welche diese Kunst verständen. Er selbst verstehe sie, habe aber nie Gebrauch davon gemacht, weil es wenige Personen würden ertragen können, einen Geist zu sehen.

„Nicht wahr, mein lieber Graf," wendete er sich an den Grafen Z. „Er würde artig laufen, wenn ich Ihm einen Geist zeigte?"

„Verzeihen Eure Majestät," erwiederte dieser; „Sie wissen nur zu gut, daß mir das Herz am rechten Orte sitzt; ich denke es

durch Proben bewiesen zu haben, und ich werde mich vor nichts fürchten, wenn man mir auch den Teufel selbst zeigte."

Der König lächelte und versicherte mit vieler Beredtsamkeit, es sei keine Kleinigkeit, einer Geistererscheinung beizuwohnen. Ein anderer Gast, dem der König die Rolle, welche er bei diesem Spaße spielen sollte, schon vorher aufgetragen hatte, fing nun an, dringend zu bitten, der König möchte ihnen doch eine Probe von dieser so großen Kunst zeigen. Der Graf Z. stimmte mit bei, und endlich erklärte sich der König bereit, er wolle es zwar thun, heute sei es aber zu spät; morgen nach der Tafel würde er die Gesellschaft einen Geist sehen lassen.

Am folgenden Tage, gegen das Ende der Mahlzeit, erinnerte einer der Gäste den König an sein Versprechen. Nachdem die Tafel aufgehoben war, ließ der König alle Bedienten hinausgehen, nahm dann einen kleinen schwarzen Stab, sagte einige unverständliche Worte und machte mit dem Stabe verschiedene Kreise in der Luft und auf der Erde. Dann befahl er dem Grafen Z., die Thür zum nächsten Zimmer zu öffnen. Kaum war dies geschehen, so fuhr der Graf vor Schrecken zurück, ward blaß und konnte kein Wort sprechen. Er sah in dem geöffneten Zimmer seine eigene Gemahlin, weiß gekleidet, mit langsamen Schritten einhergehen, stille stehen und ihn scharf anblicken. Der Graf wußte zuverlässig, daß seine Gemahlin an einem viele Meilen entfernten Orte war, und es war ihm also unbegreiflich, daß sie nun hier sein sollte. Der König hatte aber die Gräfin mit Extrapost nach Sanssouci holen und für diese Scene vorbereiten lassen.

Nachdem Friedrich den Grafen lange genug in Erstaunen gelassen hatte, sagte er: „Nun, wie steht es mit Seiner Herzhaftigkeit? Gehe Er doch hin und umarme Er den Geist, der Ihm wohl bekannt sein muß. Ich habe Ihn schonen wollen, deshalb zeigte ich Ihm einen vertraulichen Geist."

Der Graf ging endlich, auf wiederholten Befehl des Königs, auf seine Gemahlin zu und ward nun überzeugt, daß ihm der König einen drolligen Streich gespielt hatte. C. T.

Allerlei von der Seekrankheit. — Die Seekrankheit durch Schwindel (vertigo) zu erklären, ist nicht gerechtfertigt. Es gibt Menschen, die vollkommen schwindelfrei sind, das Schaukeln sehr

gut vertragen, sich ohne Gefahr am Rande eines Abgrundes, auf einem schmalen Steg, auf einem hohen Gerüst bewegen, aber dennoch an Bord eines Schiffes nicht einmal auf die Wellenbewegung blicken, das Kielwasser nicht anschauen können, ohne seekrank zu werden. Daß aber Schwindel (in der Bedeutung „Humbug") auch in der Seekrankheit eine Rolle spielt, erfuhr man vor Kurzem auf der Linie Ostende-Dover, wo zwei elegante Damen auffallend stark von dem Uebel befallen wurden und ihnen ein Arzt durch Pülverchen half, so daß sie in kürzester Zeit vollkommen ruhig wurden, ihr Beefsteak mit Appetit verzehrten, Sherry tranken und Cigaretten rauchten. Die Folge davon war, daß alle Augenzeugen dieser magischen Wirkung die Medicin kauften und sich für die Zukunft durch die Auslage von vier Schilling und sechs Pence gegen das Leiden gefeit glaubten, bis es sich nach einiger Zeit herausstellte, daß jene Damen vom Arzte bezahlt waren, um die Komödie der plötzlichen Kur an Bord zu spielen, und der falsche Medicinmann gute Geschäfte gemacht hatte.

Eine Dame, der man als Mittel für die Seekrankheit gerathen hatte, sich während der Reise nach Amerika zu verlieben, fand dieses Heilmittel richtig an Bord und blieb während der Fahrt seefest. Sie heirathete dann den Retter in Amerika. Auf der Rücktour nach Europa aber wurde sie seekrank — das Mittel hatte an Kraft verloren.

Bei einer Fahrt von Triest nach Venedig renommirten zwei junge Damen mit ihrer Seefestigkeit und hielten wirklich trotz bewegter See bis zur Einfahrt am Lido aus, wo die Rollbewegungen des Dampfers aber doch zu heftig wurde, um ohne ein kleines Uebelbefinden abzulaufen. Die Eine von ihnen suchte sich durch ihr Taschentuch zu decken und warf endlich dieses, das allerdings kaum mehr brauchbar war, in's Meer. Tags darauf fand im Hotel ein Diner statt. Ein riesiger Barsch zierte den Tisch, und als ein Herr sich erbot, ihn regelrecht zu zerlegen, kam das gestern geopferte Taschentuch zum Vorschein — natürlich ein von der Kammerjungfer verschafftes Battisttuch, das, unter die Citrone, die der Fisch im Maule hielt, hineingestopft, als „Taschentuch des Polykrates" viel Aufsehen und Gelächter erregte, um so mehr,

als die Dame gehofft hatte, daß Niemand das Wegwerfen des Tuches bemerkt hätte.

Heinrich v. Littrow erzählt die unvergeßliche, geistvolle, hierher sehr gut passende Signalkonversation, die bei der Eröffnung des Suezkanals zwischen den beiden österreichischen Kriegsdampfern „Elisabeth" und „Greif" geführt worden ist. Die See war damals vor Jaffa sehr bewegt, als sich Kaiser Franz Joseph auf der Yacht „Greif" mühsam einschiffte, während der Minister Graf Beust an Bord des Dampfers „Elisabeth" die Ueberfahrt nach Alexandrien machte. Während der Tour fand sich der Kaiser zu einer Anfrage mittelst Flaggensignale, mit denen man Alles sagen kann, bewogen, wie es denn den Passagieren an Bord der „Elisabeth" ginge, da er wußte, daß unter diesen auch der eben nicht sehr seefeste Minister war. Die Antwort von der „Elisabeth" lautete: „Ave, Caesar, morituri te salutant — Heil Dir, Kaiser, die Sterbenden grüßen Dich," der bekannte Gruß der römischen Gladiatoren beim Einmarsch in den Cirkus vor der Imperatorenloge. Der Kaiser ließ diesen Gruß der „sterbenden" Fechter mit dem Signale beantworten: „Requiescant in pace — mögen sie in Frieden ruhen." Bei der Ankunft in Port Said waren aber die Armen glücklich wieder vollkommen hergestellt und dinirten und tanzten in voller Lebensluft bei dem glänzenden Feste, das der Khedive veranstaltet hatte. Dr. A. B.

Ein Frauenasyl. — Ein Gebot Mohammed's besagt, daß die Frauen, wenn sie von ihren Gatten mißhandelt werden, das Recht haben, Jene zu verlassen, und sich selbst einen Zufluchtsort zu wählen, welchen der Mann nicht betreten darf. Dieser Ausspruch des Propheten hat die türkischen Frauen dazu gebracht, eine Art von Asyl zu errichten, wo sie sich hinflüchten. Es ist dies das acht Kilometer östlich von Schumla liegende Dorf Madara, in welchem gegen dritthalbtausend Frauen leben. Die Erste, welche sich hierher flüchtete, war Fatime, eine Verwandte Mohammed's selber. Von ihrem Gatten Abubekr verstoßen, gelang es ihr, nach Bulgarien zu entkommen, und sie wählte sich hier in der Nähe von Schumra — dem heutigen Schumla — ein einzeln stehendes Häuschen zu ihrem künftigen Aufenthaltsorte. Bald gesellten sich mehrere Schicksalsgenossinnen zu ihr, und es entstand eine förm-

liche Frauenrepublik, deren Mitglieder sich im Waffenhandwerk übten, um gegen feindliche Ueberfälle des umwohnenden Mischvolkes der Bulgaren gesichert zu sein. Zu Anfang des 14. Jahrhunderts zählte die zu einem Dorf herangewachsene Kolonie — welche Madara genannt worden — gegen 400 Bewohnerinnen. Nach Einverleibung Bulgariens in das türkische Reich schien es, als ob dem Dorfe der Untergang drohen würde, allein Sultan Mohammed II. befahl 1478 durch einen besonderen Irade, daß Madara und alle sich dorthin flüchtenden Frauen, sofern sie dem Islam treu blieben, für ewige Zeiten sich des kaiserlichen Schutzes zu erfreuen haben sollten. Außerdem wurden den Bewohnerinnen des Dorfes beständige Abgabenfreiheit und unbeschränkte Freiheit in ihrem Thun und Lassen, sofern dies nicht gegen die Gesetze des Korans verstieße, zugesichert. Diese Gerechtsame ist den Madarainnen denn auch in vollem Umfange erhalten geblieben. Sie leben in Gemeinschaft, zahlen noch gegenwärtig nicht die geringsten Steuern und tragen keinen Schleier, obwohl sie sich zu der türkischen Religion bekennen. Madara ist der Zufluchtsort für jede unglückliche Ehefrau. Daher finden sich hier Frauen aus allen Gesellschaftsklassen und aus allen Theilen des ottomanischen Reiches zusammen. Hmn.

Die New-Yorker „Rothkappen". — In New-York gibt es eine Einrichtung, welche meines Wissens in keiner anderen Stadt existirt, sich aber im Laufe der Jahre recht bewährt hat. Wer die Metropole des amerikanischen Ostens einigermaßen kennt, der bemerkt häufig uniformirte Leute, die durch ihre rothen Helme auffallen. Sie verfügen sich beim Ausbruch eines Brandes, worüber ihnen sofort Nachricht zugeht, wie der Feuerwehr, in eigenen Gefährten im Galop nach der Brandstätte, entnehmen ihren Wagen ganze Ladungen von Theerdecken und schleppen diese in die brennenden Gebäude, um deren werthvollsten Inhalt nicht gegen die Flammen, sondern gegen das Wasser zu schützen, welches zum Löschen verwandt wird und oft mehr Schaden anrichtet, wie das Feuer. Um die Löscharbeiten kümmern sie sich im Allgemeinen nicht, sondern nur um Rettung des Eigenthums, zu welchem Zwecke sie von den Versicherungsgesellschaften und nicht von der Stadt angestellt sind und bezahlt werden. Dies schließt natürlich nicht

aus, daß sie im Nothfalle auch anderweitige Hilfe leisten und namentlich zur Rettung von Personen beizutragen suchen. In New-York werden diese Leute allgemein „Rothkappen" genannt.

Das Korps ist aus kleinen Anfängen hervorgegangen und hat sich erst im Laufe der Jahre zu dem ausgebildet, was es heute ist. Der erste Versuch zur Schaffung einer solchen „Rettungspolizei" datirt aus dem Jahre 1835, in welchem die Feuerversicherungs-Gesellschaften vier Personen mit einem jährlichen Gehalt von je 250 Dollars anstellten, denen sie die Pflicht auferlegten, bei allen Bränden zugegen zu sein, um das Interesse der Gesellschaft durch Rettung versicherter Gegenstände wahrzunehmen. Der kleine Anfang stellte sich bald äußerst nutzbringend heraus, so daß man sich schon nach vier Jahren bewogen fand, die Organisation auf vierzig Mann zu vermehren, nachdem sich sämmtliche Gesellschaften verpflichtet hatten, zur Erhaltung derselben beizutragen. Die Kosten für die Mannschaften beliefen sich auf etwa 18,000 Dollars im ersten Jahre der Verstärkung. Dabei beschränkte sich ihr Dienst auf den eigentlichen Geschäftstheil der Stadt, wurde jedoch schon nach weiteren fünf Jahren ausgedehnt. Heutzutage existiren fünf verschiedene Patrouillenbezirke, die im Ganzen einen Bestand von 130 Köpfen an Offizieren und Mannschaften aufweisen.

Seit Jahren ist übrigens diese Rettungspolizei gesetzlich autorisirt, in jedes Gebäude zu dringen, in welchem es brennt, oder worin Feuer vermuthet wird, um erstlich die Interessen ihrer Brodgeber wahrzunehmen und sich eventuell auch anderweitig nützlich zu machen. Hiermit wurde zugleich bestimmt, daß alle Versicherungs-Gesellschaften, welche in New-York existiren, nach Verhältniß ihrer Einnahmen zum Unterhalt dieses Instituts beisteuern müssen.

Die einzelnen Stationen haben in Betreff ihrer Unterbringung viel Aehnlichkeit mit den Depots der Feuerwehr, mit der selbstverständlich ja auch ein gewisser Zusammenhang bestehen muß. Ein vierstöckiges Gebäude dient zur Aufnahme, in welchem unten Stallung für die Pferde und Räume für die Wagen und sonstigen Geräthschaften vorhanden sind. Als Hauptausrüstung dienen die schon erwähnten Theerdecken, die stets in großer Zahl gelagert sind.

In der ersten Etage des Gebäudes befinden sich die Bureau-, Wohn- und Schlafzimmer für die Offiziere, sowie die Schlafsäle für die Mannschaften. Die zweite Etage ist als Wohnraum für die Leute und als Werkstätte eingerichtet, während man den obersten Stock als Trockenraum für die neuen Decken bestimmt hat, welche von den Mannschaften selbst gefertigt werden. Aus den Schlafsälen führen Sprossenständer in die unterste Etage, so daß die Leute beim ersten Glockenzeichen im Nu bei den Wagen sein können. Die Wagen ähneln den Feuerwehrfuhrwerken, die Leute stehen auf breiten eisernen Fußbrettern während der Fahrt. Die Theerdecken befinden sich in eisernen Behältern, ebenso führt man Aexte, Rettungsleitern und sonstiges nothwendiges Material mit. Daß der Dienst der Rothkappen kein leichter ist, liegt in der Natur der Sache, das Aufreibendste bleibt dabei die fortwährende Bereitschaft, eine Situation, die sich jedenfalls nicht für nervöse Personen eignet. O. v. Briesen.

Nur immer deutlich! — Eines Tages trat der Generalintendant des Kasseler Hoftheaters zu dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm in's Audienzzimmer und unterbreitete zur Genehmigung das Repertoire für die nächstfolgende Woche. Plötzlich ruhte der Allerhöchste Blick längere Zeit auf dem Titel einer Novität, welche ihm fremd war.

„Was ist das?" fragte der Kurfürst auf das eine der Stücke zeigend.

„Ein neues Schauspiel von G. zu Puttlitz, ‚Das Testament des Großen Kurfürsten', königlicher Hoheit aufzuwarten."

„Gut! Aber was behandelt das Stück?"

„Es ist die Erbfolgefrage, welche nach dem Tode des Großen Kurfürsten von Brandenburg dadurch entstanden sein soll, daß es hieß, es wäre ein Testament vorhanden, nach welchem das Reich unter alle Kinder des Kurfürsten getheilt und also zersplittert werden solle. Diesen Vorwurf behandelt das Stück. Dürfen wir es geben, königliche Hoheit?"

„Ja, gewiß! Aber setzen Sie auf den Zettel: ‚Testament des Großen Kurfürsten von Brandenburg', sonst glauben die Leute, die den Titel lesen, es handle sich um *mein* Testament!"

—dn—

Ein interessantes Experiment. — Man weiß seit langer Zeit, daß selbst die dem Verderben am meisten ausgesetzten Nahrungsmittel durch Gefrieren lange Zeit hindurch erhalten werden können. In den arktischen, den Nordpolregionen, wo die natürliche Temperatur dieses Verfahren begünstigt, bildet das Gefrieren die gebräuchliche Methode, um namentlich Fleisch oft monatelang aufzuheben, wie es gerade der Bedarf mit sich bringt. Die Einführung des künstlichen Gefrierens hat diese Methode des Aufbewahrens mit größerem oder geringerem Erfolg auch südlichen Breiten zugänglich gemacht. Besser aber werden die Nahrungsmittel dadurch nicht.

Eine Probe dieser Aufbewahrungsfrage ward kürzlich zu einem interessanten Abschluß gebracht. Herr Edwald R. Bell in New-York gab nämlich seinen Freunden in seiner Wohnung ein Mittagsmahl, und zwar hauptsächlich, um die Genießbarkeit eines Truthahns zu untersuchen, der vor zehn Jahren getödtet und seitdem in gefrorenem Zustand erhalten worden war, während welcher Zeit er sich im Gewahrsam einer der Gäste befand. Der Truthahn, welcher als eines der Gerichte zubereitet war, ward vollkommen in Gestalt und ohne jeden äußerlichen Makel befunden, sein Fleisch aber war äußerst fade und entbehrte total jenes saftigen Gehaltes und Wohlgeschmacks, die einem frisch gebratenen Truthahn eigen sind. Das Fett und der Saft waren ganz geschwunden, nur Knochen und Muskelfasern zurücklassend, so daß das allgemein herrschende Urtheil über den Minderwerth gefrorener Produkte überhaupt durch dieses interessante Experiment seine volle Bestätigung fand. B. Fr.

Chinesisches Theaterpublikum. — Erstaunlich ist die Geduld und Ausdauer, welche die Chinesen hinsichtlich ihrer Theater an den Tag legen. So wurde in Tschung-king-fu unlängst ein neues Stück aufgeführt, dessen erster Akt Morgens um sieben Uhr seinen Anfang nahm und um sieben Uhr Abends zum Abschlusse gelangte. Während dieser ganzen Zeit hatte man nur zehn Minuten Pause zur Einnahme von Erfrischungen gehabt. Um sieben Uhr dreißig Minuten sollte dann der zweite Aufzug beginnen, um bis gegen Tagesanbruch zu dauern, wobei indeß das anwesende Publikum den Saal räumen und neuen Zuschauern Platz machen sollte. Die Leute waren aber so sehr an dem Spiele interessirt,

daß sie dessen sich weigerten und einen ungeheuren Spektakel machten, weshalb die Polizei herbeigerufen wurde, die endlich die Unermüdlichen fortjagte. W. H.

Adel und Bürgerthum. — Der bekannte Geschichtsschreiber v. Hormayr erzählt, daß ein Graf Stadion, sonst ein tüchtiger Patriot, vor Zorn außer sich gewesen sei, wenn es ihm einmal passirte, in den Gesellschaften der Wiener Hofburg einen Bürgerlichen anzutreffen. Bei solchen, damals noch viel verbreiteten Gesinnungen des Adels gegen das Bürgerthum, kann es uns nicht Wunder nehmen, wenn im Jahre 1848 im Frankfurter Parlament der Antrag gestellt wurde, den Adel ganz aufzuheben, ja, wenn ein weiterer Vorschlag des Revolutionsjahres dahin ging, auf eine ganz eigenthümliche Art dem Adel eine Todeswunde zu versetzen. In allem Ernste wurde nämlich vorgeschlagen, daß man die Verbrecher, die Sträflinge und Zuchthäusler, in Masse adeln solle. Mit lebenslänglichem Zuchthaus bestrafte Verbrecher sollten von nun an als Grafen figuriren, gewöhnlichere Zuchthäusler sollten auf den Titel eines Barons gerechte Ansprüche haben, und ein armer Schlucker, beim ersten Ausfluge auf fremdes Eigenthum ertappt, sollte mit dem bloßen „von" davonkommen. Mit so vielen Anträgen liegt auch dieser, übrigens nicht im Geringsten ironisch gemeinte Antrag in den Akten des Frankfurter Parlaments begraben. Dr. W.

Drastischer Bescheid. — Zu dem bekannten Geheimrath Dr. Heim in Berlin, der neben seiner großen Tüchtigkeit auch durch seine knappen und drastischen Antworten vor Hoch und Niedrig bekannt geworden ist, kam einst die junge Gräfin v. Z., die einige Wochen zuvor ein Söhnchen bekommen hatte. Der Arzt wurde von der Dame durch stets erneute Fragen geplagt, was man noch Alles für den kleinen Sprößling beschaffen und mit Nutzen verwenden könne. Noch an der Thür blieb sie stehen und sagte: „Nur noch Eines, lieber Geheimrath."

„Bitte, reden Sie, aber fassen Sie sich kurz, Frau Gräfin."

„Sagen Sie, Herr Geheimrath, wie wär's mit Eselmilch für meinen Kleinen? Wofür ist denn Eselmilch gut?"

„Für junge Esel!" versetzte der alte Heim ruhig, worauf sich die Gräfin eiligst entfernte. —bn—

Künstlerlaune. — Die gefeierte Sängerin Catalani († 1849) kam im Jahre 1826 auch nach München, um hier zu singen, doch brachte eine Künstlerlaune die Münchener um den Genuß, die weltberühmte Sängerin zu hören. Dieselbe ging nämlich des Morgens in die Kirche und setzte sich eigenmächtig in die Loge der königlichen Prinzessinnen. Obwohl der Hof selbst über dieses ungebührliche Benehmen hinwegsah, so konnte es doch der diensthuende Kammerherr nicht unterlassen, die Sängerin zu bitten, diese Loge zu verlassen und sich anderswo Platz zu suchen. Diese Zurechtweisung erzürnte die Catalani maßlos, und da sie gerade an demselben Tage bei der Königin Audienz hatte, beklagte sie sich bei derselben und behauptete, dieser Vorfall habe sie so angegriffen, daß sie nicht singen könne und auch nicht singen werde, überhaupt den Münchener Boden nie mehr betreten wolle.

Sie hielt Wort und sang nicht, sondern reiste in der That noch an demselben Tage ab und zwar auf eigenthümliche Weise. Sie wollte nämlich wirklich das Pflaster Münchens, wo sie ihrer Meinung nach so schwer gekränkt worden war, nicht betreten, ließ daher die Kellner des Hotels „Zum schwarzen Adler", wo sie wohnte, von der Thür des Hotels bis zu ihrem Wagen Spalier bilden und das Pflaster mit Teppichen belegen. So schritt sie denn wie eine Königin über die Teppiche dem Wagen entgegen. Die Teppiche reichten jedoch nicht vollständig und so war ein kleiner Raum unbelegt geblieben; als die Catalani zu dieser Stelle kam, riß sie, kurz entschlossen, ihr Manteltuch ab und warf es vor sich nieder, damit ihr Fuß das Pflaster der verhaßten Stadt nicht zu berühren brauchte. C. T.

UNIV.

JUL 10 1912

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Unsern Knaben und Mädchen gewidmet!

Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint jährlich in 52 Nummern (pro Quartal 2 M.) und in 16 Heften (pro Heft 50 Pf.).

Die erschienenen Jahrgänge in eleganten Einbänden kosten:
Jahrgang I 8 M., Jahrgang II, III, IV, V und VI à 9 M.

Der Gute Kamerad darf sich als den erklärten Liebling der deutschen Knabenwelt ansehen. Seine unendliche Reichhaltigkeit, der helle, frische Ton, in dem er zu seinen Lesern spricht, verbunden mit sittlichem, erzieherischem Ernste, haben ihm die Sympathien der Eltern und Kinder erworben, deren er sich heute erfreut.

Spemanns Illustrierte Mädchen-Zeitung.

Erscheint jährlich in 52 Nummern (pro Quartal 2 M.) und in 16 Heften (pro Heft 50 Pf.).

Die erschienenen Jahrgänge in eleganten Einbänden kosten:
Jahrgang I, II, III und IV à 9 M.

Das, was „Der Gute Kamerad" für die Knaben, ist „Das Kränzchen" für unsre Mädchenwelt. Es bietet Erzählungen, Gedichte, Essays, bringt Anweisungen für Malerei, Stickerei, Häkel- und andre Arbeiten, giebt Rezepte für Haus, Küche und Keller u. s. w. — kurzum das „Kränzchen" kennt und weiß die Bedürfnisse eines jungen Mädchens und trägt denselben in vollem Umfange Rechnung.

Abonnements in allen Buchhandlungen.